

STREFFLEURS ÖSTERREICHISCHE

MILITÄRISCHE ZEITSCHRIFT.

REDIGIERT

VON

KARL KANDELSDORFER

K. U. K. HAUPTMANN.

REDACTION: WIEN, VIII., PIARISTEN-GASSE 32.

ADMINISTRATION: WIEN, I., GRABEN 21.

XXXVII. (DER GANZEN FOLGE 73.) JAHRGANG.

II. BAND.

WIEN 1896.

WILHELM BRAUMÜLLER

K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

EIGENTHUM DER STREFFLEUR'SCHEN ERBIN.

Inhalts-Verzeichnis des II. Bandes.



Aus Loudons Leben.

Von **Oberst Carl von Duncker.**

(Schluss).

IX.

Das Kriegsjahr 1759.

Aufstellung der Armeen. — Urtheil König Friedrichs über die österreichischen Generale und die österreichische Armee. — Loudon erkrankt in Teplitz. — Reconvalescenz und Reise nach Wien. — Gnadenbeweise der Kaiserin; Erhebung in den Freiherrnstand. — Werbecapitulation für Loudon auf zwei Grenadier-Bataillone. — Er begibt sich zur Armee. — Postierung an der Grenze von Schlesien. — Marsch Loudons zur russischen Armee an die Oder; trifft bei Frankfurt ein. — Urtheil Loudons über die russische Armee. — Verhandlungen mit dem russischen Hauptquartier. — Oder-Übergang der preußischen Armee. — Aufstellung Loudons. — Stärke und Stellung der verbündeten russisch-österreichischen Armee. — Schlacht bei Kunersdorf. — Handschreiben der Kaiserin an Loudon. Uneigennützigkeit des Letzteren. — Äußerungen von Augenzeugen über Loudons Verdienste bei Kunersdorf. — Übersicht der Stellungen der beiderseitigen Armeen. — Generalquartiermeister Graf Lacy im russischen Hauptquartier. — Unthätigkeit der russischen Heeresleitung. — Verhandlungen Loudons mit Graf Ssaltykow. — Zusammenkunft Dauns mit Ssaltykow in Guben. — Dort getroffene Vereinbarungen. — Marsch der Russen nach Lieberose. — Ehrengeschenk der Kaiserin Elisabeth für Loudon. — Dessen Dankschreiben an die russische Monarchin. — Verstärkung des Loudon'schen Corps. — Marsch der russischen Armee nach Guben und Freistadt. — König Friedrich vereitelt deren Absicht einer Belagerung Glogaus. — Absicht der Russen auf das rechte Oder-Ufer zurückzugehen. — Ansichten Loudons darüber. — Brückenschlag bei Költsch. — Loudons Vorschlag König Friedrich anzugreifen, wird von Ssaltykow abgewiesen. — Übergang auf das rechte Oder-Ufer. — Loudon versucht Ssaltykow zu einer Unternehmung auf Breslau zu bestimmen. — Brief des Hofraths von Hochstätter an Loudon. — Kriegsrath in Rützen. — Neue Verhaltungen für den russischen Oberfeldherrn aus Petersburg. — Bewegungen der russischen Armee. — Beschluss der österreichischen Generale in einem Kriegsrathe nach Kalisch zu marschieren. — Marsch dorthin, Verlegung des Corps in Cantonnierungen. — Neue Verhandlungen mit dem russischen Hauptquartier. — Die Russen brechen gegen Posen auf. — Marsch Loudons durch Polen nach Krakau. — Erhält in Czentochwa neue Anerbieten Ssaltykows. — Ablehnung derselben durch Loudon mit Bezug auf seine Verhaltungsbefehle. — Loudon zum Feldzeugmeister ernannt, trifft in Krakau, endlich am 29. November in Bielitz ein. — Bezieht Quartiere in Mähren. — Ende des Feldzuges in Sachsen. — Gefangennehmung des Generals Fink bei Maxen. — Winterquartiere. — Loudon begibt sich nach Wien, von dort zu Ende des Jahres nach Prag.

Die Waffen ruhten, die Truppen lagen in den Quartieren.

Im allgemeinen schien die Lage der kriegführenden Mächte nicht wesentlich gegen jene des Vorjahres verändert.

Österreich und Frankreich hatten am 30. December 1758 einen neuen Vertrag geschlossen, worin sowohl die Fortführung des Krieges als der etwaige Abschluss des Friedens als gemeinsame Sache erklärt ward. Das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Österreich und Russland dauerte ungeschwächt fort. Dagegen wurde die Allianz zwischen Preußen und England erneuert. Von Seite der Schweden war nicht allzuviel zu erwarten; da die in Pommern stehende Truppenmacht zu geringfügig war, um entscheidende Unternehmungen ausführen zu können.

Am härtesten lastete auch während der Waffenruhe des Winters von 1758 auf 1759 der Druck auf den von den Preußen besetzten deutschen Ländern. Die denselben auferlegten Kriegssteuern waren sehr beträchtlich.

Ende März standen von der kaiserlichen Armee unter FM. Dauns Commando 40.000 Mann in der Gegend von Jičin; 26.000 Mann unter G. d. C. de Ville zwischen Würbenthal und Zuckmantel in Schlesien; 18.000 Mann unter FZM. Harsch bei Neustadt a. d. M. und Nachod; FML. Loudon mit 16.000 Mann zwischen der Elbe und der schlesischen Grenze bei Trautenau und Freiheit; 12.000 Mann unter FML. Beck bei Braunau und Politz; endlich 15.000 Mann unter FML. Eberhard Gemmingen bei Komotau. GFW. Vehla stand bei Gabel; GFW. Graf Esterházy bei Reichenberg.

Die russische Armee, 78.000 Mann, versammelte sich anfangs April am rechten Weichselufer bei Marienwerder; die Reichs-Armee 28.000 Mann, in Franken und Thüringen; die Schweden, 12.000 Mann bei Stralsund und auf Rügen; die Franzosen, 125.000 Mann, unter Marschall Contades am linken Rheinufer über Köln, Wesel und Cleve bis zur Maas.

König Friedrich stellte diesen Heeren gegenüber: 50.000 Mann unter seinem Commando zwischen Schweidnitz und Löwenberg; 13.000 Mann unter Fouqué zwischen Leobschütz und Ratibor; 38.000 Mann in Sachsen unter Prinz Heinrich; 23.000 Mann unter Dohna gegen die Schweden um Greifswald; 60—70.000 Mann der unter dem Befehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stehenden englisch-hannoverschen Armee.

Eine scheinbar gewaltige Übermacht stand daher dem Könige von Preußen gegenüber, welche, wenn sie einheitlich geleitet und von einem Willen beseelt gewesen wäre, erdrückend gewirkt haben müsste.

Die Operationsentwürfe kamen jedoch infolge der Verschiedenartigkeit der Interessen der alliierten Mächte nur nach den langwierigsten und peinlichsten Verhandlungen zustande und scheiterten, selbst wenn sie die Cabinette gutgeheißen hatten, an dem Eigenwillen der einzelnen Feldherren.

Dem gegenüber ein Feldherr, der König war in seinem Heer, der nicht zu fragen, zu verhandeln hatte, sondern entschied und handelte. Das wog wohl 100.000 von Streitern auf.

Um diese Zeit schrieb Friedrich II. Betrachtungen über die Kriegführung der Österreicher nieder, die als die Urtheile eines großen Gegners über die kaiserliche Armee und ihre Generale höchst beachtenswert sind: Die Grundsätze, nach welchen die österreichischen Generale den Krieg führen, sagt der König, sind das Ergebnis langer Überlegung, bedeutender Vervollkommnung in der Taktik, großer Umsicht in der Wahl der Lagerstellungen, vorzüglicher Terrainkenntnis, sorgfältiger Dispositionen, und der Klugheit, nichts ohne ziemlich bestimmte Aussicht auf Erfolg zu unternehmen. Sich niemals gegen seinen Willen zur Schlacht zwingen zu lassen, ist der erste Grundsatz eines jeden Generals. Aus diesem Grunde suchen sie feste Lager auf Anhöhen und Gebirgen. Man findet die Österreicher niemals in schlechten Stellungen. Ihre Flanken sind stets an Ravins, steile Abhänge, Moräste, Flüsse oder Städte gelehnt.

Die Aufstellung ihrer Truppen ist immer so, dass jede Waffe die Vortheile des Terrains nach ihrer Eigenthümlichkeit benützen kann. Oft zeigen sie Cavallerie-Corps, um den gegenüberstehenden General zu falschen Dispositionen zu verleiten. Jedoch habe ich bemerkt, dass, so oft sie ihre Cavallerie in Linie entwickeln, sie sie nicht angreifen lassen wollen, und nur wenn sie dieselbe schachbrettförmig aufstellen, sie wirklich ein Gefecht beabsichtigen.

Gewöhnlich ist die österreichische Armee in drei Linien gelagert, die von ihrer zahlreichen Artillerie unterstützt werden.

Die Zahl ihrer ungarischen Truppen ist beträchtlich. Befänden sie sich versammelt, so könnten sie ein Armee-Corps bilden. Die Officiere, welchen sie die Führung solcher leichten Detachements anvertrauen, sind geschickt, besonders in der Terrainbenützung. Unsere Frei-Bataillone, aus Deserteuren gebildet, schlecht zusammengesetzt und schwach, wagen meistentheils nicht, sich ihnen zu zeigen. Unsere Generale fürchten, um sie nicht zu verlieren, sie weit vorzuschicken, was dem Feinde erlaubt, sich unseren Lagern zu nähern, und uns Tag und Nacht zu beunruhigen. Unsere Officiere gewöhnen sich an diese Scharmützel und an eine Sicherheit, die uns bei Hochkirch so verderblich wurde.

Wenn ich die Taktik der Österreicher lobe, so kann ich ihr Benehmen in den großen Phasen des Krieges nur tadeln. Die überlegenen Kräfte, die zahlreichen Verbündeten, die uns entgegenstanden, was haben sie bewirkt?

Es ist nicht erlaubt, von so überlegenen Kräften so wenig Vortheil zu ziehen. Ich kann mich nicht genug über die wenige Übereinstimmung wundern, welche in den Operationen so großer Armeen herrscht. Welche Langsamkeit in Ausführung ihrer Pläne! Wie viel günstige Gelegenheiten ließen sie unbenützt! Mit einem Wort, welchen ungeheuern Fehlern verdanken wir bisher unsere Erhaltung.[1])

Der hier ausgesprochene Vorwurf trifft die österreichischen Generale nicht; er ist allerdings wohl begründet, doch sind die Ursachen in den ganz verschiedenartigen Auffassungen und Anschauungen der verbündeten Cabinette und Feldherren zu suchen. An energischen Anstrengungen, diese zu gemeinsamen und entscheidenden Operationen zu veranlassen, hat es wahrlich seitens des Wiener Hofes nicht gefehlt.

Loudon war inzwischen in Teplitz erkrankt, und der in Wien weilende FM. Graf Daun schrieb ihm am 9. Januar, da er zweifle, dass er in den ihm angewiesenen Postierungs-Rayon um Trautenau die gehörige ärztliche Pflege werde haben können, so bewillige er ihm Urlaub und halte seine Reise nach Wien sobald als möglich für rathsam. Doch Loudon befolgte diesen Rath vorläufig nicht oder fühlte sich wahrscheinlich auch nicht kräftig genug, diese Reise zu unternehmen. Sein Zustand verschlimmerte sich in der Folge derart, dass der Interims-Armee-Commandant FZM. Graf Harsch sogar die Befürchtung seines Verlustes aussprach. Sorgsamer Pflege gelang es indessen ihn soweit herzustellen, dass er am 17. Februar die Reise nach Wien antreten konnte. In Prag verweilte er einen Tag, wo ihn FZM. Graf Harsch besuchte und ihn noch sehr schwach und angegriffen fand. In Begleitung eines Arztes setzte er dann die Reise nach Wien fort, wo ihn auf Befehl der Kaiserin deren Leibarzt van Swieten in weitere Behandlung nahm.

In der ersten Audienz, die er nach seiner Wiederherstellung bei der Monarchin hatte, empfieng Maria Theresia ihn äußerst huldvoll und gnädig und machte ihm das Gut Klein-Beowar im Časlauer Kreise in Böhmen zum Geschenke.

---

[1]) Oeuvres de Frédéric le Grand. Tome XXVIII: Réflexions sur la tactique et sur quelques parties de la guerre. König Friedrich sendete diese Betrachtungen am 3. December 1758 aus Breslau an den G. d. I. Baron de la Motte-Fouqué als Beobachtungen, die er im letzten Feldzuge gemacht hatte.

Er und sein Bruder Johann Reinhold, Besitzer des Gutes Totzen und Ordnungs-Adjunct des Wendischen Kreises in Lievland, dann die Söhne des Bruders seines Vaters Carl Gideon, vormals Lieutenant in kaiserlich russischen Diensten, und Otto Johann, zu jener Zeit Hauptmann im russischen Militärdienst, wurden am 5. März 1759 in den erbländischen Freiherrnstand erhoben. Am 10. März erhielt er das Incolat in Böhmen.

So fehlte es denn für den ausgezeichneten General und verdienten Kriegsmann nicht an äußeren Ehren- und Gunstbezeigungen der dankbaren und ihm wohlgewogenen Monarchin.

Vor seinem Abgange zur Armee vollzog die Kaiserin am 22. März noch die Werb-Capitulation auf zwei Grenadier-Bataillone, die Loudon zu errichten sich anheischig machte, und deren Stamm die seit dem Herbst des Vorjahres von ihm aufgestellten Frei-Compagnien bilden sollten. Loudon wollte durch diese Errichtung für die Angriffe der Croaten eine geschlossene Reserve-Truppe schaffen, da die Angriffe derselben stets in aufgelöster Ordnung erfolgten und ihre Linien, wie die Erfahrung gezeigt hatte, leicht durchbrochen werden konnten. Der Stand beider Bataillonen, welche 12 Compagnien zählen sollten, wurde mit 1861 Mann festgesetzt. Die Uniform bestand in grünen Röcken mit rothen Aufschlägen, als Kopfbedeckung wurde nicht die Grenadiermütze, sondern der Hut bestimmt.

Am 27. März hatte Loudon seine Abschiedsaudienz bei den Majestäten und trat darnach die Reise zur Armee nach Böhmen an.

Den Winter hindurch war bei den Österreichern und Preußen in Böhmen, Mähren, Sachsen und Schlesien alles ruhig gewesen, da man zur Schonung der Truppen einen Waffenstillstand bis zum 16. März abgeschlossen hatte.

Lebhafter waren dagegen die Operationen in den Ländern des deutschen Reiches. Die Franzosen besetzten am Neujahrstage Frankfurt a. M., wodurch die Verbindung mit der Reichs-Armee erzielt ward.

In dieser Zeit besetzte auch der kaiserliche FML. Graf Guasco Erfurt, um der alliierten preußischen Armee in Hessen die Verbindung mit jener in Sachsen zu erschweren. Auch setzten sich einige kaiserliche Regimenter aus Böhmen in Marsch, um die Postierungen der fränkischen Reichslande zu verstärken und die Magazine in Bamberg zu decken. Guasco von den Preußen Mitte Februar aus Erfurt verdrängt, setzte sich doch bald wieder in Besitz dieses Platzes nnd die Österreicher breiteten sich im Fulda'schen aus.

Der Erbprinz von Braunschweig rückte Ende März gegen Meinungen und Wasungen vor, und zwang die daselbst stehenden

Truppen der Reichs-Armee zur Übergabe beider Städte. Der kaiserliche General d'Arberg sammelte zwar einige Regimenter, um den beiden Städten Hilfe zu bringen, allein, selbst stark gedrängt, musste er sich über Suhl und Eisfeld auf Bamberg ziehen, worauf der Erbprinz sich mit dem Herzog Ferdinand wieder vereinigte.

Einige Tage später, am 13. April, griff der Letztere die Franzosen bei Bergen an, allein der französische Feldherr, Herzog von Broglio, hatte den Erfolg des Tages für sich und Braunschweig musste sich in die Gegend von Asfeld und Fritzlar zurückziehen, wo er seine Truppen in Quartiere verlegte. Broglio seinerseits ließ die Franzosen zwischen Hanau, Friedberg und längs der Lahn gleichfalls Cantonnierungen beziehen.

Loudon langte am 31. März in Prag an und erhielt, als er dem commandierenden General seine Ankunft gemeldet, den Befehl, sofort zu seinem Corps, das interimistisch GFW. Baron Siskovics commandierte, nach Trautenau abzugehen, da am 3. April die ganze Armee die neuen Stellungen beziehen sollte[1]).

Dort langte er erst am 6. April zu Mittag infolge der außerordentlich schlechten und fast ganz unpraktieablen Wege an[2]).

[1]) Das Loudon'sche Corps bestand aus den Infanterie-Regimentern Erzherzog Carl (Nr. 2), Sachsen-Gotha (Nr. 30), Platz (aufgelöstes Infanterie-Regiment Nr. 43), Wied (Nr. 28), Louis-Wolfenbüttel (Nr. 10), 1 Grenadier-Bataillon Loudon, 6000 Grenzern, dem Dragoner-Regiment Löwenstein, (wurde damals an Graf Josef St. Ignon verliehen; jetzt Dragoner-Regiment Nr. 14), dem Kürassier-Regiment Birkenfeld (1775 reduciert), den Husaren-Regimentern Nádasdy und Kalnoky (Nr. 2); einer Artillerie-Compagnie, 20 Geschützen.

[2]) An dieser Stelle mag auch der Änderung der Schreibweise in Loudons Namen, welche in diese Zeit fällt, Erwähnung geschehen. Die Familienglieder schrieben sich zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden: Lowdon, Louwdon, Lauwdohn, Laudohn, Laudon. Einer in der Familie vorhandenen Tradition nach, sollte sie aus Schottland stammen und dies bewog auch Gideon Ernst, dort darüber Aufklärung zu suchen. Es ward ihm in Edinburgh ein vollständiges Geschlechtsregister der alten Familie Lowdoun ausgefertigt mit der Erklärung, dass Matthäus Lowdoun, zweiter Sohn des Baron Matthäus Campbel de Lowdoun, Graf von Air, sein Stammvater sein sollte, weil er, wie andere jüngere Söhne derjenigen Familien, deren Güter ausschließlich dem ältesten Sohne zufallen, sein Glück im Auslande versuchte, sich den Ruhm eines tapferen Kriegers erwarb und sich dann „in Kurland oder Livland" niedergelassen haben solle: seine Lebensperiode geht aus dem Sterbejahre seines Bruders Hugo Baron Campbel de Lowdoun hervor, welcher 1622 starb. — Durch diese Nachricht, ungeachtet ihrer scheinbaren Authenticität, erhielt aber die Familie nichts weniger als Aufklärung; denn nicht allein ist ein Johann von Louwdohn, der 1626 starb, also Zeitgenosse jenes Matthäus war, aus zuverlässigen handschriftlichen Nachrichten der Familie als der erste bekannte Stammvater derselben und als Urältervater Gideon Ernsts anerkannt, sondern

Die Dislocation war Trautenau, Freiheit, Hermanseiffen und Umgebung.

Loudon hatte die Zugänge aus Schlesien nach Böhmen möglichst zu decken, seine Stellungen zu verschanzen, zu welchem Zwecke ihm einige Ingenieur-Officiere zugewiesen wurden. Im Falle er angegriffen werden sollte, würde er von dem rechten Flügel der Armee unterstützt werden.

Am 12. April besichtigte der Generalstabs-Chef der Armee FML. Graf Lacy die Vorpostenstellungen des Loudon'schen Corps und am 28. April traf der Feldmarschall selbst zur Inspicierung in Trautenau ein.

Die gegenüberstehenden Armeen beobachteten einander, ohne vorläufig zu ernstlichen Unternehmungen zu schreiten.

Diese Ruhe wurde, wo es thunlich war, allseitig benützt, um die Truppen in den Waffen zu üben und für die kommenden Ereignisse zu schulen. Auch FML. Loudon hatte für sein Corps am 26. April eine Reihe von Verhaltnngsmaßregeln für den Marsch, die Lagernng nnd das Gefecht erlassen.

König Friedrich hatte Ende März schon den Plan gefasst, die österreichischen Magazine in Mähren durch Fonqué und jene im westlichen Böhmen durch den Prinzen Heinrich angreifen zu lassen. Fonqués Unternehmung gegen das Magazin in Hof misslang; dagegen gelang es dem Prinzen Heinrich, die sehr ausgedehnte Stellung des FML. Gemmingen im westlichen Böhmen zu durchbrechen und die Magazine in Teplitz, Saaz und Aussig zu zerstören, wobei es zu einigen Gefechten kam. Prinz Heinrich rückte, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, wieder nach Sachsen.

Da FM. Daun seine Operationen erst beginnen sollte, sobald die Russen an der Oder eingetroffen wären, so fiel bis Ende Juni bei der Hauptarmee nichts Erhebliches vor.

Am 3. Mai ließ Loudon durch Oberst Graf Bethlen mit Husaren und 200 Dragonern den Posten von Liebau und Buchwalde angreifen, von wo die feindlichen Hnsaren vertrieben wurden. Durch die feindlichen Recognoscierungen hervorgerufen, fanden am 10. Mai bei

---

andere Documente beweisen die weit frühere Existenz der Familie in Livland unbestreitbar. (Eckardt, Russische und baltische Charakterbilder: Ernst Gideon v. Loudon.)

Unser Loudon schrieb bis zu seiner Erhebung in deu Freiherrnstand (5. März 1759) stets „Laudohn". Das Freiherrn-Diplom ist auf den Namen „Loudon" ausgestellt und diese Schreibweise nahm der General jetzt an. Seine erste derartige Unterschrift findet sich auf einem Berichte an FM. Daun aus Prag vom 1. April 1759. K.-A.; H.-A. 1759; Fasc. IV, 104.)

den Vorposten um Schatzlar, Bernstorf, Rehorn und Albendorf Scharmützel statt; bei dem erstgenannten Orte war Loudon persönlich anwesend.

Um zu erkunden, ob die Preußen noch ihre Stellungen bei Landshut-Liebau inne hätten, machte Loudon am Nachmittage des 21. Mai mit 18 Escadronen in vier Colonnen, denen vier Bataillone folgten, einen Angriff auf die preußische verschanzte Stellung hinter Liebau. Zwei preußische Bataillone wurden geworfen; doch nöthigten eingetroffene preußische Verstärkungen, unter dem persönlichen Befehl des Königs, aus den Cavallerie-Regimentern Stechau, Krokow und Platen und einigen Infanterie-Bataillonen bestehend, von weiteren Angriffen abzulassen.

Loudon rühmt in seinem an den Feldmarschall erstatteten Berichte die ganz außerordentliche Bravour, mit welcher das Birkenfeld'sche Kürassierregiment attaquiert und in das preußische verschanzte Lager eingedrungen, dann in der schönsten Ordnung sich zurückgezogen habe. Dabei stellt Loudon die Bitte, zu erlauben, dass dies ihm zugewiesene Regiment die Kürasse fortan zurücklassen dürfe, da dasselbe es bei dieser Action bereits versucht und gefunden habe, dass Mann und Pferd „dadurch in der Attaque um ein merkliches Erleichterung verspüren“. Der Verlust in dieser Affaire betrug 2 Officiere, 20 Mann und 34 Pferde.

Den Monat Juni hindurch beobachteten die kaiserlichen Truppen sogar auf den Vorposten eine kaum durch kleine Scharmützel unterbrochene Ruhe, denn man wollte die ferneren Unternehmungen nach jenen der Franzosen im Reiche und der Russen in der Mark Brandenburg richten.

Die Franzosen bemächtigten sich in verhältnismäßig kurzer Zeit des Landes Hessen; Marschall Broglio überfiel Minden, wodurch ihm der Weg nach Hannover geöffnet war. Um die französischen Operationen zu unterstützen, näherte sich die Reichs-Armee Sachsen. Sie brach am 13. Juni von Forchheim auf und rückte über Bamberg, Elwangen und Königsberg in ein Lager bei dem Dorfe Hochheim. Ihre leichten Truppen giengen bis Salzungen vor und besetzten Ilmenau, Meinungen, Vach, Suhla und Schmalkalden. Auf der anderen Seite zogen die Generale Kleefeld und Lusohinsky eine Kette von Posten von Hof über Lobenstein, Schleiz und Saalfeld, wodurch die Verbindung der Vortruppen hergestellt war.

In Schlesien stand König Friedrich noch immer bei Landshut und G. d. I. Fouqué in der Gegend von Frankenstein; Daun wie früher hinter der Elbe bei Schurz und die Corps der Generale De Ville, Harsch, Beck und Loudon in ihren früher erwähnten Stellungen.

Zur Einholung fernerer Befehle hatte Daun den Generalquartiermeister FML. Graf Lacy nach Wien gesendet.

Als dieser die Nachricht von dort zurückbrachte, dass die russische Armee sich bei Posen versammeln und gegen Crossen an die Oder marschieren würde, beschloss der Feldmarschall, die Armee an die Queiss zu ziehen (28. Juni).

An der unteren Grenze von Schlesien bei Jaroměř blieben die Generale Harsch und De Ville zurück. Die Armee Dauns lagerte nach einigen Märschen bei Marklissa (Gerlachsheim) in der oberen Lausitz, wobei die Generale Loudon und Beck die Flanke gegen Schlesien deckten.[1])

Die Beobachtnng gegen Sachsen war dem G. d. C. Graf Hadik aufgetragen, welcher am 4. Jnli am linken Elbeufer bei Aussig sich postieren sollte, um erforderlichenfalls entweder gegen Eger oder gegen Gabel sich zu wenden. Er hatte Böhmen nnd vor allem Prag zu decken. General Brentano sollte vorläufig bei Kaaden nnd Komotau stehen bleiben, später eventuell nach Aussig rücken.

Prinz Heinrich war seit Anfang Jnni in Cantonnierungsquartieren in der Linie von Zwickau bis Dresden gestanden. Hadiks Bewegung am 15. Juli nach Leitmeritz, wo er die Elbe passierte und nach Zittau marschierte und sich am 22. Juli mit Gemmingen bei Löbau vereinigte, veranlasste den Prinzen, seine Stellnng im Erzgebirge zu verlassen und nach Bautzen zu rücken.

Da der König von Preußen einen Einfall der kaiserlichen Armee in Schlesien von der Oberlausitz aus befürchtete, ließ er den G. d. I. Fouqué gegen FZM. Harsch zurück nnd stellte sich mit seiner Armee hinter dem Boberfluss in der Gegend von Löwenberg auf, während Prinz Heinrich bei Bautzen lagerte. Hierdurch stand zwar Sachsen dem Eindringen der Reichs-Armee offen, allein der König glaubte, sich schnell gegen die Russen wenden und sodann immer noch rechtzeitig gegen die Reichstruppen, deren langsame Vorwärtsbewegung ihm keine Sorge einflößte, im Felde erscheinen zu können.

Bei Beginn der besseren Jahreszeit war die russische Armee, deren Oberbefehl jetzt GLt. Graf Ssaltykow führte, während der bisherige Oberfeldherr Graf Fermor diesem zur Seite blieb, über die Weichsel bis Posen vorgerückt.

---

[1]) Loudons Corps bekam wieder eine andere Zusammensetzung, nämlich Löwenstein-Dragoner, Károly- und Nádasdy-Husaren, 2200 Peterwardeiner-, 1000 Warasdiner-Creuzer-, 500 Oguliner-, 610 Ottočaner-, 1165 Liccaner-Grenzer und das Grenadier-Bataillon Loudon. Er war am 29. Juni aus Trautenau aufgebrochen und über Arnau nach Hennersdorf gerückt.

FM. Graf Daun erhielt von der Kaiserin mit Rescript vom 24. Juli die Weisung, sich nicht auf die Defensive zu beschränken, sondern die Offensivoperationen bald wieder aufzunehmen und dieselben kräftig fortzusetzen.

Es war daher ganz im Sinne Maria Theresias gehandelt, wenn Daun sich entschloss, zwar noch nicht selbst mit der Haupt-Armee aus der Gegend von Marklissa aufzubrechen, aber zwei Heeresabtheilungen abzusenden, um die Operationen gegen den Feind aufzunehmen. Hadiks Corps sollte in Sachsen den Prinzen Heinrich über die Elbe drängen. Ein anderes Corps sollte Loudon den Russen entgegenführen, welche am 8. Juli von Posen aufgebrochen waren und am 23. Juli den Nachfolger Dohnas im Commando, den GLt. Wedell, bei Kay unweit Züllichau geschlagen hatten.

Am 25. Juli stand schon die russische Avantgarde in Crossen; am 31. Juli bezog die russische Armee auf den Höhen von Kunersdorf, östlich von Frankfurt, am rechten Oderufer das Lager.

König Friedrich hatte am 22. Juli den Prinzen von Württemberg mit 6000 Mann nach der Niederlausitz entsandt; dieser lagerte am 26. bei Buhrau zwischen Neisse und Queiss. Prinz Heinrich stand am erwähnten Tage mit etwa 20.000 Mann bei Hoyerswerda. Zur Deckung Sachsens blieb GLt. Fink in der Gegend von Bautzen.

Nachdem der König die Nachricht über das Treffen bei Züllichau (Kay) erhalten, ließ er den Prinzen Heinrich mit seinen Truppen nach Sagan rücken, zu Leipzig, Torgau, Wittenberg und Dresden nur schwache Besatzungen zurücklassend. Der Prinz selbst musste sich nach Schmottseifen (7 *km* südwestlich Löwenberg) begeben, um das Commando in Schlesien zu übernehmen. Nach Sagan rückte auch der Prinz von Württemberg; 20 schwere Geschütze von der Haupt-Armee wurden ebenfalls dorthin beordert, ebenso GLt. v. Seydlitz. Den Oberbefehl über diese zusammengezogene Armee behielt sich der König selbst vor. Er benachrichtigte GLt. v. Wedell von seiner baldigen Ankunft. Am 30. Juli früh traf der König in Sagan ein und führte nun seine Truppen in „grausamen und schrecklichen Märschen“ der Oder zu.[1])

In gleicher Weise eilten die österreichischen Generale zu den Russen zu stoßen. Am 29. Juli vereinigte sich Hadik bei Priebus mit London. Dieser die ungeheuere Wichtigkeit erkennend, früher als König Friedrich an der Oder einzutreffen, übergab die schwere Artillerie und Bagagen dem Hadik'schen Corps und erreichte mit seinen Truppen am 1. August Guben, am 2. stand er am linken

[1]) Politische Correspondenz, XVIII, S. 470.

Oder-Ufer bei Ziltendorf und am 3. in der Nähe von Frankfurt, welches der russische General Villebois besetzt hatte.[1]) Wenn sich die russische Armee schneller genähert hätte, so würde sich auch Hadik mit ihr haben vereinigen können, der von dem nachrückenden Heere König Friedrichs nicht ohne empfindliche Verluste nach Spremberg zurückgedrängt wurde.

Loudon begab sich, sobald er bei Frankfurt angelangt war, für seine Person ins russische Hauptquartier nach Aurith. Aber gleich bei der ersten Zusammenkunft trat in einem sehr wichtigen Punkte eine Meinungsverschiedenheit zutage. Nach Loudons Überzeugung und den Weisungen, die ihm FM. Daun ertheilt hatte,[2])

---

[1]) Zur Vereinigung mit der russischen Armee bestimmte der russische Oberfeldherr Frankfurt und sandte am 31. Juli aus Crossen dem FML. Baron Loudon das folgende Schreiben:

„Diesen Augenblick ist der von Euer Excellenz abgesandte Husaren-Lieutenant mit den bei sich habenden Husaren hierselbst glücklich angelangt, welchen auch hiemit E. E. wiederum sogleich zurücksende.

„E. E. werden also nicht die geringste Zeit versäumen, sich mit Dero unterhabendem Corps direct nach Frankfurt zu begeben und da solcher Ort auch schon von dem Herrn General-Lieutenant von Villebois mit einem Detachement von 10.000 Mann wirklich occupiert ist, auch die Garnison von 500 Mann nebst einem Major, 14 Oberofficieren und 2 Kanonen zu Kriegsgefangenen gemacht worden, so werde ich Morgen mit anbrechendem Tage von hier mit der Hauptarmee aufbrechen und meinen Marsch ebenfalls nach Frankfurt nehmen." (K.-A. Corps Loudon, VII, 13.)

[2]) Daun an Loudon.

„Durch den hier angelangt und anwieder zurückfolgenden Officier habe ich das mir erinnerte vergnüglich vernommen, welches mich dann also vermuthen macht, dass die Russen in Crossen sich befinden, wo mithin in dieser Gegend die Conjunction mit denenselben am füglichsten wird vor sich gehen können; da aber die Intention nicht ist, dass das unserige so namhafte Corps über die Oder setze, und sich jenseits mit der russischen Armee vereinige, wohl aber derselben die Erleichterung verschaffe, damit jene diesen Fluss passiere und sodann auf dieser Seite die Conjunction erfolge, als welches dem bereits genommenen Concerto gemäß ist, also wollen auch Dieselbe hiernach ihre Maßregeln nehmen und sothane Einleitung zu bewirken sich angelegen halten.

„Hauptquartier bei Lauban, den 31. Juli 1759.

„Es ist aber jedoch kein Anstand, dass falls zur Herüberbringung der Russen für nöthig angesehen würde, einige unserer Truppen hinüber setzen zu lassen, welches zu befolgen aber nur lediglich in dem Ende, um sothane Herüberpassierung zu facilitieren." (K.-A. Corps Loudon, VII., 11.)

Am 2. August folgte ein weiteres Schreiben Dauns:

„Ich habe Dero Schreiben von heutigen dato nebst dem communicierten Schreiben des russischen kaiserl. Herrn Feld-Marschalls Grafens v. Ssaltykow

handelte es sich in erster Linie darum, mit den vereinigten Streitkräften auf den König loszugehen, ihn anzugreifen und zu schlagen; hiezu hätte die russische Armee auf das linke Oder-Ufer übergehen müssen. Die russischen Generale waren jedoch zu einer solchen Operation nicht zu bewegen, trotzdem Loudons Vorstellungen auch vom FM. Daun, der inzwischen nach Lauban vorgerückt war, durch Entsendung des russischen Generals Springer aus dem österreichischen Hauptquartier unterstützt wurden.

Der russische Oberbefehlshaber wurde, als er am Abend des 3. August selbst in Frankfurt anlangte, an den Festungsthoren mit allen Ehrenbezeigungen von der Geistlichkeit, den städtischen Behörden und dem General Villebois empfangen. Gleich nach seiner Ankunft ließ er eine zweite Brücke über die Oder schlagen und inspicierte am nächsten Tage das österreichische Corps. Bei der Revue senkten die Truppen vor dem Oberbefehlshaber die Fahnen und FML. Loudon überreichte den Rapport, in welchem die Stärke seines Corps auf 18.528 Mann mit 48 Geschützen angegeben war. Gleich darauf stattete Ssaltykow dem General Loudon einen Besuch ab.

---

durch den anwieder zurückkehrenden Officier rechtens behändigt und unter anderen hieraus entnommen, wasmaßen Dieselbe noch heutigen Tages in Frankfurt eintreffen, und somit die Conjunction mit der russisch-kaiserl. Armee bewirken werden.

„Nun wird aber Deroselben aus einem meiner vorhergehenden bereits zu ersehen gewesen sein, dass das Absehen und die Abrede keiner Dingen dahin genommen worden sei, dass die k. k. Truppen über die Oder zu passieren und sich jenseits derselben zu conjugieren haben sollen, wohl aber ist dem Concerto gemäß, dass eröffterte russische Armee vorgedachten Oder-Fluss passiere und durch die Anrückung diesseitiger Truppen derselben sothane Passierung erleichtert werde. Nach wessen dergestaltigem Erfolg bei gegenwärtiger der Sachen Beschaffenheit nichts vorträglicher und dicnsamer bewirkt werden kann, als wann sich ersagte russisch-kaiserl. Armee, bei welcher Mein sonders Hochgeehrteste Herr General-Feldmarschall-Lieutenant mit seinen beihabenden Truppen auch allenfalls nachher verbleiben möge, hieherwärts ziehe, und dieser Armee in einer Distanz von zweien Märschen in die Nähe setze, um sonach mit vereinbarten Kräften zu gleicher Zeit in Schlesien einzudringen, auch nach Maß der Umständen und des Feindes machenden Bewegungen zu denen ferneren Operationen, mittels des zwischen mir und dem Grafen v. Ssaltykow pflegenden Einverständnis, zu schreiten, wozu auch Dieselbe ihres Orts die Einleitung zu treffen sich sonders angelegen halten wollen, und solle ich an dessen Erwirkung umsoweniger einen Zweifel nehmen, als Erstens die von Seiten der Russen zu passierende Oder dem concertierten Operationsplan gemäß ist, anderentheils man auch denenselben die Versicherung gegeben, ihre Truppen gleich den unserigen mit Brot und Fourage zu versehen.

„Durch vorherührten Antrag erwächst der Vortheil, dass der Feind also eingeschränkt wird, wodurch er nicht nur von Sachsen und der Lausitz, sondern

König Friedrich traf am 4. August in der Nähe von Frankfurt ein und bezog zwei Meilen südlich dieser Stadt nach leichtem Gefecht mit Loudons Vortruppen, dessen Gros bei Tschetschnow stand, das Lager zu Müllrose.

Hier rückte am 6. August auch das Wedell'sche Corps ein.

Über die russische Armee selbst äußerte sich Loudon, dass die Leute, besonders die Grenadiere sehr gut seien, dass aber ihr großer Tross, die Kosaken und andere leichte Truppen verursachen, „dass sie niemals gehörig werden agiren können, indem solche Alles ausfouragieren, ausplündern und verheeren.“

Da die Russen Loudon bezüglich der Ausfolgung von Lebensmitteln Schwierigkeiten machten, so fand sich derselbe in dieser Beziehung in einer precären Lage. Loudon fügt einem an den FM. Grafen Daun gerichteten Schreiben vom 5. August an: „Es ist auch gar keine Hoffnung übrig, dass gedachte Beschwerlichkeiten gehoben würden, denn bei meiner Ankunft allhier hat man keinen Menschen, weder Generals, Stabsofficiers noch sonst Jemand russischerseits in die Stadt lassen wollen; sogar ist in diesem Punkt der Verbot Jemand einzulassen, so weit getrieben worden, dass, als ich gestern (4.) in der Früh etwa um $^1/_2$5 Uhr selbst in die Stadt wollte, um

sogar von seinen eigenen Landen abgeschnitten wird, und uns aus diesen seinen Ländern die Contributionen zu erheben, dann die Winter-Quartiere zu beziehen überlassen muss; bei welchem Umstand es dann auch in Betreff der Verpflegund Löhnung, auch Officiers-Gagen für die unter Dero Commando stehenden Truppen die Beschaffenheit gewinnt, dass solche wie vorher ihre Substistenz immediate von hier aus zu erlangen haben, wo sich dann einfolglich auch hinlängliche Gelegenheit nach der Hand von selbst ergeben wird, durch eine oder andere Unternehmungen die gegentheiligen Länder, auch Berlin selbst, in die Contribution setzen zu können; vor gegenwärtig aber, weil es nöthig sei, bei dem Haupt-Object vor alle anderen zu verbleiben. Ansonsten bin ich nicht entgegen, dass, wann Sie mit guter Art einige Gelder aus Frankfurt überkommen können, solche sowohl von daher als anderen nächstliegenden preußischen Ortschaften zu erheben suchen. Nur recommendiere dem Herrn Grafen von Ssaltykow in meinem Namen nebst Vermeldung vieler verpflichteter Complimente den vorbemelten Antrag beizubringen, auch alles Fleißes zu beerbeiten, damit dessen Anheroziehung mit der Armee schleunigst erfolge. Womit in vollkommener Hochachtung beharre

„Hauptquartier bei Lauban, den 2. August 1759.

„Ich hätte mich niemals dergestalten schwächen können, wenn es nicht zur alle möglichen Erleichterung, zur Passierung der Oder der russischen Armee gewesen wäre, und wann nun dieses nicht erfolgt und die Wieder-Operation gegen Schlesien als die einzig solide, die uns vor dem Winter einen soliden Fuß verschaffen kann, unternommen werden wollte, so würden alle bisherigen Bestrebungen vergebens sein.“ (K.-A. Corps Loudon, VIII, 2.)

dem Grafen von Ssaltykow Nachricht von des Feindes Annäherung zu geben, man solches nicht eröffnet, und da ich dem wachthabenden Officier dieses durch das zugesperrte Thor zugerufen und ihm gesagt, wer ich sei und dass er es wenigstens melden lassen möchte, hat er mir mit der größten Kaltsinnigkeit zur Antwort gegeben, dass die Schlüssel noch nicht von der Hauptwache angelangt wären, er aber nicht darum schicken dürfte.“ [1])

Nach einer Besprechung mit dem Grafen Fermor meldete Loudon dem FM. Grafen Daun, die russische Heeresleitung wünsche durchaus eine Vereinigung mit der österreichischen Haupt-Armee selbst, um mit vereinten Kräften auf König Friedrich loszugehen. Er führt fort: „Dass Euer Excellenz mich mit meinem Corps herunter an der Oder geschickt, wäre sehr gut geschehen, allein in der gepflogenen Verabredung wäre keines Corps von 20.000 Mann gedacht, sondern es wäre in solcher express vorgesehen worden, dass Euer Excellenz mit dem Gros d'Armee sich selbst an der Oder mit ihnen conjungieren würden. Denn höchstens diente meine Anherkunft soviel, dass sie, wann der König nach der vorgegangenen Action sie hätte wollen von neuem attaquieren, nicht über einen Haufen geworfen werden können. Im übrigen aber gereichte ihnen dieses Corps allein, fast mehr zur Last, indem ihre Magazins und Vivres dadurch erschöpft würden, die Hauptsache aber dennoch nicht in Erfüllung gesetzt werden könne, weil es wider ihre Instruction liefe, über die Oder zu gehen, ehe und bevor sich Euer Excellenz solcher mit einer hinlänglichen Armee nähert. Dieses alles wurde nach ihrer gewöhnlichen Art mit einem Haufen Schwierigkeiten, wegen erlittenen Abgang der Munition und Requisiten in der letzten Action, und Erwartung der Vivres von der Weichsel begleitet und endlich versicherte mir der Graf von Fermor, dass sie von neuem in ein paar Tagen, sobald sich die Armee völlig revetiert hätte, einen Kriegsrath zusammen setzen und die Sache in Überlegung ziehen würden. Allein ich bin schon insgeheim von sehr sicherer Hand verständigt worden, dass sie absolut die Oder nicht passieren werden, ehe und bevor Euer Excellenz sich solcher nicht selbst nähern. Denn alles was sie von einem Kriegsrath und einer Überlegung vorgeben, sind Ausflüchte, und gereichen zu nichts, als dem Feinde Zeit zu geben, dann endlich werden sie dennoch Behelfe und Ausflüchte finden, wodurch sie ihre Verweigerung in Passierung der Oder sowohl bei ihrem Hofe als gegen uns entschuldigen können. Aus diesem allen

[1]) K.-A. Haupt-Armee, VIII, 53, abgedruckt in Sybel, Historische Zeitschrift, XXIII, 329. Der Anfang dieses Berichtes bei Arneth, VI, 429.

nun, mit welchem sie bis daher zurückgehalten, werden Euer Excellenz nach der reifesten Überlegung leichtlich ermessen können, was man sich weiters für Hoffnung von ihnen zu machen hat.

Und ich halte mich daher in Unterthänigkeit verpflichtet, Euer Excellenz um eine weitere gnädigste Instruction zu bitten, indem ich voraus sehe, dass insoferne Höchstdieselbe nicht für dienlich erachten, den Russen die angebliche Übereinkommung beiderseits hoher Höfe wegen der Conjunction zu erfüllen, und sich der Oder zu nähern, ich sodann mit meinem mir gnädigst anvertrauten Corps in die misslichsten Umstände von der Welt gerathen werde, zumal mir die Russen in sehr kurzer Zeit keinen Bissen Brod mehr für meine Truppen verabfolgen lassen werden, das Land herum aber nicht nur von den preußischen leichten Truppen sozusagen verheert, sondern auch von dem Feind selbst außer Stand gesetzt wird, an Vivres etwas mehr abzugeben; zu geschweigen, dass in so lange der König seine dermalige Position bei Müllrosa behält, ich nicht im Stande bin, den Weg, welchen ich auf meinem Anhermarsche genommen, zurückzumachen, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, über einen Haufen geworfen zu werden, und also mir nichts anderes übrig bleibt, als entweder meinen Weg jenseits der Oder zu suchen oder abzuwarten, bis der König sich etwas besser gegen die Oder nach Cüstrin hinzieht."[1])

Am 10. August wurde im russischen Hauptquartier neuerdings Kriegsrath gehalten; derselbe blieb jedoch ebenso resultatlos als die früheren. In vertraulicher Unterredung erklärte Fermor, die bei Frankfurt versammelte Armee sei der Kern der russischen Truppen, darum dürfe sie in keiner Weise aufs Spiel gesetzt werden, weil durch ihre Vernichtung dem russischen Reiche ein unermesslicher Nachtheil zugefügt würde. Aus diesem Grunde könne man auch auf den an und für sich wohlberechtigten Antrag, die Oder zu überschreiten, unmöglich eingehen. Denn die Gefahr, von Polen und der Weichsel abgeschnitten zu werden, sei um jeden Preis zu vermeiden. „Da nun," fügt Loudon hinzu, „solches der Mann geredet, welcher vermöge seines Verstandes den größten Antheil am Commando hat, so bin ich der Meinung, dass man sich dies Jahr von den Russen nichts mehr versprechen könne".[2])

In einem zweiten, am Nachmittage des 10. August gehaltenen Kriegsrathe kam man jedoch nach vielen Debatten zu dem Ent-

---

[1]) Loudon an Daun, 6. August 1759. K.-A. Corps Loudon, VIII, 4.

[2]) Loudon an Daun, Frankfurt, 10. August. Bei Arneth. Maria Theresia VI, 37.

schlusse, die Armee entweder bei Schidlo oder bei Crossen über die Oder zu führen. Schon am 11. sollte die Bagage aufbrechen, die Armee am 14. August folgen. Ssaltykow kündigte dem Grafen Daun an, dass er am 16. August bei Crossen eintreffen werde.[1])

Dieses Vorhaben wurde jedoch durch König Friedrich zunichte gemacht, dem es vor allem darauf ankommen musste, die Vereinigung der russischen mit der österreichischen Haupt-Armee zu verhindern. Darum wollte er vorerst die Russen angreifen und schlagen.

Der König nahm am 7. sein Lager am linken Oder-Ufer bei Wulkow. Am 9. August langte GLt. v. Fink, der am 3. sich aus der Lausitz nach Torgau gewendet und dort den Befehl erhalten hatte, sich bei Frankfurt mit dem König zu vereinigen, bei Zeschdorf, $^1/_4$ Meile nördlich von Wulkow, an. Die Armee bestand nun aus 63 Bataillonen und 105 Escadronen; etwa 48.000 Mann. Der König entschloss sich zwischen Frankfurt und Cüstrin über den Strom zu gehen und ließ bei Reitwein, dem Dorfe Göritz gegenüber, in der Nacht vom 10. zum 11. zwei Brücken schlagen, auf welchen die Armee bis gegen Mittag des 11. August vollständig übergegangen war und sich daher am rechten Oder-Ufer befand.

Loudon hatte am 7. August den größten Theil seines Corps die Oder passieren und nur 9 Bataillone auf dem linken Ufer zurückgelassen, die er dann am 11. August auch auf das rechte Ufer herübernahm.[2])

Das vereinigte österreichisch-russische Heer hatte seine Stellung auf einer Hügelkette genommen, die sich von Südwest nach Nordost erstreckend, gegen Norden steil abfällt und durch drei tiefe schlucht-

---

[1]) Zweiter Bericht Loudons vom 10. August und Ssaltykow an Daun von demselben Tage. Dass in diesem Kriegsrathe der Entschluss zum Oder-Übergange gefasst wurde, war einzig und allein Loudons Verdienst. „Niemand mehr als der Herr Graf von Fermor hat sich diesem Entschlusse widersetzt, allein ich habe Mittel gefunden, nicht nur den Fürsten Wolkonsky, Panin und den General-Quartiermeister v. Stoffel, sondern auch den Grafen v. Romanzoff, des Generalen v. Fermor seinen größten Feind, in mein Interesse zu ziehen, mithin ist der Graf v. Fermor überstimmt gewesen und der Graf v. Ssaltykow hat beschlossen, zu marschieren." (K.-A. H.-A. 1759; VIII, 134.)

[2]) „Die russische Armee hat ihre Position eine viertel Stunde von Frankfurt auf ziemlich vortheilhafter Anhöhe, das Lager völlig mit Verschanzungen eingeschlossen, auch mit Artillerie, insonderheit ihren rechten Flügel wohl besetzt. Ich hingegen habe mich zwar anfangs mit meinem ganzen Corps diesseits der Oder, an den Vorstädten gesetzt; weil aber das Terrain alldort gar zu difficile ist und nichts als Anhöhen hat, der König auch sich so nahe, nämlich eine starke halbe Stunde von da bei Cliestow den 7. hujus setzte, so habe mein Corps gleichfalls größtentheils die Oder passieren lassen und steht dermalen nichts von selbigem mehr diesseits als die Croaten und die Grenadiere von der Infanterie,

artige Einschnitte, den seit dem Tage der Schlacht sogenannten Loudonsgrund, den Kuh- und Beckergrund in ebensoviele Terrainabschnitte, die Judenberge, die Hügel um den Spitzberg bis Kunersdorf und die Mühl- und Walkberge sich scheidet. Nördlich von den letzteren zieht sich von Osten nach Westen ein schmales Thal, durch welches ein Bach, das Hühnerfließ, der Oderniederung zufließt.

Obwohl sich Graf Ssaltykow entschlossen hatte, nach Crossen zurückzugehen, so ließ er doch das Terrain am rechten Oder-Ufer erkunden; auch befahl er, die Übergänge unterhalb Frankfurt sorgfältig zu beobachten, traf aber keine Maßregeln, um eine offensive Überschreitung seitens der Preußen zu erschweren. Am 10. August berichteten die Patrouillen, dass dieselben Miene machten, bei Lebus Brücken zu schlagen und am Morgen des nächsten Tages, dass die preußische Cavallerie die Oder durch ein Furt passiert und Infanterie und Artillerie auf den geschlagenen Brücken den Fluss passiert hätten. Diese Nachrichten ließen keinen Zweifel über die bestehende Absicht König Friedrichs, die russische Armee anzugreifen.

Indem Graf Ssaltykow beschloss, den Kampf auf der bereits eingenommenen Stellung auf den Höhen bei Kunersdorf anzunehmen, befahl er der Armee sofort die Front zu wenden und die Stellung zu verschanzen. Die schwere Bagage war, da sie nach Crossen zu gehen bestimmt war, bereits beisammen und wurde daher sofort auf das linke Ufer nach Tschetzschnow dirigiert und den Befehlen des Brigadiers Brandt unterstellt.[1])

Die Stärke der verbündeten russisch-österreichischen Armee betrug: **Russen**: Infanterie 33 Regimenter, Cavallerie 11 Regimenter. Im Ganzen 68 Bataillone, 36 Escadronen und 200 Geschütze (etwa 40.000 Mann). Das **österreichische Corps**: 14 Bataillone, 14 Grenadier-Compagnien, 4 Dragoner-Regimenter, 2 Husaren-Regimenter, 5 Bataillone Croaten, 48 Geschütze (18.528 Mann).[2])

welche 9 Bataillone ausmachen. Diese aber haben die Feldwachen, sowohl von unseren als den russischen Husaren und Kosaken vor sich. Das übrige von meinem Corps steht zwischen der russischen Armee und der Oder, und zwar die Infanterie gleichfalls auf ziemlichen Anhöhen, die Cavallerie aber in der Ebene und zwar solchergestalt, dass sie die Front gegen den Feind machen, die russische Armee aber hat die Front gegen Crossen." Loudon an Daun, Frankfurt, 10. August 1759. (1. Bericht.) K.-A. Corps Loudon, VIII, 9.

[1]) Masslowski, Der siebenjährige Krieg n. russ. Darstellung, übers. v. Drygalski III. 82.

[2]) Die Infanterie-Regimenter Los Rios (9), Waldeck (35), Baden-Baden (1809 red.), Arhemberg (21), Leopold Pálffy (19), Bethlen 52), Loudon (29); die Dragoner-Regimenter Liechtenstein (1775 red.), Württemberg (11), Kolowrat (1801 red.), Löwenstein (7 Uhl.); die Husaren-Regimenter Nádasdy (9) und Kálnoky (2); die Grenzer-Bataillone: Liccaner, Ottocaner, Oguliner, Peterwardeiner, Warasdiner.

Die russisch-österreichische Armee stand, wie erwähnt, zuerst auf den Kunersdorfer Höhen, Front gegen die Oder und hatte mit dem rechten Flügel die Mühlberge, mit dem linken die Judenberge besetzt und zwar stand das Observations-Corps unter Fürst Galizin am rechten Flügel auf den Mühlbergen, die dritte Division unter Rumjanzew bildete das Centrum auf dem Großen Spitzberge, die erste Division unter Fermor und die zweite unter Villebois auf den Judenbergen. Das österreichische Corps hatte vorläufig keine Bestimmung und blieb in seiner früheren Stellung am rothen Vorwerk.

Als die Umgehung des rechten Flügels durch König Friedrich II. klar wurde, ließ Graf Ssaltykow seine Armee Kehrt machen, wodurch sich die Situation, in der die verbündete Armee den Kampf annehmen musste, bedeutend veränderte. Die neue Stellung war dem Feinde nicht nur mit der Flanke, sondern man könnte meinen (schreibt Ssaltykow) sogar mit dem Rücken zugewendet.[1])

Gleichzeitig mit der Frontveränderung gab Ssaltykow Befehl, die neue Front fortificatorisch zu verstärken, hauptsächlich die rechte Flanke und das Centrum: die Judenberge und den Großen Spitzberg. Auf dem Judenberge wurden 5 Batterien, auf dem Spitzberge ward eine sehr starke Batterie errichtet; auf den Mühlbergen waren 4 Batterien; alle Erdarbeiten waren durch Aufwürfe mit einander verbunden. Ferner ließ der Höchst-Commandierende außer den beiden schon vorhandenen Brücken bei Frankfurt noch drei Übergänge herstellen, zwei hinter den Judenbergen und einen außerhalb der rechten Flanke. letzterer stellte die Verbindung mit der bei Tschetzschnow befindlichen Wagenburg her. Diese Brücke war durch eine Redoute und durch Erdaufwürfe gedeckt, in welchen 3 Croaten-Bataillone standen. Mit Tagesanbruch des 12. August befand sich die verbündete Armee in folgender Stellung:

Den rechten Flügel auf den Judenbergen commandierte Graf Fermor, er bestand aus russischen Truppen und dem Corps Loudon. Am Morgen des 12. August wurde das Regiment Tschernigow auf das linke Oder-Ufer dirigiert, um mit dem Regiment Wyatka die Bagage zu decken. Hinter dem ersten Treffen, das ausschließlich aus russischen Truppen gebildet war, standen in zweiter Linie zwei russische Regimenter und vom Loudon'schen Corps: die Regimenter Loudon, Bethlen und Baden-Baden, Los Rios, Arhemberg und Waldeck.

Die Grenadier-Compagnien des österreichischen Corps standen im Loudonsgrunde. Die russische Cavallerie war am Fuß der Judenberge vor dem rothen Vorwerk postiert.

---

[1]) Masslowski a. a. O.

Das Centrum der Stellung zwischen Loudonsgrund und Kuhgrund hielten 17 russische Infanterie-Regimenter unter Villebois und Graf Rumjanzew; rechts von der großen Batterie auf dem ausspringenden Winkel des Großen Spitzberges standen die Truppen Villebois', links jene Rumjanzews. Das erste Treffen auf dem genannten Spitzberge hatte zwei Fronten: 5 Regimenter Infanterie besetzten die die beiden Hauptbatterien verbindende Courtine und drei Regimenter deckten die Batterie auf dem Großen Spitzberg, Front gegen Kunersdorf. Die 9 Regimenter des zweiten Treffers hatten ihre Front den Regimentern erster Linie entsprechend.

Der linke Flügel auf den Mühlbergen bestand aus 5 Regimentern unter Fürst Galizin. Das Grenadier-Regiment stand zwischen den beiden Treffen, Front nach dem Hühnerfließ und deckte den Abstand zwischen denselben.[1])

Auf den Rath Loudons wurde Kunersdorf am Tage vor der Schlacht in Asche gelegt, weil es für die feindlichen Bewegungen Deckung bot und das Feuer der eigenen Artillerie gehindert haben würde.

Ein Officier gieng nach Spremberg zu Hadik ab mit dem Befehl, so schnell als möglich mit dem Corps zu kommen und ohne Verzug seine gesammte Cavallerie vorauszusenden. Man hoffte allerdings nicht, dass diese Truppen, der Entfernung wegen, noch vor oder während der Schlacht eintreffen könnten, dachte aber, dass sie im Falle eines Echecs nützlich sein könnten.[2])

Als die preußische Armee um 1 Uhr mittags am 11. August in Bischofsee angekommen war, nahm sie folgende Aufstellung: Der rechte Flügel der Infanterie lehnte sich an das Dorf Leissow, der linke hatte Bischofsee vor der Front. Die Cavallerie stand hinter dem linken Flügel des zweiten Treffens der Infanterie; die Avantgarde an der Nordlisière der Bischofseer Heide; die Husaren rechts neben der Avantgarde stellten Vorposten gegen das Hühnerfließ aus. Die Reserve unter GLt. von Fink befand sich zwischen Trettin und Leissow; das Hauptquartier kam nach Bischofsee.

König Friedrich hatte von den Höhen, auf welchen das Fink'sche Corps lagerte, das russische Lager, welches etwa $^1/_2$ Meile von dort entfernt war, zwar einigermaßen sehen, aber wegen der vorliegenden Erhöhungen nichts genau unterscheiden können. Als er von dort zurückkehrte, gab er die Dispositionen für den folgenden Tag aus. Unstreitig hat die Gegend um Kunersdorf, sowohl in jenem

[1]) Masslowski a. a. O.

[2]) K.-A. Corps Loudon, VIII, ad 13.

Raume, den die russische Aufstellung einnahm, als auch in weiterer Ausdehnung Einfluss auf den Ausgang der Schlacht gehabt.

Sie war dem Könige unbekannt, er hatte sie von den Trettiner Höhen nur unvollkommen übersehen können und vergeblich versucht sich durch Beschreibung, die er sich durch einen Officier der Garnison Frankfurt und einen Förster der Gegend machen ließ, eine genaue Vorstellung davon zu verschaffen. Der Officier scheint die Gegend mehr als Jäger gekannt und beurtheilt, dieselbe aber nicht in militärischer Hinsicht gewürdigt zu haben, und der Förster wurde bei den Fragen des Königs so verwirrt, dass er zu einer deutlichen Beantwortung derselben nicht zu bringen war.[1] Außerdem soll noch ein in der Gegend heimischer Soldat bestimmt worden sein, dem König am Schlachttage als Führer zu dienen.[2]

Am Morgen des 12. August erwartete man im alliierten Lager, vollständig vorbereitet, den Angriff. Nachdem der Nebel sich gegen 8 Uhr morgens gesenkt, erblickte man den Anmarsch preußischer Colonnen, die augenscheinlich gegen die linke Flanke der russisch-österreichischen Aufstellung zu wirken bestimmt waren.

Der von König Friedrich gegebenen Disposition gemäß blieb das Reserve-Corps unter GLt. v. Fink in der am Vortage genommenen Stellung und suchte durch bei Tagesanbruch vorgenommene Scheinanstalten die Aufmerksamkeit der verbündeten Armee auf sich zu ziehen. Um 6 Uhr besetzte Fink mit 8 Bataillonen und 2 schweren Batterien die Höhen von Bischofsee und Trettin, nördlich von Kunersdorf. Rechts von ihm in der Niederung hielten 21 Escadronen, 10 Escadronen blieben bei Trettin. Die Armee marschierte in zwei Colonnen links ab. Die Avantgarde war 8 Bataillone stark, das erste Treffen 22 Bataillone, 4 Escadronen Dragoner bildeten die Queue. 6 Batterien waren dieser Colonne zugewiesen. Weiter östlich gieng die 2. Colonne, 15 Bataillone, vor, in der die Cavallerie unter GLt. von Seydlitz und GLt. Prinz Württemberg 58 Escadronen stark, an der Tête und Queue marschierten. 3 schwere und eine leichte Batterie giengen mit dieser Colonne vor.

Das Hühnerfließ wurde überschritten, die Colonnen gewannen nur langsam Raum. König Friedrich ritt zum Waldsaume vor und bemühte sich, über das Angriffsterrain sich zu orientieren. Der Sumpf-

[1]) Geschichte des siebenjährigen Krieges, bearbeitet von den Officieren des großen Generalstabs. III, 87.

[2]) „Er wurde eingesperrt, damit er andern Tages nüchtern wäre." (Stiehle) Die Schlacht bei Kunersdorf. Nach archivalischen Quellen. Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Berlin 1859.

einschnitt von Kunersdorf musste den König überzeugen, dass ein Aufmarsch und Angriff nach seinem ursprünglichen Plane die Armee in zwei Theile gespalten hätte; die günstigen Batterieaufstellungen gegen die Mühlberge mochten außerdem dem Könige aufgefallen sein und so musste sich als Resultat der Recognoscierung ergeben, dass ein weiteres Tournieren der feindlichen Stellung durch das Terrain verboten werde, dagegen ein Angriff gegen die linke Flanke des verbündeten Heeres Vortheile verspreche. Infolge dessen erhielt die Armee Befehl, mit dem rechten Flügel der Infanterie am Hühnerfließ aufzumarschieren, die gesammte Cavallerie auf dem linken Flügel.[1])

Als die Avantgarde die Walkberge erreicht hatte, ließ König Friedrich unter Oberst von Moller zwei Batterien von je 10 Zwölf-Pfündern an der Waldlisière in Stellung bringen. Die eine war 7—800, die andere 14—1500 Schritt von den russischen Linien entfernt. Diese Batterien waren nach 11 Uhr vormittags gefechtsbereit. Die preußische Armee war um 2 Uhr morgens aufgebrochen, daher jetzt neun Stunden in Bewegung. GLt. v. Finck hatte zwei schwere Batterien auf dem Trettiner-Spitzberg und östlich des Kranich-Luch auffahren lassen, die erstere über 2000, die zweite noch 1700 Schritt von den feindlichen Linien. Diese Entfernung veranlasste bald nach Beginn des Geschützfeuers um 11½ Uhr, beide Batterien vorrücken zu lassen, wo sie sich auf 1300 Schritt ins Feuer setzten. Außerdem ließ der König noch am kleinen Spitzberg eine Batterie etablieren, so dass nun 50 bis 60 Geschütze im Feuergefecht standen.

Die russische Artillerie erwiderte das Feuer kräftig. Bald nach Beginn des Artilleriekampfes setzte sich die preußische Avantgarde, in der Schlucht in den Beckergrund hinabsteigend, in Bewegung.

Trotz des Granatfeuers, mit dem die Russen diese Colonne bewarfen, setzten die 4 Grenadier-Bataillone des GM. Jung-Schenkendorf im Beckergrunde ihre Bewegung fort, überstiegen die dort angelegten Verhaue und führten einen Theil der Bataillonsgeschütze, von der Bedienung gezogen, mit; das 2. Treffen unter GM. von Lindstädt folgte auf demselben Wege.

Um diese Zeit (12 Uhr mittags) erkannte man im Lager der alliierten Armee die entschiedene Absicht König Friedrichs, ihren linken Flügel anzugreifen. Trotz der numerischen Schwäche des linken Flügels verstärkte der russische Oberfeldherr denselben nicht, da er eine möglichst starke Vertheidigung des Centrums plante. Zu diesem Zweck wurden, vor dem preußischen Angriff auf den Mühlberg, sämmtliche österreichischen Grenadier-Compagnien, dann die Infanterie-

[1]) (Stiehle) Die Schlacht bei Kunersdorf.

Regimenter Baden-Baden und London durch den Loudonsgrund auf den Großen Spitzberg vorgezogen und als Reserve aufgestellt. Außerdem erhielt die hinter der rechten Flanke aufgestellte Cavallerie folgende Bestimmung: 15 Escadronen rückten an den Fuß der Höhen bei dem Kuhgrund, 13 Escadronen wurden mit der hinter der äußersten rechten Flanke haltenden Reiterei General Totlebens vereinigt, 9 Escadronen mit den Tschugujew-Kosaken kamen in den Loudonsgrund; die österreichischen Cavallerie-Regimenter Liechtenstein und Löwenstein rückten zwischen das 1. und 2. Treffen auf dem Judenberge, während Kolowrat und Württemberg auf dem Großen Spitzberg hinter dem 2. Treffeu der russischen Infanterie postiert wurden. In der Haupt-Reserve am rothen Vorwerk blieben die Husaren-Regimenter Nádasdy, Kalnoky und die russischen (serbischen) Husaren.[1])

Die durch den Beckergrund vorrückenden Colonnen der preußischen Avantgarde gelangten gedeckt bis auf 100 Schritt vor die linke Flanke der verschanzten Stellung des linken russischen Flügels am Mühlberge. Hier zwar mit heftigem Feuer empfangen, stürmten sie unaufhaltsam die Höhe hinan, stürzten sich in den Graben, erstiegen die Brustwehr und warfen, an Zahl überlegen, das bereits durch Geschützfeuer erschütterte russische Grenadier-Regiment des Observations-Corps, das in der Flanke stand.

Die preußische Avantgarde ordnete sich hierauf in dem Innern der Verschanzungen des Mühlberges; während GLt. v. Fink mit 8 Bataillonen und 21 Escadronen bei der großen und Beckers-Mühle über das Hühnerfließ zu defilieren begann und dann mit seiner Infanterie in einem Treffen derart aufmarschierte, dass der linke Flügel hinter der Avantgarde, der rechte Flügel aber den nordwestlichen Abhang der Mühlberge herunter bis an den großen Elsbusch reichte. Die Cavallerie folgte später und blieb am Abhange der Mühlberge halten.

Kaum hatten bei dem Angriff der preußischen Avantgarde die russischen Regimenter Nr. 3 und 5 ihre Front nach links quer über den Mühlberg verändert, als die Grenadiere sich in voller Unordnung von dem Mühlberge nach dem Sumpfterrain des Oder-Ufers wandten und ihren Rückzug bis zu dem hinter dem linken Flügel aufgestellten reitenden Grenadier-Regiment fortsetzten. Die Regimenter Nr. 1 und 4 veränderten ebenfalls die Front als 2. Treffen hinter Nr. 5 und 3, vermochten den preußischen Angriff aber nur auf kurze Zeit aufzuhalten.[2])

[1]) Masslowski III., 97 und flgd.

[2]) Masslowski a. a. O.

Nur ein Theil der Regimentsgeschütze hatte der preußischen Infanterie bis nun, durch die Verhaue gehindert, auf die Mühlberge folgen können; diese und 4 Zwölfpfünder wurden am südwestlichen Plateaurande aufgefahren und wirkten erfolgreich gegen die russischen Infanteriemassen, die sich bis zum Kuhgrunde unter Befehl des GLt. Panin bemühten, neue Linien nach der Flanke zu bilden. Bereits ehe die letzten Vertheidiger den Mühlberg verlassen, hatte Ssaltykow dem genannten General befohlen, die Front mit den äußersten Regimentern beider Treffen (Rostow und 2. Grenadier-) nach links zu verändern, diese wurden durch die österreichischen Grenadier-Compagnien unter FML. Campitelli verstärkt. Hinter diesen wurde eine neue Vertheidigungs-Linie durch andere Regimenter gebildet.

Endlich setzten sich auch, auf Loudons Befehl, die Regimenter Loudon und Baden-Baden in Bewegung, um nöthigenfalls den FML. Campitelli zu unterstützen.

König Friedrich war indessen mit dem rechten Flügel seinem Vortrab nachgekommen. Seine Gegenwart begeisterte die Truppen, gleichzeitig machte auch GLt. von Fink eine Bewegung nach der Niederung, um den Kuhberg zu umgehen.

„Die Preußen griffen diese Linien etwa siebenmal an und mussten dabei jedesmal mit frisch aufmarschierten Truppen kämpfen. Nichtsdestoweniger war durch die eroberte Anhöhe schon mehr als die Hälfte des Kampffeldes im preußischen Besitz.“[1])

Der Mühlberg konnte seitens der verbündeten Truppen nicht wieder erobert werden, aber der weitere Angriff Friedrichs wurde aufgehalten.

Die Grenadiere der preußischen Avantgarde führten nun „nur tirailliorend“ das Gefecht mit der gegnerischen Infanterie, die den jenseitigen Rand des Kuhgrundes besetzt hielt.

Es war 2 Uhr mittags geworden. Der linke russsische Flügel war geworfen, gegen 70 Geschütze erobert; dies mag der Zeitpunkt gewesen sein, in welchem König Friedrich die erste Nachricht vom glücklichen Fortgange der Schlacht über Göritz nach Berlin sendete.[2])

Die preußische Cavallerie auf dem linken Flügel, 58 Escadronen unter GLt. v. Seydlitz und Prinz Württemberg war zu dieser Zeit aus dem Walde debouchiert und stand mit dem rechten Flügel am kleinen Spitzberg.

[1]) Bericht Loudons an Daun, 13. August 1759, K.-A. Corps Loudon 1759, VIII, 15.

[2]) Der Courier mit der Nachricht, dass der linke Flügel der Russen geschlagen sei, kam am 12. August abends in Berlin an.

Die Bedeutung der Batterie auf dem Großen Spitzberge wurde bei den Verhältnissen, wie sie zu dieser Zeit lagen, von den Führern des verbündeten Heeres vollauf gewürdigt. Die Truppen Rumjanzews blieben dort. Auch die andern russischen Truppen auf dem Spitzberg hatten bereits ihre Bestimmung und standen in vier Linien hinter einander, 4 Regimenter standen noch in Reserve.

König Friedrichs Heer hatte eine vollständige Schwenkung ausgeführt. Der rechte Flügel stand auf dem Mühlberg, der linke hinter den Teichen oberhalb Kunersdorf; die Front war gleichlaufend mit dem Kuhgrund. Hinter diesem standen die Verbündeten. GLt. Fink setzte seine Umgehung gegen den Elsbusch fort. In diesem Augenblicke, an welchem die Entscheidung hieng, rückte FML. Loudon mit seinen Truppen von den Judenbergen gegen den Kuhgrund zur Unterstützung heran. Seine Geschütze, sowie die durch den russischen Artillerie-General Borosdin in der Gegend des Großen Spitzberges aufgestellten Haubitzen wirkten gegen die Fink'sche Umgehungscolonne, bis die Generale Berg und Derfelden, verstärkt durch zwei russische Infanterie-Regimenter von den Judenbergen, den Preußen sich entgegenwarfen und sie zerstreuten. In der Niederung am Elsbusch und überhaupt auf dem rechten preußischen Flügel begann das Gefecht zu stocken.

König Friedrich befahl dem GLt. Seydlitz und Prinzen Württemberg, mit der Reiterei am linken Flügel zwischen den Teichen oberhalb Kunersdorf durchzubrechen und die den Kuhgrund haltenden Verbündeten anzugreifen. Die Bewegung war schwierig. Die Reiterei musste durch enge Zwischenräume, konnte sich nicht entwickeln und gerieth jenseits sofort in das wirksame Feuer der Geschütze vom Großen Spitzberg; dennoch rückte sie vor. Da kamen ihr Rumjanzew und Loudon, mit dem was sie von ihrer Cavallerie zur Hand hatten, 2 russische und 1 österreichisches Regiment, vom Großen Spitzberge herab, entgegen, attaquierten und trieben die preußische Reiterei in die Flucht, so dass sich dieselbe erst hinter ihrem Fußvolk am linken Flügel wieder sammelte.

Dieser brach nun gleichfalls an den Teichen oberhalb Kunersdorf durch, marschierte jenseits derselben wieder auf und rückte gegen den Großen Spitzberg vor.

König Friedrich hatte sich selbst hieher verfügt, um seine Truppen zur Eroberung des Spitzberges anzufeuern, welcher als der Schlüssel der Stellung des russischen Heeres anzusehen war. Er wies für die Placierung der Batterien einige günstige Punkte an, ritt dann wieder zu seinem rechten Flügel, um den Angriff auf den Kuh-

grund zu forcieren, während GLt. v. Fink vom Elsbusche aus angreifen sollte.

Den Kuhgrund unterhalb Kunersdorf, welcher steile Ränder, bei 15 Fuß Tiefe und 60 Schritt Breite hat, vertheidigten die 12 österreichischen Grenadier-Compagnien von den deutschen Infanterie-Regimentern, in zwei Bataillone formiert unter Commando des Arhemberg'schen Oberst Baron von Normann, außerdem zwei Bataillone vom Regiment Loudon unter Major d'Alton. Der Kampf war hier so intensiv, dass die beiden letzteren Bataillone in dem Zeitraume von $^3/_4$ Stunden mehr als 500 Mann und 30 Officiere verloren. Das Feuer dieses Regimentes warf die Angreifer mehrere hundert Schritt zurück, aber es ward nothwendig sie zu unterstützen und deshalb ließ Loudon das Regiment Baden-Baden unter GFW. Baron Ellrichshausen vorrücken. Dies Regiment trat ins Gefecht, als das Regiment Loudon fast vernichtet war. Auch der Verlust des Regimentes Baden war enorm, 32 Officiere desselben waren außer Gefecht. Sechs Regimentsgeschütze der Regimenter Loudon und Baden führten gegen 40 schwere preußische Geschütze den ungleichen Artilleriekampf. Die Grenadiere hatten 5 Fahnen erobert, welche Loudon später dem Grafen Ssaltykow übergeben ließ. Das Vorrücken der Preußen war jedoch zum Stillstand gebracht, besonders da der rechte russische Flügel Unterstützungen hergab. Die Versuche des GLt. v. Fink waren gescheitert; der linke preußische Flügel gegen den Großen Spitzberg fand Widerstand und hier begann schon der Übergang der Russen zur Offensive.

Als der Angriff der Seydlitz'schen Cavallerie abgewiesen war, stellte sich die ganze Cavallerie der Verbündeten, die Regimenter Liechtenstein, Löwenstein und Württemberg vorwärts und links der Batterie auf den Großen Spitzberg; unter einem rechten Winkel zu ihnen die russische reguläre Cavallerie in 2 Treffen.

Den Oberbefehl über diese Reiterei übernahm Loudon, hinter derselben unter Totleben die leichte russische Reiterei und die combinierten Kürassier-Escadronen. Die erfolglose Attaque Seydlitz' fand um dieselbe Zeit statt, als die Truppen der rechten russischen Flanke den Judenberg geräumt hatten. Dort blieben bis zum Ausgange der Schlacht nur 3 österreichische Infanterie- und 2 österreichische und 1 russisches Husarenregiment. Fürst Wolkonski und Villebois trafen auf dem Großen Spitzberge ein, bald darauf Fermor mit den übrigen Truppen des rechten Flügels.[1])

Das Resultat dieses allgemeinen Überganges zur Offensive bestand in der völligen Zurückdrängung des Feindes über den Kuhgrund

[1]) Masslowski, III, 107.

und in einer grenzenlosen Verwirrung der den Mühlberg noch haltenden preußischen Truppen. Das russische Geschützfeuer vom Großen Spitzberge verursachte hier außerordentliche Verluste in den auf engem Raume aufgestellten tiefen Colonnen. Nur eine Bewegung nach vorwärts, also nach dem Großen Spitzberge, um Raum zu gewinnen, konnte eine günstigere Wendung herbeiführen und die bisherigen Versuche der preußischen Colonnen-Têten in dieser Richtung waren gescheitert. Trotzdem gelang es, das Regiment v. Lestwitz an dem gegen Kunersdorf gerichteten Rande des Mühlbergs zu formieren, wo auch eine 6pfündige Batterie Stellung nahm.

Die vordringenden russischen Infanterie-Regimenter unter Villebois, Berg und Wolkonski brachten durch ihre energischen Bajonnett-Angriffe den Mühlberg wieder in Besitz und setzten sich in der früheren Position neuerdings fest.

Während dieser Zeit war noch ein Versuch unternommen worden, durch Cavallerie vom preußischen linken Flügel einen Angriff von Seite des Elsbusches zu unternehmen.

König Friedrich ließ den Prinzen von Württemberg mit einiger Cavallerie durch den Beckergrund zur großen Mühle am Hühnerfließ rücken. Von dort ritt er am Thalrand, diesen links, den Elsbusch rechts behaltend, mit der Cavallerie-Colonne (1 Dragoner- und 1 Husaren-Regiment) vor. Die Fink'sche Infanterie war zu dieser Zeit schon zurückgewichen.

Der Prinz rückte an dem Thalrande vor, gelangte aber bald in den Bereich russischer Batterien; links einschwenkend, versuchte er mit mehreren aufmarschierten Escadronen den sanfter geböschten Thalhang zu ersteigen. Er reitet voraus und sieht sich weit im Rücken der gegen den Kuhgrund im Feuer stehenden russischen Infanterie. Erfreut über diese günstige Gelegenheit zur Attaque, wendet er sich um, das Einschwenken zu befehlen; er findet sich aber allein, seine Cavallerie, durch das russische Artilleriefeuer in Unordnung gebracht, jagte in wilder Flucht dem Elsbusche zu.[1])

Prinz Württemberg selbst wird verwundet und entrinnt, auf demselben Wege zurückkehrend, nur mit Mühe der Gefangenschaft; GM. von Puttkammer versuchte den Angriff mit seinem Husaren-Regimente ebenfalls ohne Erfolg. Der General selbst wurde erschossen.

König Friedrich bemühte sich noch einmal, seine Truppen zu formieren, doch alle Anstrengungen hiezu waren vergeblich.

Es war 7 Uhr abends. Der glänzendste Sieg war für das verbündete Heer entschieden und der Tag neigte seinem Ende zu.

[1]) (Stiehle.) Die Schlacht bei Kunersdorf, 60 und flgd.

FML. Loudon brach mit der Cavallerie zwischen dem Dorf- und blanken See hervor und verfolgte die preußische Cavallerie, welche die Attaque nicht abwartete, sondern in den Wald zurückgieng. Ein ganzes Infanterie-Regiment (von Diericke) wurde bei dieser Verfolgung umringt und gefangen.

Auch GM. Totleben eilte mit russischer leichter Reiterei und Kosaken dem Feinde nach.

Bei den Brücken des Hühnerfließes drängten sich die Flüchtigen aller Waffen, Artillerie verstopfte die Übergänge, Trainknechte flohen mit der Bespannung und machten es allen folgenden Geschützen unmöglich, fortzukommen. Ein Theil der fliehenden Infanterie und ein großer Theil der Cavallerie zogen sich auf dem linken Ufer des Hühnerfließ auf dem Wege im Walde zurück, auf dem sie am Morgen dieses Tages kampfesmuthig angerückt waren.

König Friedrich selbst verweilte in einer Seelenstimmung, die sich wohl begreifen lässt,[1]) noch auf dem Mühlberge, als Rittmeister v. Prittwitz mit 40 Husaren, ihn erblickte, zum Zurückreiten bewog und dessen Schutz gegen die umherschwärmenden Kosaken übernahm.

Die Verfolgung durch die Cavallerie der Verbündeten fand an den äußersten Grenzen des Schlachtfeldes ihren Abschluss.[2])

Es war spät Abends, als die Verfolgung ruhte. König Friedrich sammelte die Trümmer seines Heeres vorerst zwischen Trettin und Bischofsee, dann führte er sie auf die Höhen vor Ötscher; die Schiffbrücken über die Oder wurden gesperrt.

Während der Schlacht war, auf Befehl des Königs, General von Wunsch mit 3 Freibataillonen und Husaren aus seiner Aufstellung bei Lebus gegen Frankfurt vorgegangen, um den Verbündeten den Rückzug über die Brücken nach dem linken Oder-Ufer zu versperren. Spät am Nachmittage (wohl um 5 Uhr) kam der General vor Frankfurt an, sprengte ein Thor, und nahm 5 Officiere und 260 Mann, die als Sauvegarden gegen Plünderung in der Stadt zurückgeblieben waren, gefangen und besetzte die stehende Oderbrücke. Als Wunsch jedoch das Verstummen des Kanonenfeuers der Schlacht vernahm, auch vom russischen Oberst von Bülow, von der Dammvorstadt aus zur

[1]) Mehrere Deserteurs sagten aus, sie hätten den König weinen sehen. (Aus einem Berichte über die Schlacht. K.-A. Corps Loudon, VIII, 13.)

[2]) „Man würde ihm (dem Feind) in diesem seinen eilfertigen Rückmarsche noch größeren Schaden haben thun können, wenn man mehrere Cavallerie bei Händen gehabt hätte.“ (Loudon an Daun, 13. August 1759; K.-A. Corps Loudon, VIII, 15.)

Räumung der Stadt aufgefordert wurde, zog er mit seinem Commando wieder nach Reitwein ab.

Die Verluste in der Schlacht waren beiderseits außerordentlich.

Die Russen verloren an Todten: 2614, an Verwundeten 10.863 Mann.[1]) Das Loudon'sche Corps verlor an Mannschaft insgesammt: 2215 Mann, 15 todte, 93 verwundete und 8 vermisste Officiere.[2])

An Trophäen fielen in die Hände der Verbündeten: 26 Fahnen, 2 Estandarten, 186 Geschütze, 110 Munitionswagen, 10.255 Gewehre, 93.000 Patronen, 157 Trommeln, 495 Kürasse, 2989 Grenadiermützen.[3])

Der Gesammtverlust der preußischen Armee betrug 18.000 Mann.[4])

Die Trümmer derselben überschritten am 13. August nachmittags 4 Uhr, die Brücken bei Göritz, die sofort abgebrochen wurden. Das Hauptquartier kam in das Schloss von Reitwein, die Armee lagerte zwischen Podelzig und Reitwein.

Unmittelbar nach der Schlacht richtete König Friedrich an den Minister Grafen Finckenstein das folgende Schreiben:

„J'ai attaqué ce matin à 11 heures l'ennemi. Nous les avons poussés jusqu'au cimetière des juifs auprès de Frankfort. Toutes mes troupes ont donné et ont fait des prodiges, mais ce cimetière nous a fait perdre un prodigieux monde. Nos gens se sont mis en confusion, je les ai ralliés trois fois, à la fin j'ai pensé être pris moi-même, et j'ai été obigé de céder le champ de bataille. Mon habit est criblé de coups, j'ai deux chevaux de tués, mon malheur est de vivre encore. Notre perte est très considérable: d'une armée de 48.000 hommes je n'en ai pas 3000. Dans le moment que je parle, tout fuit, et je n'e suis plus maître de mes gens. On fera bien à Berlin de penser à sa sûreté.

„C'est un cruel revers, je n'y survivrai pas; les suites de l'affaire seront pires que l'affaire même. Je n'ai plus de ressource, et à ne point mentir, je crois tout perdu; je ne survivrai point à la perte de ma patrie

Adieu pour jamais!"[5])

[1]) Masslowski III, 112.

[2]) Die 8 Grenadier-Compagnien hatten einen Verlust von 1213 Mann, die übrige Infanterie verlor 494, die Croaten 18, die Cavallerie 455 und die Artillerie 35 Mann. (K.-A. Haupt-Armee 1759; VIII, 24 und H.-K.-R. 1759; VIII, 8 n.)

[3]) K.-A. Haupt-Armee 1759: VIII, 23 und Corps Loudon 1759; VIII, 36.

[4]) In Gefangenschaft fielen 4342 (darunter 3 Stabs-, 41 Oberofficiere), 2055 Deserteure meldeten sich bei der verbündeten Armee; auf dem Schlachtfelde wurden von den verbündeten Truppen 7627 Soldaten der preußischen Armee begraben.) Noch am 21. August berichtete Loudon an Daun, dass täglich noch viele preußische Deserteure ankämen, „welche dann die Noth und das Elend wie auch die Bestürzung unter der feindlichen Armee nicht genügsam beschreiben können." (K.-A. H.-A. 1759; VIII, 290.)

[5]) „Politische Correspondenz Friedrich des Großen", XVIII, 781.

Am 13. August folgte dann an denselben, noch vom rechten Oder-Ufer aus Ötscher das folgende Schreiben:

„Je me rapporte à la lettre que je vous ai écrite hier de main propre, et comme je n'ai point réussi à me défaire des Russes, comme j'avais lieu de m'en flatter, il ne me reste présentement que de vous avertir de vous arranger de façon à pouvoir vous retirer à Magdeburg, comme le seul endroit qui reste pour pouvoir le faire commodément. L'ennemi peut être à Berlin en deux ou trois jours. Vous y enverrez tout ce que vous jugerez devoir, et vous ferez savoir sous main aux gens aisés de s'en aller pendant ce temps de crise avec leurs meilleurs effets et capitaux à Hamburg.

„Il faudra aussi que vous enjoigniez de ma part au lieutenant-général de Rochow et à celui de Massow de s'arranger pour Magdeburg, et vous ferez savoir aux ministres du Grand-Directoire d'être sur leur garde, afin que, des qu'il s'agirait de l'approche d'un corps ennemi de Berlin, ils se retirent aussi à Magdeburg."[1])

Tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich nach dieser gewaltigen Katastrophe, die ihn und sein Heer getroffen, des königlichen Feldherrn bemächtigt. Erkrankt und moralisch fast gebrochen, übergab er, nach bewirktem Übergang auf das linke Oder-Ufer, am 13. August Nachmittags das Commando der Armee an den GLt. von Fink, der dasselbe bis zum 16. August führte.[2])

Allein bald erholte er sich wieder und fasste neue Hoffnung; seine Angelegenheiten standen verzweifelt, aber der Gegner drängte

[1]) Politische Correspondenz, XVIII, 482.

[2]) „Weilen mir eine schwere Krankheit zugestoßen, so übergebe das Commando meiner Armee während der Krankheit bis an meine Besserung an den General Fink, und kann er im Nothfall von des General Kleisten Corps ingleichen disponieren, nachdem es die Umstände erfordern; ingleichen von denen Magazins in Stettin, Berlin, Küstrin und Magdeburg." (Polit. Correspondenz, XVIII, 482 s. d.)

„Instruction vor den General Fink.

„Der General Fink kriegt eine schwere Commission. Die unglückliche Armee, so ich ihm übergehe, ist nicht mehr im Stande mit die Russen zu schlagen. Hadik wird nach Berlin eilen, vielleicht Loudon auch. Gehet der General Fink diesen beiden nach, so kommen die Russen ihm im Rücken; bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadik diesseit. Indessen so glaube, dass wane Loudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegens attaquieren und schlagen. Solches, wo es gut gehet, gibt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf. Zeit gewonnen, ist sehr viel bei diesen desparaten Umständen.

„Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Coeper, mein Secretär geben. Er muss meinem Bruder, den ich Generalissimus bei der Armee declariert, von allem berichten: Dieses Unglück ganz wieder herzustellen gehet nicht an; indessen was mein Bruder befehlen wird, das muss geschehen. Au meinen Neveu muss die Armee schwören.

ihn nicht und die Versäumnisse desselben öffneten ihm den Weg zur Rettung.

„Nos affaires sont affreuses, mais l'ennemi me laisse du temps. Peut-être pourrai-je par ses fautes me sauver", schrieb er am 16. August schon wieder an Finckenstein.[1])

Die Darstellung der einzelnen Gefechtsphasen der gewaltigen Kunersdorfer Schlacht hat sich zu jeder Zeit außerordentlich schwierig gestaltet und bald nach derselben bis heute die Federn der verschiedensten Autoren beschäftigt. Die Schilderungen variieren, wie bei allen kriegerischen Actionen oft sehr bedeutend und was speciell die Antheilnahme der kaiserlichen und königlichen Truppen an den einzelnen Gefechtsmomenten betrifft, so ist deren Darstellung fast nur nach preußischen und russischen Quellen möglich — da der berufenste Interpret derselben, der kühne und unternehmende Führer des österreichischen Corps in gewohnter Bescheidenheit nur eine ganz allgemein gehaltene Relation, die für seine entscheidende Thätigkeit fast gar keine Anhaltspunkte bietet, an den kaiserlichen Oberfeldherrn gerichtet hat. Der eigenhändige Zusatz Loudons in diesem am 13. August an den FM. Grafen Daun erstatteten Berichte lautet:

„Ich hoffe, dass der russische commandierende General mit unseren Truppen und meinem Fleiß wird zufrieden sein; ich habe nach meiner Möglichkeit Alles in Zeiten zu remedieren und die Truppen so anzuführen gesucht, um dem Feind allen Widerstand zu thun, in welchem mir dann auch die Herren Generals von meinem unterhabenden Corps getreulich beigestanden sein. Den Verlust unserer Truppen werde mit nächstem gehorsamst einschicken. Von den feindlichen Generals soll der Prinz Württemberg als auch der General Seydlitz blessiert sein; ich kann versichern, dass diese Bataille eine der blutigsten und aber auch sieghaftesten gewesen."

„Dieses ist der einzige Rath, den ich bei denen unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin; hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich darbei geblieben." (Politische Correspondenz XVIII, 483.)

Der König befindet sich seit dem Tage von Kunersdorf, schreibt sein Secretär Coeper an den Staatsminister Grafen Finckenstein am 15. August, in einer derartigen Niedergeschlagenheit, dass jene, die mit ihm verkehren, darüber außerordentlichen Schmerz empfinden. (Polit. Correspondenz, XVIII, 483 und 486.) In diesen Tagen blieb er ganz allein im Schlosse zu Reitwein, sah Niemand als den GLt. Fink und einige vertraute Diener. Am dritten Tage jedoch erschien er wieder und ertheilte seine Befehle; die Bewegungen begannen von Neuem und der Dienstbetrieb gestaltete sich in der hergebrachten Ordnung. (Naudé, Zur Schlacht bei Kunersdorf; Forschungen zur brandenb.-preuß. Gesch. VI, 252 u. flgd.)

[1]) Politische Correspondenz, XVIII, 488.

Am Abend des Schlachttages sendete Loudon noch den Oberstlieutenant Graf Caraffa an Daun ab, um mündlich über die Details der Schlacht zu berichten.

Derselbe traf am 13. August, nachmittags 3 Uhr, im Hauptquartier Dauns zu Priebus ein. Andern Tags folgte Oberstlieutenant Graf Kinsky mit der schriftlichen Relation. Dieser Stabsofficier wurde vom Oberfeldherrn mit derselben sogleich nach Wien abgesendet und ritt dort am 16. August unter Begleitung von 20 blasenden Postillons und vier Postofficieren ein. Zu Loudon gieng der Generaladjutant Dauns, Oberstlieutenant Baron Reitzenstein, am 14. August von Priebus ab, mit vom Oberfeldherrn „ihm in die Schreibtafel dictierten Aufträgen“; FML. Graf Lacy sollte unmittelbar folgen, um mit der russischen Generalität den Operationsplan festzustellen. Der en chef commandierende General fügte einem Erlasse vom 14. August an Loudon eigenhändig hinzu:

„Alles kommt nun darauf an, dem König nicht Zeit zu lassen, sich zu erholen, sondern, dass man ihn so viel wie möglich in die Enge treibe, und um zu diesem zu gelangen, werde mich zu allem fügen. Da ich aber nicht wissen kann, was man russischerseits positive thun will, habe daher General Lacy dahin geschickt, welchen noch allhier erwarten werde, maßen noch nicht vernommen, dass Prinz Heinrich marschiert, außer dass er bis Naumburg was detachiert habe.“ [1])

Die posthume Kritik hat die Leitung des verbündeten russisch-österreichischen Heeres wiederholt getadelt, dass nicht eine energischere Verfolgung des geschlagenen preußischen Heeres am Abend des 12. August unternommen worden sei, welche zur gänzlichen Vernichtung desselben unzweifelhaft geführt haben würde.

Dieser Vorwurf scheint uns nicht einwandfrei. Übersehen wird dabei immer, in welchem Zustande sich auch die Sieger befanden, die physische und moralische Erschöpfung der Truppen, endlich auch die Unkenntnis über die Verfassung des geschlagenen Heeres, die wohl am folgenden Tage, am Abend der Schlacht, als sich die Schatten der Nacht über das blutgetränkte Gefilde lagerten, kaum seitens der Heeresleitung der Verbündeten im vollen Umfange übersehen werden konnte. Zwei preußische Cavallerie-Regimenter (Alt-Platen-Dragoner und Möhring-Husaren) stellten sich übrigens bei Trettin der verfolgenden Cavallerie entgegen. [2])

Unter allen Umständen hat Loudon, dem Mangel an Initiative und offensivem Sinn gewiss nicht vorgeworfen werden kann, aus

[1]) K.-A. Corps Loudon 1759, VIII, 15 b.

[2]) (Stiehle) Die Schlacht bei Kunersdorf, 62.

zwingenden Gründen die Verfolgung nicht fortgesetzt. Er selbst motiviert diesen Entschluss mit Mangel an (intacter) Cavallerie.

In Wien rief die Nachricht vom Kunersdorfer Siege freudige Bewegung am Hofe und in der Bevölkerung hervor. Maria Theresia, deren hoher Sinn stets gewohnt war, Gnadenbeweise im weitesten Maße zu ertheilen, wollte Loudon zum Feldzeugmeister befördern, was aber Daun mit Rücksicht auf das bisherige rasche Avancement desselben und die rangsältere Generalität widerrieth. [1])

Die Kaiserin richtete infolge dessen am 23. August die folgenden zwei Handschreiben an den siegreichen Führer ihrer Truppen und sendete ihm außerdem zum Andenken einen kostbaren Brillantring:

„Lieber Freiherr von Loudon!

Ihr habt Mir bereits so viele angenehme Proben von Euerem reinsten Diensteifer, Kriegserfahrenheit, Einsicht und tapferen Entschließungen gegeben, dass Ich zum Voraus gänzlich versichert war, wie Ihr keine Gelegenheit aus Handen lassen würdet, um Euere bereits erworbene Verdienste immer weiter zu erstrecken. Ihr habt auch Mein gnädigstes Vertrauen in vollem Maße erfüllt und Euch bei der den 12. d. vorgefallenen so blutigen als glorreichen Schlacht so ausnehmend wohl betragen, auch Meinen Waffen bei Freund und Feinden so viele Ehre erworben, dass Ich nicht umhin kann Euch desfalls Meine vollkommene Zufriedenheit zu erkennen zu geben, und von dem gnädigsten Wohlwollen zu versichern, womit Euch jederzeit zugethan und solches bei sich ergebenden Gelegenheiten werkthätig bezeugen werde; um jedoch hiemit den Anfang zu machen, so gebe Ich Euch Mein Wort, dass Ich Euch das erste erledigte Infanterie-Regiment unfehlbar verleihen werde, und indessen sollt Ihr vom 12. dieses Monats an, als dem Tag, wo Ihr Euch so vielen Ruhm erworben, die Gage eines Obristen und Regiments-Inhabers zu genießen haben. Ich kenne Euere Gesinnung, und habe daher nicht nöthig, Euch zu fernerem Wohlverhalten anzufrischen, Ihr könnet also ganz versichert sein, dass Ich Euch etc. etc.“ [2])

Und:

„Lieber Freiherr von Loudon!

Aus Eurem Berichtschreiben habe Ich mit besonderem Vergnügen ersehen, dass alle unter Euerem Commando stehende Generale,

[1]) „ihn (Loudon) schon gleich zum Feldzeugmeister zu machen, wäre wahrhaftig noch zu früh und bleibt Euer Majestät nichts mehreres übrig für ein anderes Mal; nebst diesem würde es alle anderen Älteren sehr niederschlagen; vielleicht ereignet sich noch vor Ende der Campagne eine Gelegenheit, wo noch andere Gnaden zu erweisen sein werden. (Daun an die Kaiserin, 20. Aug. 1759.)

[2]) K.-A. Corps Loudon 1759, VIII, 20. Diese kaiserlichen Gnadenbeweise wurden Loudon am 28. August von FM. Daun übersendet.

Officiers und Truppen sich bei der Schlacht vom 12. d. so ausnehmend wohl und tapfer verhalten, und Meinen Waffen Ehre gemacht haben, Ich trage Euch also hiemit auf, sowohl den Generalen, als Officieren und Corps Meine vollkommene Zufriedenheit desfalls zu erkennen zu geben, und sie Meiner Gnaden zu versichern, mit welchen annebst auch Euch wohlgewogen verbleibe." [1])

Für Loudons Denkungsweise ist das folgende, an den Feldmarschall Grafen Daun gerichtete Schreiben aus Jamlitz vom 31. August 1759 außerordentlich charakteristisch: „Euer Excellenz gnädigste Zuschrift vom 28. hujus ist mir durch den Herrn Obrist Grafen von Kinsky nebst den zwei allergnädigsten kais. königl. Handschreiben und dem brillantenen Ring rechtens übergeben worden.

Gnädigster Herr! Ich muss in Unterthänigkeit gestehen, dass ich durch so große und überhäufte kais. königl. Gnaden völlig surpreniret worden; indem ich mich ganz wohl bescheide, dass ich in allen meinen bisherigen treugehorsamst geleisteten Diensten nichts anderes verrichtet, als was meine Schuldigkeit und die Pflichten eines ehrlichen Mannes erfordern, und nach welchen ich bereit bin, meinen letzten Blutstropfen für den Dienst des allerdurchlauchtigsten Erzhauses mit Freuden aufzuopfern.

Weil aber einzig und allein mir durch Euer Excellenz höchst angeborenen Großmuth und Gnade hiezu der Weg gebahnt, so werden auch Höchstdieselbe gnädigst erlauben, dass ich diesfalls hiemit in tiefster Submission meine ganz gehorsamste Danksagung abstatten und in Unterthänigkeit versichern darf, wie ich auch fernerhin mir nichts so sehr angelegen sein lassen werde, als alles und jedes, so Euer Excellenz mir gnädigst aufzutragen geruhen, nach dero höchsten Intention und meinen äußersten Kräften in Erfüllung zu setzen.

Nächstdem kann nicht umhin, dass, da ich in meiner ganz gehorsamsten Relation vom 13. hujus wegen Kürze der Zeit nicht alle und jede insbesondere, sondern nur überhaupt und insgesammt der Herren Generals und Stabsofficiers ihres Wohlverhaltens wegen angemerkt, allhier doch noch derjenigen besonders zu gedenken, die sich gleichfalls vor andern hervorgethan haben und nicht in der gedachten Relation benennet sind. Ich erachte dieses in meinem Gewissen mich umsomehr verpflichtet, als Ihre kais. königl. Majestät allergnädigst geruht haben, ihnen Ihre ganz besondere Gnade desfalls zu versichern. Und so ist es ganz gewiss an dem, dass mein Herr Kamerad, der Feld-Marschall-Lieutenant von Campitelli mir

[1]) K.-A. Corps Loudon 1759; VIII, 19.

nicht nur in allem und jedem die vorgefallene Arbeit erleichtern helfen, sondern auch, wie bereits in obgemeldeter Relation unterthänig erwähnt worden, die beiden von mir errichteten Grenadiers-Bataillons selbst ins Feuer geführt, damit der Feind in derselbigen Attaque repoussiert, und überhaupt seine Bravour besonders an den Tag gelegt hat.

Euer Excellenz werden also nach dero preiswürdigstem Eifer zur Gerechtigkeit gnädigst ermessen, dass der Herr General von Campitelli wegen dieses seines Eifers einige Vergeltung in Unterthänigkeit anzuhoffen hätte, da er aber wegen des innehabenden Maltheser-Ordens den hohen militärischen Maria Theresia-Orden nicht anzunehmen vermag; und in Ansehung seiner erst ganz kürzlichen Avancierung kein ferneres anverlangen kann, so wäre mein ganz unterthänigster Vorschlag folgender: Ihre kais. königl. Majestät haben in dem einen durch Euer Excellenz mir zugefertigten allergnädigsten Handschreiben die Regiments-Inhabers-Gage in allerhöchsten Gnaden mir beizulegen geruht. Ich kann also von dieser meiner genießenden Feldmarschall-Lieutenants-Gage, und der allergnädigst beigelegten Pension des Großkreuzes, sehr wohl als ein ehrlicher Mann leben.

Allerhöchst gedacht Ihre kais. königl. Majestät aber haben noch überdem mir bereits vor zwei Jahren eine allergnädigste Pension per 1500 fl. jährlich auf Lebenslang zuzulegen geruht.

Ich finde also in meinem Gewissen mich überzeugt, dass aller dieser überflüssigen Gnaden ich mich durch meine geringe bis anher geleisteten Dienste weder würdig gemacht, noch solche zu meiner jährlichen Unterhaltung benöthigt bin. Und damit also mein Kamerad der Herr Feldmarschall-Lieutenant von Campitelli, welcher an dem den 12. hujus erfochtenen Sieg so viel als ich theil hat, nicht leer ausgehen möge, ihm aber ohne neue Beschwerung des Allerhöchsten Aerari nicht wohl soulagieret werden kann, so habe hiemit obgedachte jährliche Pension per 1500 fl. wiederum Ihrer kais. königl. Majestät zu Füßen legen, und allerunterthänigst bitten sollen, Allerhöchst dieselbe geruheten, selbige vielbemeldtem Feld-Marschall-Lieutenant von Campitelli allergnädigst zur Vergeltung seiner treugeleisteten Dienste beizulegen."[1]).

In ähnlicher Weise äußerte sich Loudon dem Hofkriegsrathe gegenüber.[2]) Ob Maria Theresia über das Anerbieten Loudons zu Gunsten Campitellis eine Verfügung traf, ist aus den Acten nicht ersichtlich.[3])

---

[1]) K.-A. H.-A. 1759, VIII, 425½.

[2]) K.-A. 1759, H.-K.-R. Pr. i. p. F. 1431: Octob.

[3]) Arneth, Maria Theresia VI, 60.

Die russische Generalität erhielt von Maria Theresia kostbare Geschenke und zwar FM. Graf Ssaltykow eine mit Brillanten besetzte Tabatière, einen Brillantring und 5000 Ducaten, Graf Fermor einen Brillantring und 4000 Ducaten, GLt. Graf Rumjanzew 2000 und GLt. Fürst Panin 1500 Ducaten, GLt. Villebois 1500 und GLt. Stoffel 1000 Ducaten, Hofrath Wesselitzki 400 Dukaten.[1])

Der französische, im russischen Hauptquartier anwesende Oberst Chevalier Mesnager sprach sich in schmeichelhaftester Weise gegenüber dem französischen Kriegsminister über die Tapferkeit der österreichischen Truppen und Loudons Verdienste bei Kunersdorf aus.[2])

Auch FM. Graf Ssaltykow hob dem österreichischen Oberfeldherrn gegenüber Loudons Verdienste ganz besonders hervor. In seinem Schreiben vom 3./14 August ans dem Hauptquartier bei Frankfurt, worin er mittheilt, er sei gezwungen, wegen Begrabung der Todten und Versorgung der Blessierten noch am linken Oder-Ufer zu bleiben, werde aber am 15. die Bagage bei Frankfurt über die Oder defiliren lassen, und Hadik, der mit der Cavallerie noch „heute“ eintreffen werde, solle, um dieselbe zu decken, sich auf den Anhöhen daselbst postieren; fügt er bei: „Ich kann nicht umhin, E. E. die guten und klug ausgesonnenen Dispositionen des Herrn FML. Baron von Loudon Exc. zu eröffnen und der Bravour der k. k. Soldaten, welche mit ausnehmender Tapferkeit gefochten, zu hinterbringen. Insbesondere recommandiere ich Euer Excellenz Gnaden und Protection den Herrn General-Major von Bethlen, welcher sich

[1]) Diese Angaben nach der Correspondenz Launs mit Loudon. Oberst Masslowskis Angaben hierüber differieren etwas in Bezug auf die Höhe der Beträge (III, 114.)

[2]) „Je ne puis, Monseigneur, m'empêcher de faire les plus grands éloges des régiments autrichiens qui ont donné à la bataille de Francfort ainsi que de tous les généraux et particulièrement M. de Loudon qui me paraît d'un mérite distingué tat par sa valeur que par ses connaissances.“ Camp de Lossow 19 août 1759 (K.-A. Corps Loudon 1759; XIII, 48, S. 5.)

Auch GM. v. Finé äußerte sich in einem Schreiben an den Feldmarschall Grafen Daun in folgender Weise:

„Monseigneur!

V. E. étant instruite par la relation du L. G. Baron Loudon de ce qui s'est passé le 11 et le 12 je me bornerai uniquement à lui dire que je ne saurois suffisament louer l'intrepidité de l'infanterie russienne et la bravoure du corps de Loudon, infanterie et cavallerie; justice que toute l'armée russienne lui rend de même qu'au L. G. B. Loudon et à sa prudence et à son jugement. Depuis que je sers je n'ai jamais vu un combat si acharné ni un feu si vif, ni si long.“ Frankfurt, 15. August 1759 (K.-A. H.-A. 1759: VIII, 17.)

vor den andern mit den Husaren sehr distinguirt und welchem das vacante Morocz'sche Husaren-Regiment zu geben gehorsamst ersuche.[1])

König Friedrich hatte nur 10 Meilen von seiner Hauptstadt entfernt eine schwere Niederlage erlitten. Alle Umstände schienen sich zu vereinen, um den Krieg auf eine für die verbündeten Armeen glänzende Weise zu beenden.

Dem geschlagenen preußischen Heere standen die siegreichen Truppen Ssaltykows und Loudons gegenüber, Hadiks Ankunft bei dem russischen Heere wurde stündlich entgegengesehen, die Vereinigung mit Daun selbst konnte in wenigen Tagen bewirkt werden, keine Festung hielt das Einrücken der Sieger in Berlin auf. Die Reichsarmee breitete sich in Sachsen aus und nur das stark befestigte Dresden, Wittenberg und Torgau waren dort noch von den Preußen besetzt. Prinz Heinrich, von der Armee des Königs getrennt, hatte die Corps der Generale Bucco, d'Aysne, Macquire und de Ville vor sich, die seiner Streitmacht vollständig gewachsen waren.[2])

Mit Verwunderung sah man aber statt einer energischen Offensive, um dem Gegner den Stoß ins Herz zu geben, die verbündeten Heere in einer ausgesogenen, armen Gegend unthätig verweilen und König Friedrich nach wenigen Wochen sich wieder erheben und zu energischer Thätigkeit zurückkehren.[3])

---

[1]) Diesem Wunsche des russischen commandierenden Generals wurde unmittelbar darauf entsprochen. Am 21. August schon wurde GFW. Graf Bethlen zum Inhaber dieses Husaren-Regiments ernannt.

[2]) Prinz Heinrich schrieb an G. d. I. de la Motte Fouqué aus Dürings Vorwerk, am 18. August über die Schlacht von Kunersdorf: „Dem Herrn General kann nicht unterlassen, zu berichten, dass, obgleich ich vom Könige nicht die geringste Nachricht habe, dennoch nicht mehr daran zu zweifeln ist, dass es am 12. d. bei Frankfurt zur Schlacht gekommen. Die Niederlage ist von beiden Theilen sehr groß gewesen. Die Russen aber haben gesiegt. Unser Übergang war des Tages vorher bei Göritz geschehen und wurde den 12. der Russen rechter Flügel angegriffen. Anfangs ist es sehr gut gegangen und sind den Feinden schon verschiedene Batterien genommen gewesen. Es ist unserer Infanterie aber nicht möglich gewesen, sich des Kunersdorfer Berges und des Juden-Kirchhofes bei Frankfurt zu bemächtigen. Die Russen haben den Wahlplatz behauptet und der König hat sich auf den Platz zurückgezogen, wo der Angriff den Anfang genommen. Was seitdem geschehen, habe noch nicht in Erfahrung bringen können. Den GLt. v. Zieten habe vorgestern mit 15 Bataillonen und 30 Escadronen nach Sagan geschickt. Der FM. Daun steht noch bei Priebus und hat noch kein feindliches Corps den Boher passiert. De Ville ist angekommen, seine Infanterie hat sich bei Marklissa, die Cavallerie aber bei Lauban gelagert". (K.-A. C. A. 1759 VIII, 16.)

[3]) Der französische Minister Herzog von Choiseul schrieb am 9. September 1759 aus Versailles an den in Dauns Hauptquartier weilenden General Montazet: „Il faut que l'on ait un prodigieux aveuglement dans les armées russe et autrichienne

Es war wohl nicht Prinz Heinrichs allerdings glänzender Feldzug, der den König vom Rande des Abgrundes rettete. Der Schlüssel des fast unerklärlichen Verhaltens der Führer der verbündeten Heere lag in dem Charakter der dem König gegenüberstehenden Feldherren und in den Verhältnissen derselben zu einander. Daun war nicht wie König Friedrich, König in seinem Heere. Er war nicht, wie jener von aller Verantwortlichkeit frei. Daher sein bedächtiges Zaudern, daher seine Vorliebe für künstliche Märsche und vortheilhafte Stellungen. Er war durch mannigfache Rücksichten an seine Verbündeten geknüpft und musste trachten, ihnen keinen Anlass zu Klagen zu geben.

Er musste ihren Willen auf alle Weise zu erfüllen suchen, um sie nur im Bündnis zu erhalten. Durch diese Rücksichten waren ihm häufig die Hände gebunden. Auf der anderen Seite war FM. Graf Ssaltykow, ein Günstling des russischen Vicekanzlers Grafen Woronzow, nicht der Mann des selbständigen Handelns. Graf Fermor und Graf Rumjanzew standen ihm als Berather zur Seite, beide nicht im besten Einvernehmen, woraus sich der Widerstreit der Meinungen und der Wechsel der Entschlüsse im russischen Hauptquartier hinreichend erklärt. Auch war Fermor ein persönlicher Gegner Dauns und von Hass gegen selben erfüllt, weil er Daun für den Urheber hielt, dass man ihm das Ober-Commando entzogen. „Die ihm hiedurch zugefügte Schädigung und Unbill sei, so habe er selbst erklärt, ebensowenig zu ersetzen als je zu vergessen; so lange er lebe, wolle er auf Mittel sinnen, seine Rache zu kühlen.“[1])

Daun handelte dem vereinbarten Operationsplane gemäß. Er verließ seine Stellungen hinter dem Riesengebirge nicht eher, als bis die Russen an der Warthe erschienen waren. Da vereinbart war, dass dieselben durch ein österreichisches Corps unterstützt werden sollten, so erachtete er, dass dies der rechte Zeitpunkt sei, sich ihnen zu nähern. Er bezog deshalb das Lager bei Gerlachsheim. Durch diese Stellung verhinderte er König Friedrich, seinen von den Russen hart bedrängten Generalen Hilfe zu senden und gleichzeitig gelang es ihm, die den Russen zugesicherte Verstärkung und zwar im entscheidenden Augenblicke leisten zu können.

Eine Übersicht der Stellungen der beiderseitigen Armeen an dem der Schlacht von Kunersdorf folgenden Tage mag hier zum Verständnis der weiteren Begebenheiten eingeschaltet werden.

pour donner au roi de Prusse le temps de respirer après la perte d'une bataille semblable à celle du 12". Er fügt hinzu: Alle Kräfte hätten vereinigt werden müssen gegen König Friedrich, um ihn vollends zu zerschmettern. (K.-A. C.-A. 1759; IX, 9.)

[1]) Arneth, Maria Theresia VI, 65.

Am 13. August feierte man im Lager der vereinigten russisch-österreichischen Truppen bei Frankfurt ein Dankfest und verlor dabei den König aus den Augen, der unbehelligt sein geschlagenes Heer auf das linke Oder-Ufer in Sicherheit brachte. FM. Daun traf an diesem Tage in Priebus, seine Avantgarde unter FML. Beck zu Sommerfeld ein. Hadik besetzte mit der Cavallerie Kloster Zelle, mit der Infanterie Guben. Die Generale Vehla und Brentano beobachteten Dresden.

Die Reichs-Armee lagerte bei Leipzig. Prinz Stolberg schickte sich zur Belagerung von Torgau an. Dem Corps des Prinzen Heinrich im Lager bei Schmottseifen standen G. d. C. Bucco bei Gerlachsheim und FML. d'Aysne bei Lauban gegenüber. In Görlitz stand zu deren Unterstützung FML. Macquire. Die Armee-Abtheilung des G. d. C. de Ville traf zu Dittersbach ein. Endlich beobachtete FZM. Harsch im Lager bei Trautenau die Avenuen Böhmens gegen das Corps des G. d. I. Fouqué zu Landshut und Hirschberg.

Am 15. August passierte Loudon die Oder und lagerte an deren linkem Ufer bei Tschetschnow. Er benöthigte dringend Vorspannswagen aus der Lausitz, um seine Verwundeten wegzuschicken, da in der Gegend um Frankfurt kein Zugthier mehr aufzutreiben war.

Die Russen giengen am 16. über die Oder und nahmen ebenfalls an deren linkem Ufer in der Umgegend des Dorfes Lossow Stellung.[1])

In der Reihe derjenigen, welche darauf drangen, den bei Kunersdorf erfochtenen großen Erfolg zum Ausgangspunkt vernichtender Schläge gegen den König von Preußen zu machen, stand der Oberfeldherr des k. k. Heeres FM. Graf Daun, kräftig unterstützt von Loudon. Er sendete deshalb sofort nach erhaltener Nachricht von dem Kunersdorfer Siege den Generalquartiermeister Grafen Lacy ins russische Hauptquartier. Derselbe kam am 15. August dort an und machte den russischen Generalen drei Vorschläge. Der erste bestand darin, dass die russische Armee, durch Hadiks Corps verstärkt, nach Berlin vorrücke. Daun wollte, um sie zu unterstützen, ihre bisherige Stellung bei Frankfurt einnehmen, durch die Generale Bucco und Arhemberg aber den Prinzen Heinrich beobachten lassen. FML. Graf Macquire sollte gegen Dresden rücken und sich entweder allein oder mit Hilfe des Prinzen von Pfalz-Zweybrücken der sächsischen Hauptstadt bemächtigen.

[1]) Masslowski (III, 131) erzählt: Ssaltykow hätte am liebsten in der Nähe des Schlachtfeldes „bestimmte Befehle“ aus Petersburg bezüglich der weiteren Operationen abgewartet und nur wegen der in den Umgebungen Kunersdorfs sich bemerkbar machenden schlechten Luft die Armee über die Oder geführt.

Sollte dieser Vorschlag keine Zustimmung finden, so könnte die russische Armee in ihrer Stellung bei Frankfurt bleiben, die österreichische aber nach Berlin gehen und sich sodann dem Könige nähern. Gemeinsam würde man streben, dessen Machtbereich mehr und mehr einzuschränken und ihn dadurch vielleicht vollständig aufzureiben. Wäre dies geschehen, so würde es von selbst sich ergeben, dass man mit den gesammten Streitkräften in Schlesien eindringe und die eine oder andere der dortigen Festungen einnehme. Würde auch dieser Vorschlag verworfen, so könnte die russische Armee ebenfalls in ihrer bisherigen Stellung bleiben und nur ihre leichten Truppen gegen Berlin streifen lassen, um Contributionen in der Mark Brandenburg einzutreiben. Dabei müsse sie jedoch den König beobachten und ihn verhindern, die Operationen der Österreicher gegen Schlesien zu stören. Das k. k. Herr würde hier gegen den Prinzen Heinrich operieren, womöglich einen festen Platz erobern, um sodann in Schlesien die Winterquartiere behaupten zu können.

Von keiner guten Vorbedeutung für diese Verhandlungen war es, dass der russische Militärbevollmächtigte im österreichischen Hauptquartier, General Springer, bei seiner Rückkunft aus dem russischen Heerlager dorthin, am 16. August dem Feldmarschall im Vertrauen mittheilte, die russische Armee würde in dem gegenwärtigen Feldzuge nicht mehr zu Offensivbewegungen gebraucht werden, ja man dürfte sie wohl bei erster Gelegenheit nach der Weichsel zurückziehen. Denn sie bilde den Kern der Wehrmacht des jetzt von Truppen völlig entblößten russischen Reiches; sie sei aber durch zwei blutige Schlachten außerordentlich geschwächt, entbehre der Bespannungen für die Artillerie und das Proviantwesen, sowie der Bekleidung für die Soldaten. Aus diesen Ursachen könnten die Truppen nicht allzulange in großer Entfernung von der Heimat bleiben und darum müssten sie noch vor Eintritt der ungünstigen Jahreszeit an die Weichsel zurückkehren.[1])

Lacy kehrte denn auch ohne ein Resultat erreicht zu haben, aus dem russischen Hauptquartier zurück und Daun beauftragte nun Loudon, über ein gemeinschaftliches Einvernehmen bezüglich der weiteren Operationen mit den russischen Heerführern zu verhandeln. Doch auch dieser war nicht erfolgreicher in seinen Bemühungen.

Nachdem die Russen die Oder passiert hatten, brach König Friedrich mit seiner Armee am 16. August um 2 Uhr nachmittags gleichfalls auf und marschierte gegen Fürstenwalde. Am 17. Früh

[1]) Arneth, Maria Theresia VI, 40 und flgd.

fanden Loudons Husaren-Patrouillen, die der preußischen Armee gefolgt waren, dieselbe zwischen Petershagen und Falkenhagen an der Berliner Straße gelagert. Loudon berichtet darüber an Daun am 17. August aus Tschetschnow: „Ich habe also des commandierenden Herrn Generals Grafen von Ssaltykow Excellenz heute vormittags die Proposition gemacht, mir einige von seinen Dragonern und leichten Truppen zuzugeben, damit ich mit diesen und meiner unterhabenden Cavallerie den Feind, welcher, aller Vermuthung nach, heute weiter in der Nacht marschieren dürfte, auf dem Fuß nachzugehen vermöchte, um selbigen glauben zu machen, dass es die Avantgarde von der folgenden Armee sei, indem der Feind dadurch abgehalten würde, ein Corps wider die Reichs-Armee an der Elbe zu schicken, und solche in ihren Progressen aufzuhalten. Allein E. E. werden bereits durch den Herrn General Grafen von Lacy von der Unschlüssigkeit dieses Herrn mit mehreren benachrichtigt sein, und ich habe also auch von ihm auf diese meine Proposition keine Entschließung erhalten.

Nachmittags habe also den Herrn Generalen Grafen von Caramelli an gedachten Grafen von Ssaltykow abgeschickt, welcher ihn aber nicht ehender, als Abends nach 9 Uhr, da er von der Jagd revertiert, angetroffen, und da er ihm meinen heutigen Vorschlag wiederholte und gebeten, dass er nur etwas von seinen Truppen mitmarschieren lassen möchte, damit es nur hieße, dass russische Völker dabei wären, so hat gedachter Herr Graf von Ssaltykow sich öffentlich erklärt, dass er dieses nicht thun könnte, und man möchte ihn in Zukunft mit dergleichen Ansinnen verschonen, oder er müsste auf andere Gedanken gerathen. Er wäre durch die zwei Bataillen in solche Umstände versetzt, dass er nichts mehr mit dem Feind zu thun haben könne, noch wolle. Ich für meine Person könnte mit meiner Cavallerie bis Fürstenwalde vorrücken, jedoch weiter sollte ich nicht gehen und ihn nicht abandonnieren, denn sonst wäre er bemüssigt, seine leichten Truppen mit dem Grafen von Totleben zurückzuziehen und andere Mesures zu nehmen, umsomehr, da er in Erfahrung gebracht, dass der Prinz Heinrich ein Corps von 10.000 Mann detachiert hätte, welche ihn leicht im Rücken nehmen könnten.“[1])

Loudon fügt seinem Berichte hinzu, der Feldmarschall werde aus diesem Vorgehen klar ersehen, dass „diese Armee, die eine so glorreiche Action gewonnen, ganz und gar für dieses Jahr nichts mehr thun wird.“ Zu bedauern wäre dabei, dass dadurch so viele eigene Truppen zur Unthätigkeit gezwungen würden und dem General

[1]) K.-A. H.-A. 1759; VIII, 230.

Hadik und ihm dadurch gleichzeitig die Hände gebunden würden, weiteres zu unternehmen, umsomehr, da sie keine vier Tage mehr in der Umgegend von Frankfurt aus Mangel an Fourage bleiben könnten. Loudon würde indes am 18. bis Fürstenwalde vorgehen und Hadik ersuchen, mit seiner Cavallerie gleichfalls längs der Spree hinaufzurücken.

Am Morgen des 18. August brach Loudon mit seiner Cavallerie von Tschetschnow auf und fand die Armee des Königs an der Straße Frankfurt—Müncheberg im Lager, mit dem rechten Flügel an Petershagen, dem linken gegen Trepplin. Dieselbe lagerte nicht treffenweise, sondern in detachierten Corps, verdeckt hinter Gebüsch und Wald, so dass die Husaren von Loudons Vorhut, direct auf feindliche größere Infanterie-Truppen stießen und mit Geschützfeuer empfangen wurden. Loudon gieng sodann bis Riegen, westlich von Tschetschnow wieder zurück, ließ fouragieren, blieb bis zum Einbruch der Dunkelheit dort stehen und rückte dann in sein früheres Lager bei Tschetschnow. Die preußische Armee brach in derselben Nacht, von Loudons Patrouillen cotoyiert, an die Spree nach Fürstenwalde auf, wohin König Friedrich schon am 14. August abends den General Wunsch mit 4 Bataillonen und 5 Escadronen detachiert hatte.

Am 15. August war auch Oberst Hordt, der zur Zeit der Schlacht bei Landsberg an der Warthe gestanden, von dort auf Befehl des Königs mit seinem Streifcorps zur Armee abmarschiert. Für diese wurde aus Berlin, Stettin und Cüstrin Artillerie herbeigeschafft, um die in der Schlacht verlorenen Geschütze zu ersetzen, und General Kleist, der mit 6 Bataillonen und 7 Escadronen an der Peene gegen die Schweden gestanden, zur Armee beordert, welche durch diese Verstärkungen wieder auf etwa 20.000 Mann gebracht wurde.

Am 19. August berichtete Loudon dem Feldmarschall, er habe die durch Major Prinz Lobkowitz ihm überbrachten Punkte dem Grafen Ssaltykow mitgetheilt und mit ihm darüber conferiert. „Allein alle meine angewendete Bemühung ist vergebens gewesen, ihn zu disponieren, dass er mit der Armee dem Könige nachfolge, und da ich abgenommen, dass er sowohl als die mehresten von der Generalität geneigt gewesen, die Oder zu repassieren, sich gegen die Wartha zu ziehen und dadurch nicht nur die Abschickung ihrer Blessierten und Artillerie zu decken, sondern auch die Communication mit ihren Magazins beizubehalten, so habe alles Menschenmögliche hervorgesucht, um sie von diesem Gedanken abzubringen. Ich habe ihnen dabei vorgestellt, dass nicht nur der Graf von Ssaltykow seinen erlangten Ruhm und Ehre sehr vermindern, sondern dass es auch der

Ehre der russischen Waffen zu nahe getreten sein würde, wann sie die Oder repassieren dürften und dadurch ihren gehabten Verlust in den Augen der ganzen Welt noch größer, wie er in der That wäre, machen wollten. Denn könnte es nicht sein, dass sie dem König gegen Berlin nachrückten, so möchten sie wenigstens mit der Armee sich nach Guben setzen und von dort aus mit uns gemeinschaftlich in Schlesien eindringen, die erbeutete Artillerie und Blessierten aber bis zu mehrerer Sicherheit in die k. k. Erbländer abschicken und allda bis zu ihrer Herstellung verbleiben lassen, indem, wenn sie mit uns zugleich in Schlesien einrücken, sie niemals von ihren Magazinen und der Weichsel abgeschnitten werden könnten. Ich würde gewiss auf der ersten Proposition beharrt sein, wenn ich nicht ganz deutlich erkannt, dass sie dazu durchaus nicht zu bewegen sein würden, sondern ehender gewiss sich ganz und gar von uns getrennt hätten.

„Die letztere Vorstellung hat also bei dem Grafen Ssaltykow sowohl, als etlichen anderen Generalen endlich einen Eindruck gefunden, und er hat mir versprochen, nach diesem seine Mesures zu nehmen und mir morgen darüber die schriftliche Resolution zuzustellen, wenn er vorher die ihm überreichten Punkte[1]) in das russische translatiert und reifer überlegt haben würde.

„So hat er mir auch gewiss versichert, alle Kosaken, die ohnedem schon größtentheils von der Armee detachiert wären, von hier weg und an die Wartha zu schicken, damit sie von solcher Seite einestheils ihre Magazine zu Posen decken, anderentheils aber von dort aus dem Feind durch Streifereien in Pommern Abbruch thun könnten; wogegen ich ihm die Versicherung gegeben, dass ich jederzeit mit meinen unterhabenden Croaten, Husaren und Dragonern ihn und seine Armee für alle feindlichen Überfallungen sicher stellen wollte. — —

„Da nun E. E. aus diesem gnädigst zu ersehen geruhen werden, dass der Graf v. Ssaltykow zu nichts anderem zu bewegen ist und man doch von zwei Übeln das kleinste erwählen muss, so wäre mein unmaßgeblicher unterthänigster Rath, dass E. E. in solchem Fall, und wenn die Russen mit uns vereinigt in Schlesien eindringen, den Herrn General von Hadik solchergestalt verstärkten, dass er den König hier an der Spree nicht nur observieren, sondern auch demselben, wenn er etwa auf die Reichs-Armee losgehen wollte, sich entgegenstellen könne, welches dann, meiner ganz gehorsamsten Meinung nach, um so füglicher geschehen könnte, wann E. E. zur Ver-

[1]) Sie waren eine Wiederholung der von Lacy überbrachten Vorschläge.

stärkung des General Hadik alle die kleinen Corps, als vom General Macquire, Vehla und Brentano employierten.

„Auf diese Art könnte es sein, dass man doch noch dieses Jahr einen oder mehrere feste Plätze durch Belagerung in Schlesien einbekäme, uns daraus entweder für die Russen, oder uns einen place d'armes zu formieren, und auf solche Weise festen Fuß in gedachtem Schlesien zu haben. Wozu dann mir auch der Graf v. Ssaltykow Alles beizutragen auf das heiligste versichert hat“.

Loudon fügt dem noch bei, der Feldmarschall möge Vorsorge treffen, dass die Russen, wenn sie nach Guben kommen, soviel als möglich mit Fourage aus den Magazinen der k. k. Armee versehen werden könnten.[1])

Wie immer war es Maria Theresia, welche in ihrer hohen Weisheit und dem richtigen Gefühle des Maßes der zu stellenden Anforderungen zu dem Widerstreit der Oberfeldherrn bemerkt hatte: „Wenn ich erwäge,“ schrieb sie am 20. August an Daun, „dass die Russen so weit vom Hause entfernt sind und schon zwei der blutigsten Schlachten geliefert, mithin Mir und der gemeinsamen Sache einen großen und wesentlichen Dienst geleistet haben, so kann ich ihnen auf keine Weise verdenken, dass sie mehrere dergleichen blutige Gelegenheiten zu vermeiden, sich zu schonen und dennoch an allem weiteren Gewinn Antheil zu haben, bedacht sind. Mehr kann ich auch nicht verlangen, sondern ich muss mich begnügen, wenn die russische Armee nach ihrer Bequemlichkeit Meine ferneren Operationen unterstützt und dazu mithilft, den Feind zu beschäftigen, wenn sie außerdem vermocht werden kann, den Winter hindurch mit Meinem eigenen Heere vereinigt zu bleiben und zur Behauptung der Quartiere in Schlesien mitzuwirken.“[2])

Inzwischen hatte aber Daun zur Herbeiführung einer endgiltigen Entschließung seitens der russischen Heeresleitung den Generalfeldwachtmeister Grafen D'Ayasassa zu Hadik abgesendet, und diesen als den älteren anwesenden k. k. General beauftragt, einvernehmlich mit Loudon, nochmals mit Ssaltykow über die Vorschläge zu conferieren, die er durch seinen Generalquartiermeister Lacy ihm habe machen und durch die an Loudon übersendeten Punkte wiederholt habe. Bei der diesbezüglichen Unterredung mit den k. k. Generalen sprach nun Ssaltykow den Wunsch nach einer persönlichen Zusammenkunft mit Daun aus und schlug als Ort derselben Guben vor.

[1]) K.-A. H.-A. 1759: VIII, 261.

[2]) Arneth, Maria Theresia VI, 44.

Daun hievon in Kenntnis gesetzt, beeilte sich zuzustimmen und theilte aus seinem Hauptquartier Triebel mit, dass er am 22. August vormittags 10 Uhr in Guben eintreffen werde, und Loudon auch dort zu sehen hoffe.[1])

Der Unterredung der beiden Oberfeldherren, welche mit ihren Stäben am 22. August in Guben eingetroffen waren, wohnten die Generale Loudon und Stoffel bei. Dieselbe hatte die nachstehende Vereinbarung zur Folge:

„In der heute den 22. August 1759 zu Guben zwischen dem k. k. commandierenden General-Feldmarschall Grafen v. Daun und dem russisch-, auch kaiserlich commandierenden General en chef fürgewesten Zusammentretung ist verabredet, festgesetzt und beschlossen worden, wie folgt:

„1mo Dass man sich russisch-kaiserlicherseits dahin verbindet in der gegenwärtigen Position bei Frankfurt an der Oder auf 10 bis 12 Tage zu verbleiben, sobald nur mit der Fourage, wie jedoch gehofft wird, jener Orten aufzukommen sein möchte, um andurch die Eroberung von Dresden zu erleichtern, nach welchem Erfolg man

„2do dahin beiderseitig einverstanden ist, mit vereinigten Kräften in Schlesien einzudringen und sich gegen Neisse zu ziehen, woselbst die Belagerung dieses Platzes vorgenommen werden solle, wozu jedoch kein Mann von den russisch-kaiserlichen Truppen angewendet werden würde, sondern sothane Belagerung lediglich von k. k. Mannschaft unternommen werden würde, welches genannter commandierende General FM. Graf v. Daun nicht allein verspricht, sondern auch ruhige Winterquartiere in Schlesien den kaiserlich russischen Truppen zuzubereiten versichert."[2])

Loudon erhielt infolge dessen am 23. August von Daun die Verständigung, dass, nachdem zur Erleichterung der beschlossenen Unternehmung auf Dresden es förderlich sein werde, den König von Preußen in seiner dermaligen Stellung durch Demonstrationen abzuziehen, Hadik beauftragt worden sei, alle feindlichen nach Dresden etwa abgehenden Detachierungen zu beobachten und zu trachten, sich in Peitz festzusetzen; auch durch vorzunehmende Recognoscierungen, durch Anordnung der Reparierung von Straßen, den Glauben beim König zu erwecken, als ob man gegen Berlin oder gegen ihn selbst rücken wolle. Er habe den Auftrag, Loudon von allem in Kenntnis zu setzen, welcher selbst mit Einverständnis des russischen Ober-Commandos auch derlei Demonstrationen unternehmen könne.[3])

[1]) Daun an Loudon, 21. August K.-A. H.-A. 1759; VIII, 284.

[2]) K.-A. H.-A. 1759; VIII, 294.

[3]) K.-A. H.-A. 1759, VIII, 308.

Über die Operationen, die man ausführen wollte, war also jetzt vollkommene Einigung erzielt worden. Es kam nun darauf an, ob die russischen Generale ihren Erklärungen und Entschlüssen auch treu bleiben würden, um dasjenige zu bewirken, was sie selbst als das Zweckmäßigste erkannt hatten. Da war es denn in Dauns Augen von übler Vorbedeutung, dass er von Ssaltykow die Mittheilung erhielt, Proviantmangel nöthige ihn, seine Stellung zu verändern und sich in südlicher Richtung nach Lieberose zu ziehen, während nach der Verabredung in Guben beide Heere in ihren bisherigen Stellungen bleiben sollten, bis nach der Einnahme von Dresden die Zeit zur Wiederaufnahme der Operationen gekommen wäre.[1])

In der That marschierte die russische Armee am 28. August über Hohenwalde und Grunow nach Lieberose, wo sie am 30. eintraf. G. d. C. Graf Hadik deckte den Marsch in der rechten Flanke und besetzte Mochow, während Loudon die Arrièregarde bildete und dann mit den Russen das Lager bezog.[2])

[1]) Arneth, Maria Theresia VI, 45. — Der österreichische Botschafter in Petersburg Graf Nikolaus Esterházy äußert sich über die zu Guben getroffenen Vereinbarungen in einem Schreiben vom 12. September dem FM. Grafen Daun gegenüber folgendermaßen:

„Eine solche Beschaffenheit hat es dermalen mit dem, dass man sich keine wichtige Ursache vorstellen kann, warum die Fortsetzung der Operationen bis zur Einnahme von Dresden verschoben werden müsse, da es vielmehr zuträglicher geschienen, wenn man dem geschlagenen Feind keine Zeit sich zu erholen gegeben, und von dem completen Sieg die nachdrücklichsten Folgen zu erzwingen gesucht hätte. Es wird diesem Satz zufolge dem Grafen v. Ssaltykow verdenkt, dass er nicht gleich in der ersten Bestürzung des Feindes auf die Besetzung der Hauptstadt Berlin gedacht, als wozu er den Herrn General der Cavallerie v. Hadik nebst einem angehängten Corps diesseitiger Truppen desto leichter vermögt haben würde, je gewisser es ist, dass man andurch Furcht und Schrecken bei dem Feinde erweckt, und nicht nur den Sieg verherrlicht, sondern auch dem König große Ressourcen abgeschnitten haben würde." (K.-A. H.-A. 1759; IX, 197.)

[2]) Nach der Schlacht bei Kunersdorf war die russische Armee in Avantgarde, 2 Divisionen der Operations-Armee und das Observations-Corps gegliedert worden. Die Avantgarde (Villebois) bestand aus 3 Cavallerie-Regimentern und 4 Infanterie-Regimentern, 1. Division. (Fermor) 5 Kürassier-, 11 Infanterie-Regimenter, 2. Division (Rumjanzew) 2 reitende Grenadier- und 12 Infanterie-Regimenter; das Observations-Corps (GLt. Fast) 5 Infanterie-Regimenter; endlich das gesonderte Cavallerie-Corps (Totleben) 10 Husaren- und Kosaken-Regimenter. In Polen zur Deckung der Magazine unter GM. v. Treyden 5 Infanterie-, 3 Cavallerie-Regimenter; in Ostpreußen zum Schutze der Weichsel unter Frolow-Bagräjew 3 Dragoner-Regimenter und die 3. Bataillone von 16 Infanterie-Regimentern. (Masslowski, III, 135.)

Die Bagage gieng von Frankfurt, das vollständig geräumt wurde, nach Guben, von wo aus die Verbindungslinie über Crossen nach Posen hergestellt wurde.[1])

Sobald König Friedrich Kunde von dem Marsche der Russen erhalten hatte, beschloss er denselben zu folgen. Er brach am 30. August mit der Armee auf und bezog Lager bei Bornow, westlich von Beeskow. Am 31. wurde der Marsch nach Waldow (zwischen Lübben und Lieberose) fortgesetzt. Die leichten preußischen Truppen hatten beim Vorrücken Scharmützel mit den Außentruppen des G. d. C. Hadik, welcher sich am 1. September bei Annäherung der preußischen Colonnen nach Lamsfeld zurückzog.[2])

Die Eroberung von Dresden trat früher ein, als man erwartet hatte. Am 4. September schon wurde die sächsische Hauptstadt den kaiserlichen und Reichstruppen übergeben.

Durch das glückliche Gefecht, welches die österreichischen Generale Brentano und Vehla am 5. September gegen den zum Entsatz anrückenden General Wunsch bestanden, behaupteten sich die kaiserlichen und Reichstruppen im Besitze von Dresden. Wittenberg und Torgau, welche Städte von den Preußen geräumt und von den Truppen der Reichs-Armee besetzt worden waren, wurden von General Wunsch wieder eingenommen; nur Leipzig blieb noch in deren Besitz.

Die Nachricht von der Einnahme Dresdens bestimmte die Kaiserin Maria Theresia dem Feldmarschall Daun ihren Wunsch bekanntzugeben, dass Sachsen behauptet und der König von Preußen gehindert werde, Dauns Operationen in Schlesien zu stören und dass die russische Armee von der österreichischen nicht getrennt und in Schlesien in Winterquartiere gelegt werde.

Anfangs September waren im russischen Heerlager aus Petersburg viele Gnadenbeweise für die Armee eingetroffen. Loudon erhielt von der Kaiserin Elisabeth einen goldenen, mit Diamanten besetzten Degen und jedes Regiment seines Corps 1000 Rubel.

Das von ihm infolge dieses wahrhaft kaiserlichen Geschenkes an die russische Monarchin gerichtete Dankschreiben lautet:

[1]) Masslowski a. a. O.

[2]) König Friedrich schrieb am 1. September aus Waldow an seinen Bruder den Prinzen Heinrich: „J'ai reçu votre billet du 25, et je vous annonce le miracle de la maison de Brandebourg: Dans le temps que l'ennemi avait passé l'Oder, et qu'en hasardant une (seconde) bataille il pouvait finir la guerre, il est marché de Müllrose à Lieberose. Je suis marché d'abord à Trebatsch, et je suis venu hier ici à Waldow, où par ma position, je le coupe de Lübben, que j'ai fait occuper. Je le coupe par là de toute cette partie de la Lusace, qui était obligée de lui fournir des vivres." (Polit. Correspondenz, XVIII. 510).

„Euer Kaiserliche Majestät haben allergnädigst geruht, in dem an Allerhöchst Deroselben Feldmarschall, den General von Ssaltykow erlassenen Ukase, nicht allein mich Dero Allerhöchsten Gnaden zu versichern, sondern mich auch noch überdem mit einem so ausnehmend kostbaren Geschenk zu beehren, den unter meinem Commando stehenden k. k. Regimentern jedes 1000 Rubel allergnädigst zu schenken.

Allergnädigste Kaiserin und Frau. Ich muss in Allerunterthänigkeit gestehen, dass diese unerwartete, und meine wenigen Verdienste so weit übersteigende Allerhöchste Gnade mich in der That beschämt machen. Denn ob ich wohl das Glück gehabt, unter dem Beistand Gottes und der Anführung des Gr. v. Ssaltykow etwas weniges zu der am 12. August von Euer Kais. Majest. tapferen und nie genug gepriesenen Truppen so herrlich erfochtenen Victoria beizutragen, so ist doch in diesem nichts anderes erfüllt, als was die Pflicht allerunterthänigst einem Vasallen und einem jeden ehrlichen Manne befiehlt, und der geringste Theil von Demjenigen, so mit meinen Wünschen und Wollen übereinstimmt. Indes aber, da Euer Kais. Majest. allergnädigst gefallen, dieses so herrlich und ausnehmend zu vergelten, so sehe ich solches lediglich als ein aus Allerhöchst angeborener Großmuth und Milde herrührendes Geschenk an und Euer Kais. Majest. werden erlauben, dass ich mich desfalls hiemit in tiefester Erniedrigung zu Füßen werfen und zugleich im Namen der mir allergnädigst anvertrauten k. k. Truppen meine allersubmisseste Danksagung erstatten dürfe. Wo ich mich dann zu ferneren Allerhöchst Kaiserlichen Gnaden und Huld in aller Unterthänigkeit empfehle und in tiefster Devotion ersterbe, und nichts mehr wünsche, als Gelegenheit zu haben, dieses so herrliche Geschenk gegen Euer Kaiserliche Majestät und meiner allergnädigsten Souverainin gemeinsame Feinde zu ziehen, und meinen letzten Blutstropfen für Allerhöchst Deroselben Dienst zu sacrificieren."[1])

Zu Anfang des nächsten Jahres, wohl als der Stillstand der Operationen ihm Muße gewährte, sandte Loudon jedoch diesen Degen an FM. Grafen Daun mit den folgenden Zeilen:

„Ihro Excellenz
Hochgeborner Reichs-Graf,
Gnädigster Herr!

Ew. Excellenz hoher Gnade habe ich einzig und allein diejenige glückliche Gelegenheit beizumessen, welche mir unter andern

[1]) Concept ohne Datum. K.-A. H.-A. 1759; VIII, 54.

so vortheilhaft gewesen, von der Russischen Kaiserin Majestät mit einem kostbaren Degen Allergnädigst beschenkt zu werden. Ich nehme mir die Freiheit, ihn Ew. Excellenz zuzuschicken, nicht, um ihn bloß als etwas Sehenswürdiges, Deroselben hohem Beifall zu unterwerfen, sondern, um ihn gleichsam aus den Händen derjenigen Person zurückzunehmen, welche ich als die erste Ursache desselben ansehe. Sie sind es, gnädigster Herr, dem der Dank dafür gebürt. Meine Dankbegierde ist die lebhafteste von der Welt. Ein nie ermüdender Eifer und der bereitwilligste Gehorsam sollen überzeugende Beweise davon abgeben; von denen sich diejenige Devotion nicht trennen lässt, in welcher zu ersterben die Ehre habe

Euer Excellenz

ganz unterthänigst

gehorsamster

Loudon."

Brix, den 24. Januarii 1760."[1])

Daun hatte, noch bevor er die Nachricht von der Einnahme Dresdens erhalten hatte, den G. d. C. Freiherrn v. Bucco nach dem russischen Hauptquartier abgesendet mit dem Vorschlage, dass die russische Armee vorläufig in ihrer Stellung bei Lieberose verbleiben, die Corps der Generale de Ville und Beck den Prinzen Heinrich beobachten sollten, Daun selbst aber mit der k. k. Armee gegen König Friedrich rücken und ihn entweder angreifen oder auf Berlin marschieren werde. Durch GM. Freiherrn v. Jacquemin wurde der russische Oberfeldherr dann von der Capitulation Dresdens in Kenntnis gesetzt.

Da Ssaltykow, trotz der Abschickung des Generals Bucco an ihn, noch zu keiner gesicherten Entschließung gebracht werden konnte, so befahl die Kaiserin dem Staatskanzler Grafen Kaunitz, dem russischen Feldmarschall zu erklären, dass die russische Generalität selbst die weiteren Operationen in Vorschlag bringen möchte und Daun sich allem fügen werde, „wenn nur zum Voraus sicher gestellt bleibt, dass die zwei kaiserlichen Armeen nicht von einander getrennt werden sollten; wie denn der glückliche Ausschlag dieser Campagne bloßerdings davon abhängt, dass eines Theils Sachsen behauptet und anderen Theils die russische kaiserliche Armee von dem Rückmarsch hinter die Weichsel abgehalten werde."[2])

Daun übersendete dies Schreiben des Staatskanzlers an Ssaltykow mit der Bemerkung, „dass Dero eigener erleuchteten Einsicht, Beur-

[1]) K.-A. 1760; I, 115.

[2]) Die Kaiserin an Daun, Wien, 9. September 1759, K.-A. H.-A. 1759; IX, 8.

theilung nnd Auswahl anheimgestellt werde, was nach der nunmehr erfolgten Eroberung der Stadt Dresden für weitere Operationen von den zwei kaiserlichen Armeen gemeinschaftlich und ohne Zeitverlust zu unternehmen seien, damit solche vereinigt bleiben, auch sichere, gute und solche Winterquartiere in Schlesien verschafft würden, dass insbesondere die russisch-kaiserliche Armee ihre Communication mit Polen nnd Preußen behaupten könne.“ Daun fügte hinzu, er werde sich allen russischen Vorschlägen fügen. „E. E. haben also den Ausschlag nicht nur des jetzigen Feldzuges, sondern des ganzen Krieges in Dero Händen.“[1])

Prinz Heinrich, der im Lager zu Schmottseifen unbelästigt geblieben war, sandte, auf die Nachricht von Dauns Marsche nach Priebus, GL. Zieten den Bober abwärts, um die kaiserliche Armee zu beobachten und die Verbindung mit der Armee des Königs herzustellen. Zieten war zunächst bis Sprottau marschiert, wohin ihm Prinz Heinrich selbst am 28. August folgte und am 29. Sagan erreichte. Zieten gieng bis Sorau vor. Der Anmarsch des preußischen Heeres bewog Daun sich an die Neisse zu ziehen; auf weitere Nachrichten kehrte er jedoch wieder um und rückte am 2. September gegen Sorau, um das dort stehende Zieten'sche Corps zu recognoscieren. Dieses zog bei Annäherung der kaiserlichen Avantgarde sich eilfertig gegen Sagan zurück und wurde vom FML. Fürst Löwenstein mit den Carabinier- und Grenadier-Compagnien zu Pferde verfolgt. Am 3. September lagerte Daun bei Sorau.

Prinz Heinrich sah, dass er auf diese Weise die Verbindung mit der Armee des Königs nicht bewerkstelligen und zwischen den Heeren Dauns und Ssaltykows durchdringen könne. Indessen hatte Daun, um dies zu verhindern, den bei Lauban gestandenen rechten Flügel der Hauptarmee unter G. d. C. Bucco an sich gezogen und rückte nun dem Prinzen Heinrich entgegen. Allein dieser wich aus, verließ am 5. September Sagan in der Richtung gegen Bunzlau. Dann im Glauben, der Prinz werde in sein früheres Lager bei Schmottseifen zurückkehren, ließ ihn durch das 9000 Mann starke Corps des FML. Beck beobachten. Die Oberlausitz war aber durch Buccos Heranziehung von Truppen entblößt, und Prinz Heinrich beschloss, davon Vortheil zu ziehen und sich auf die Verbindungen Dauns mit Böhmen zu werfen und dessen Magazine zu vernichten. Er marschierte deshalb am 5. September bis Sprottau, am 6. nach Bunzlau, am 9. passierte er die Queiß und lagerte bei Lauban. Sobald

[1]) K.-A. Corps Loudon 1759; IX, 9.

de Ville den Marsch des Prinzen erfahren, zog er sich nach Görlitz und von dort nach Bautzen zurück.

Die Bewegungen des Prinzen Heinrich hatten dem FM. Daun anfangs keine Besorgnisse eingeflößt und er drang nun darauf, dass die Antwort Ssaltykows auf seine durch Bucco überbrachten Vorschläge ihm bald ertheilt werde. Nach diesen sollte die russische Armee vorläufig gar nichts unternehmen, als in ihrer innehabenden Stellung bei Lieberose zu bleiben, de Ville und Beck würden den Prinz Heinrich beobachten, Daun selbst aber mit der Hauptarmee über Spremberg und Luckau gegen Berlin vorgehen, wodurch König Friedrich, der in Gefahr war, zwischen beide Armeen zu kommen, zum Verlassen der Stellung bei Waldow genöthigt worden wäre. Nachdem Ssaltykow keine Einwendung erhob, schritt Daun an die Ausführung seines Planes.

Es waren aber während dieser Verhandlungen wieder drei Tage verflossen und erst am 9. September, während Prinz Heinrich schon zu Lauban stand, setzte sich die Armee von Sorau in Marsch.

Loudon theilt in einem Briefe vom 9. September aus Jammlitz dem Hofrath von Hochstätter Details über die vorzunehmenden Operationen der Hauptarmee mit, indem er gleichzeitig Kritik an denselben übt. Dadurch wird das Schreiben interessant und ist geeignet, neues Licht auf die Kriegslage und Loudons Anschauungen über dieselbe zu werfen.

Nach dem neuen Operationsentwurf würde Daun nämlich am 9. September mit der Armee von Sorau aufbrechen und auf König Friedrich losgehen, de Ville und Beck hätten den Prinzen Heinrich zu beobachten. Die Russen blieben vorläufig in Jammlitz stehen und giengen später nach Christianstadt.

Loudon meint nun:

„Wäre dieser Weg vor ungefähr drei Wochen, als ich solchen verschiedene Male proponiert und flehentlich darum gebeten, ergriffen worden, so versichere ich, dass sich der König von Preußen dermalen entweder unter den Stücken von Stettin oder Magdeburg befände; Berlin aber als seine Hauptressource in unseren Händen wäre. Allein dermalen sehe ich den Nutzen nicht ein, den wir daraus ziehen wollen; indem ganz gewiss ist, dass der König, nachdem er gestern von neuem 10—12.000 Mann gegen Dresden detachiert hat, uns nirgends Stand halten, sondern nichts als Zeit zu gewinnen suchen wird, bis die Russen sich einmal von uns entfernt haben. Sodann aber hat er durch den October und November noch Zeit genug, dasjenige einzubringen, was er bis dahin nicht im Stande zu thun gewesen. Und wir haben indessen nicht nur die Incommodität, dass allenthalben,

wo wir hinkommen, nichts als ruinierte Örter und nicht die mindeste Subsistenz zu finden, sondern wir müssen auch befürchten, dass, insoferne wir dem König zu weit nachgehen, der Prinz Heinrich, welcher den de Ville an Verschlagenheit und List weit überlegen, selbigen über den Haufen wirft und uns auf den Rücken kommt, folglich von Böhmen abschneidet. Alles dieses hätte uns nicht widerfahren können, wenn gleich nach der glücklichen Bataille vom 12. August der Feldmarschall nur 12.000 Mann von der großen Armee genommen und mit selbigen nebst meinen und des Generalen Hadik seinem Corps, welches sodann wenigstens 40.000 Mann ausgemacht hätte, auf den König, ehe er sich soweit erholt, losgegangen wäre. Der König wäre sodann nicht im Stande gewesen, das Geringste gegen Dresden abzuschicken, und der Prinz Heinrich hätte sich ebenfalls nicht der noch so zahlreich zurückgebliebenen Armee exponieren können. Und was noch das mehreste ist, wir hätten in dieser ganzen Zeit noch die Russen an der Seite gehabt, und der König hätte der Russen ihre Absichten so nicht als aus den bisherigen Bewegungen errathen können. Denn da stehe ich gut dafür, dass der König dermalen von allem informiert ist; wie man denn auch in dem feindlichen Lager so gar kein Geheimnis daraus macht, sondern darauf den gemeinen Mann vertröstet, dass, wenn die Russen einmal nach Hause oder an die Weichsel gegangen, alsdann die Operationen mit größerem Nachdruck angehen sollen.“

Loudon meint zum Schlusse, dass diese Campagne wie alle früheren wieder „indecisive“ beendigt werden dürfte. „Außer es ereignete sich noch ein sonderbarer glücklicher Zufall, und dass wir nicht noch einmal verabsäumen davon zu profitieren; denn sonst haben wir von Glück zu sagen, wenn wir soweit mit Reputation aus dem Feldzuge gehen, dass wir Dresden den Winter hindurch behaupten können, welches zwar dem König großen Tort zufügen wird, allein an der Hauptsache, welche ein für allemal Schlesien bleibt, ist dadurch noch nichts gewonnen.“[1])

Der Marsch wurde am 10. September bis Spremberg fortgesetzt. Am 11. ließ Daun die Armee rasten und erhielt die, weitere Unternehmungen gegen König Friedrich abschneidende Nachricht, dass Prinz Heinrich bei Görlitz stehe und dass de Ville, ohne einen Versuch unternommen zu haben, die Neisse zu vertheidigen, eiligst nach Bautzen zurückgegangen sei und des Feindes leichte Truppen bis nach Böhmen streiften.

[1]) „Archiv für österreichische Geschichte“, 48. Band, S. 400 u. flgd.

Die Bewegungen des Prinzen Heinrich waren nun jedenfalls geeignet, bei dem FM. Daun lebhafte Besorgnisse hervorzurufen, da dessen Vorrückung seine Verbindung mit Böhmen bedrohte. Unter diesen Umständen erübrigte dem Feldmarschall nichts, als die bereits begonnene Unternehmung gegen Berlin aufzugeben und sich gegen Prinz Heinrich zu wenden. Er marschierte deshalb am 12. September nach Lohsa und am 13. nach Bautzen. FM. Beck war am 12. nach Zittau aufgebrochen, um die Grenzpässe Böhmens zu besetzen. Dem G. d. C. de Ville wurde am 14. September, zur Herstellung seiner Gesundheit nach Prag sich zu begeben, bewilligt. Sein Corps wurde der Armee einverleibt. An diesem Tage langte der GLt. Graf Rumjanzew aus dem russischen Hauptquartier an. Er war beauftragt worden, dem FM. Daun zu eröffnen, dass Ssaltykow Willens sei, die Belagerung Glogaus zu unternehmen, wenn Daun das Corps Loudon mit 10—12.000 Mann verstärke und ihm das nothwendige Belagerungsgeschütz beistelle.[1]) Daun sagte diese Verstärkung zu. Die hiezu bestimmten Truppen marschierten schon am 15. ab und trafen am 16. in Muskau ein, wo der ihnen von Loudon entgegengesendete FML. Campitelli deren Befehl übernahm. Die Belagerungsartillerie beizustellen war nicht möglich, da dieselbe von Dresden bereits nach Leitmeritz zurückgesendet worden war.

Übrigens konnte der Botschafter in Petersburg, Graf Eszterházy, dem FM. Daun am 12. September die Versicherung geben, dass man am russischen Hofe nichts sehnlicher wünsche, als neben der österreichischen Armee in des Feindes Lande die Winterquartiere zu behaupten. „Da jedoch hiezu erforderlich ist, dass nicht nur der König mehr geschwächt, sondern auch der russischen Armee haltbare Plätze versichert werden, so lebt man dahier der festen Zuversicht, dass E. E. gewiss nichts unterlassen, was die Schwächung des Feindes befördern könnte, und dass Dieselben sich der noch übrigen Zeit der Campagne auf das sorgfältigste zu diesem heilsamen Endzweck bedienen werden, gleich man auch hofft, dass, obschon Graf Ssaltykow keine Erwähnung

[1]) Rumjanzew überbrachte gleichzeitig ein Schreiben Ssaltykows vom 13. September an den österreichischen Oberfeldherrn, worin er mittheilte, dass, nachdem ihn Loudon in Kenntnis gesetzt habe, wie Daun von seinem ersten Vorhaben, den König anzugreifen, ganz abgegangen und den Marsch über Lohsa nach Bautzen angetreten habe, um gegen den Prinzen Heinrich zu operieren, er sich infolge dessen entschlossen habe, wegen Proviant- und Fouragemangel, am 14. September „die leichte Equipage“ von Lieberose nach Guben zu expedieren und am 15. mit den russischen Truppen den Marsch über Guben, Sommerfeld und Christianstadt, längs der Oder, nach Glogau zu nehmen. K.-A. H.-A. 1759; IX, 204.

macht, auch für das zweite Object, nämlich die Versicherung der diesseitigen Quartiere gedacht und Abrede gepflogen worden sei."[1])

G. d. C. Graf Hadik war am 4. September von Lamsfeld bei Lieberose in die Gegend zwischen Peitz und Cottbus gerückt, um à portée zu stehen, falls von der Armee König Friedrichs Kräfte gegen Dresden detachiert würden.[2]) Am 6. rückte er nach Spremberg und sodann nach Hoyerswerda. Er hatte die Festung Peitz, die am 27. August in Besitz genommen worden,[3]) mit 1 Bataillon Croaten verstärkt und dem Commandanten Oberstlieutenant Uttenhofen aufgetragen, diesen Platz, auch nach Veränderung der Stellung der Armee auf das Äußerste zu vertheidigen. Hadik traf am 8. September bei Königsbrück ein, passierte am 10. September die Elbe bei Dresden und vereinigte sich bei Plauen mit der Reichs-Armee.

Loudon lag in diesen Tagen mit seinem alten Leiden, der Kolik, zu Bett, erholte sich aber bald wieder.

Die russische Armee hatte, ohne die Ankunft der Verstärkungen abzuwarten, die der am 16. September ihnen nach Moskau entgegengesendete FML. Campitelli dem FML. Loudon zuführte,[4]) ihr Lager bei Lieberose am 15. September 6 Uhr Morgens verlassen und war nach Guben marschiert, wohin die Besatzung von Peitz ebenfalls rückte.

Loudon deckte den Abmarsch. Er blieb bis 12 Uhr mittags in Lieberose stehen, ritt dann noch bis zu den feindlichen Vorposten gegen Waldow vor, wo er wahrnahm, dass sich im preußischen Lager keine Bewegung erkennen ließ, die auf eine Störung des Marsches deutete und bezog an diesem Tage sodann das Lager bei Schöneich, südöstlich von Guben.

---

[1]) Eszterházy an Daun, St. Petersburg, 12. September n. S. 1759. K.-A. H.-A. 1759; IX, 197.

[2]) Dies geschah thatsächlich. Am 5. September schickte König Friedrich den General Fink mit 10 Bataillonen und 20 Escadronen nebst 600 Husaren (7000 Mann Infanterie, 3600 Pferde) nach Sachsen.

[3]) Hadik hatte auf Launs Befehl sich in Besitz von Peitz zu setzen, den GM. Baron v. Seckendorff mit 4 Bataillonen Infanterie und 200 Reitern am 26. August dahin abgesendet, dem sich die genannte Feste am folgenden Tage mittelst Capitulation ergab.

[4]) Diese Verstärkung, bei welcher sich die Generale Zigan, Vogelsang, de Vicqne, Jacquemin, Banowsky, (Panovsky) Josef St. Ignon befanden, bestand aus den Infanterie-Regimentern: EH. Carl (2), Platz (1809 als Nr. 43 aufgel.), Starhemberg (24), Bátthyanyi (34), Deutschmeister (4), Angern (49) und den Cavallerie-Regimentern: Sachsen-Gotha (8. Uhl.), Carl Pálffy (1775 als Rothschütz reduc.), Birkenfeld (15. Hus.), Kalkreuth (1775 als Thurn reduc.), Anspach (1801 als Anspach reduc.)

(K.-A., H.-K.-R. 1759; XI, 5 a.)

König Friedrich hatte die russische Armee ungestört abmarschieren lassen, da er hoffte, dass dieselbe über die Oder zurückgehen würde und rückte am 16. September mit dem größten Theile seiner Truppen nach Vetschau. Den General Hülsen hatte er mit einem Detachement bei Waldow zurückgelassen.

Aus Guben benachrichtigte Ssaltykow den FM. Daun am 16. September, er werde nicht unterlassen mit FM. Loudon weitere mündliche Verabredung zu treffen, wegen Herbeischaffung der Verpflegsbedürfnisse, und nach Einrücken der versprochenen 10.000 Mann Verstärkung keine Zeit versäumen, die Festung Glogau derart eng einzuschließen, dass sie zu baldiger Uebergabe gezwungen werde, „wodurch auch die russisch-kaiserliche Armee einen festen Fuß zu den Winterquartieren in Schlesien fassen kann.“[1])

Die russische Armee blieb am 16. und 17. September bei Guben stehen; Loudon gab sich alle erdenkliche Mühe, die russische Heeresleitung zu schnellerem Vorgehen gegen Glogau zu bewegen. Er stellte vor, dass König Friedrich ihnen zuvorkommen und die Belagerung verhindern würde. Allein vergebens. Erst am 18. September, während Friedrich noch zu Cottbus stand, marschierten die Russen gegen Sommerfeld bis Amtitz und Starzeddel (etwa 12 *km*). Loudon gieng bis Sommerfeld, am 19. erreichten die Russen diesen Ort (14 *km*); FML. Loudon aber rückte nach Christianstadt, wo FML. Campitelli mit den Verstärkungen für sein Corps einrückte.

König Friedrich beschloss, dem verbündeten russisch-österreichischen Heere in der Operation gegen Glogau zuvorzukommen und die Belagerung dieser Festung zu verhindern. Er rückte deshalb am 19. nach Forst, wo sich General Hülsen mit ihm wieder vereinigte, und am 20. nach Sorau. Von hier sandte er an Prinz Heinrich und General der Infanterie Fouqué Befehl, ihm in forcierten Märschen Truppen zuzusenden.

Die russische Armee erreichte, nachdem sie am 20. September bei Sommerfeld gerastet, am 21. Christianstadt. Ssaltykow begehrte hier auf 4 Wochen Mehl, oder er würde „andernfalls in der Gegend Carolath die Oder repassieren.“ Loudon berichtete, dass Mehlvorräthe auf 4 Wochen aufzutreiben „eine ledigliche Unmöglichkeit sei.“ Infolgedessen würden die Russen in ganz kurzer Zeit wieder über die Oder gehen. Loudon fragte bei Daun an, was er in solchem Falle zu thun habe. „Indem, wenn ich die Oder mitpassieren müsste, mir kein anderer Weg als durch Polen gegen Ober-Schlesien offen

[1]) Ssaltykow an Daun. Guben, 5/16. September 1759. K.-A., H.-A. 1759 IX, 230.

bleibt. Da aber dieses wenigstens einen Marsch von 6 Wochen betragen würde, so ist ganz gewiss, dass das mir anvertraute Corps auf solche Weise nicht nur zugrunde gerichtet, sondern auch wohl die übrige Zeit von der Campagne inactiv sein würde." Vom Marsche des Königs am 20. nach Sorau hatte Loudon bereits am selben Tage Kenntnis, „folglich zu vermuthen steht, dass er (der König) den Russen gegen Glogau zuvorkommen will".[1])

König Friedrich hatte 2 Cavallerie-Regimenter vorausgesendet, um sich in Besitz von Sagan zu setzen. Die nur 70 Mann betragende Besatzung räumte bei deren Annäherung den Platz, welchen die Preußen besetzten. Die preußische Armee marschierte bis Eckersdorf, wo sie am 22 September rastete.

Ssaltykow rückte an diesem Tage bis Lang-Hermsdorf, Loudon stand bei Herzogswalde und hatte Freistadt und Neustädtl mit seinen Vortruppen besetzt.

Am 23. September setzten die Russen den Marsch bis Freistadt fort, wo General Fürst Menzikow mit drei Regimentern frischer Truppen und einem großen Verpflegstrain zur Armee stieß. Die große Bagage wurde gegen Wartenberg gesendet, um daselbst auf geschlagenen Brücken die Oder zu passieren. Loudon rückte nur bis Zyrus, weil der König bereits mit seiner ganzen Armee, 7 Cavallerie-Regimentern und 23 completen Bataillonen, bei Suckau südöstlich von Neustädtl angelangt war.[2])

Was Loudon den russischen Führern vorhergesagt, traf ein. König Friedrich hatte die verbündete Armee überholt und nur wenn seine Armee geschlagen wurde, war es noch möglich zur Belagerung Glogaus zu schreiten. Jedoch daran dachte der russische Oberfeldherr nicht. Er richtete an Loudon das folgende Schreiben, das nach dem im russischen Hauptquartier am 23. September abgehaltenen Kriegsrathe abgefasst zu sein scheint:

„Hochwohlgeborner Freiherr, Hochzuehrender Herr General-Feldmarschall-Lieutenant und Ritter!

Euer Excellenz ist aus den getroffenen Verabredungen genugsam bekannt, dass die Russische Kaiserl. Armee ihren Marsch hieher derentwegen genommen, um erstlich die Festung Glogau einzuschließen, hernach 2tens den König von des Herrn General-Feldmarschall Grafen von Daun Excellenz abzuziehen, auf dass derselbe ohne Hinder-

---

[1]) Loudon an Daun, Naumburg am Bober, 20. September 1759. K.-A. H.-A. 1759; IX, 300.

[2]) Polit. Correspondenz XVIII, 558. Friedrich II. an Prinz Heinrich. Suckau, 23. September 1759.

niß seine fernerweitige Operationes fortsetzen könne. Da wir nun anjetzo allhier angekommen und die sichere Nachricht eingelanget, dass sich der König mit seiner Armee schon bei Glogau befindet, folglich man wider diese Festung nichts vorzunehmen im Stande ist, um desto mehr, da wir mit keiner genugsamen Belagerungs-Artillerie versehen sind; es bleibt uns also nichts mehr übrig, als durch unsere Mouvements den König en echec zu halten, damit der Herr General-Feldmarschall Graf v. Daun Excellenz freie Hände behält, um desto nachdrücklicher seinerseits agiren zu können. Ich erkundige mich also bei Euer Excellenz, ob man hieselbst schon hinlänglichen Proviant zusammen geführt und wie lange die Armee hievon subsistieren kann; im Fall aber, dass es an Proviant mangelt, so finde ich nichts ersprießlicher, als mit der ganzen Armee, und des unter E. E. Commando stehenden Corps die Oder zu repassieren, um daselbst in Schlesien und Polen die Subsistenz für die Armee zu suchen, da auch der hieselbst befindliche Ober-Proviant-Commissair Caesar eine Rimesse von 60.000 Gulden erhalten, so kann derselbe die Subsistenz für das unter E. E. Commando stehende Corps durch vorerwähnte Gelder prästieren; und die Armee wird auch jederzeit jenseit der Oder durch ihre Mouvements in Schlesien den König en echec zu halten im Stande sein. Ich erwarte also hierüber von E. E. eine baldige Antwort.

Hauptquartier Freistadt dto. 12/23. September 1759.“ [1])

Loudon sandte infolgedessen den GM. Heinrich Baron von Schackmin (Jacquemin) an den Grafen Ssaltykow, da er selbst unwohl war, und ließ denselben ersuchen, ihn doch in Kenntnis zu setzen, wohin er denn seinen Marsch richten wolle.

Dieser brachte die folgende Antwort zurück:

„In Ansehung des Proviant- und Fourage-Mangels kann mich ohnmöglich hieselbst aufhalten. Ich habe mich also entschlossen, morgen mit der Armee von hier um 10 oder 11 Uhr vormittags aufzubrechen, und nach Beuthen en ordre de Bataille in 2 Linien zu marschieren. Die Equipage aber geht linker Hand einen andern Weg ebenfalls dahin. E. E. werden also mit Dero unterhabendem Corps unsern Marsch von der rechten Seite decken. In Beuthen, hoffe ich auf einige Tage Proviant und Fourage von der andern Seite der Oder zu erhalten.

Hauptquartier Freistadt dto. 12/23. September 1759.“ [2])

Loudon konnte sich nur schwer entschließen, den Russen auf das rechte Oder-Ufer zu folgen, da er ganz richtig argumentierte,

[1]) K.-A. Corps Loudon 1759; IX, 16.

[2]) K.-A. Corps Loudon 1759; IX, 15.

dass sein Corps aus keiner anderen Ursache soeben namhaft verstärkt worden sei, als um „mit Zuziehung der Russen dem König von Preußen eine starke Diversion in Schlesien, besonders durch Belagerung der Festung Glogau zu machen".

Der König werde infolge des Oder-Überganges ein kleines Corps in der Gegend v. Glogau lassen und mit gesammter Macht auf Daun losgehen. Gegenwärtig stände dem österreichischen Corps noch der Weg in die Ober-Lausitz offen, um sich der Hauptarmee wieder anzuschließen. Im Gegenfalle werde das Corps in diesem Feldzuge zur Unthätigkeit verurtheilt und dann nichts anderes erübrigen, als durch Polen gegen Ober-Schlesien den Marsch in die Erblande zu nehmen. Die Versorgung des Corps werde übrigens jenseits der Oder sich noch schwieriger gestalten.

Er berief in dieser kritischen Lage, da eine Trennung den russischen Heerführer sicher zum sofortigen Rückzuge nach Polen bestimmt haben würde, um nicht allein zu entscheiden, sämmtliche Generale zu einem Kriegsrathe, in welchem Loudon die Meinungen der Generale dahin reassumierte:

„Da ich morgen, noch ehender die russisch-kaiserliche Armee von hier aufbricht, mich zu des Herrn FM. Grafen Ssaltykow Excellenz begeben, und von selbigem eine kategorische Antwort und Auskunft verlangen werde, so wird es davon dependieren, ob derselbe sich dahin erklärt, dass er uns mit Brod versehen will, bis dazu die weiteren Anstalten getroffen werden können, und dass er uns versichert, dass er durch seine weiteren Operationen jenseits der Oder den König en echec halten will. In diesem Fall erachte freilich besser gethan zu sein, wenn man die Oder mit den Russen passierte; sollte aber von diesen beiden keines erfolgen, so geht meine Meinung dahin, zurück zu des Herrn FM. Grafen v. Daun Excellenz zu marschieren und das Corps nicht zu sacrificieren. Indessen wird man doch noch morgen den Russen ihren Marsch an die Oder zu, decken." [1])

Loudon begab sich infolgedessen am Morgen des 24. September mit dem FML. Campitelli und den GM. Belgiojoso und Weichs zum russischen Feldmarschall und stellte ihm vor, dass er bereit und willig wäre, den Russen über die Oder zu folgen, nur möge der Commandierende auch die Versicherung geben, „ob man alsdann jenseits dieses Flusses noch gemeinschaftlich operieren wollte, um dadurch den König zu vermögen, dass er seine Macht zertheilen und nicht völlig gegen den FM. Daun anwenden könne." Gleichzeitig bat er um Verpflegung seines Corps mit Brod, bis man dazu seitens des

[1]) K.-A. Corps Loudon 1759; IX, 16 a.

Corps aus Polen und aus Schlesien die Zufuhr einleiten könne. GLt. Rumjanzew und Panin waren bei dieser Unterredung gegenwärtig und Loudon erhielt vom commandierenden und den beiden anderen Generalen die Versicherung, dass, nachdem der General-Commissär Menzikow jenseits der Oder Lebensmittel für 60.000 Mann auf 15 Tage in Bereitschaft habe, die verlangte Verpflegung mit Brod auf etliche Tage keiner Schwierigkeit unterliege.

„Was aber die Operationen jenseits der Oder anbetreffe, so wären sie russischerseits dazu willig und bereit, und könnte ihre Armee wenigstens noch bis 26/15. October im Felde verbleiben.“ Sie würden sich daher nach den Unternehmungen Dauns richten, „indem sie auch gar keinen Anstand nehmen wollten, gegen Breslau hinauf zu marschieren, und wenn es die Umstände erforderten, und Daun den Prinzen Heinrich schlagen, folglich weiter in Schlesien eindringen sollte, von neuem wieder die Oder zu passieren.“ Auf Dauns fernere Unternehmungen käme es also hauptsächlich an, nach welchen sie sich zu richten verbunden erachteten.

Infolgedessen brach gegen Mittag des 24. September die russische Armee und Loudons Corps aus der Gegend von Freistadt auf. Die Preußen waren jedoch zuvorgekommen und hatten die Höhen von Würbitz bereits mit ihren Vortruppen occupiert, weshalb die verbündete Armee gegenüber von Carolath an der Oder Lager bezog. Loudon nahm auf ihrer rechten Flanke bei Roehlau[1]) Stellung und wendete alles mögliche an, die Russen noch ein paar Tage diesseits der Oder zu halten, um Daun mehr Zeit für seine Operationen gegen den Prinz Heinrich zu geben.[2])

Am selben Tage (24. September) noch hatten sich hinter den preußischen Vortruppen stärkere Kräfte gezeigt, so dass man, ehe man an die Herstellung von Übergängen denken durfte, Friedrich II. in seiner Stellung bei Baunau angreifen hätte müssen. Der russische Feldmarschall hatte dazu nicht die geringste Lust. Er ließ daher die Armee noch am selben Tage etwas zurückgehen, das Gros kam nach Költsch, in dessen Nähe zum Brückenschlag geeignete Punkte aufgesucht werden sollten.

Darüber vergiengen zwei Tage. Erst am 27. September wurde der Übergangspunkt bei Költsch bestimmt. Am andern Tage waren drei Brücken vollendet.[3])

---

[1]) Dorf im Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Freistadt.

[2]) Loudon an Daun, dto. Roehlau, 25. September 1759. K.-A., H.-A. 1759; IX, 337.

[3]) Masslowski III, 141.

Loudon hatte die Stellung König Friedrichs am 26. und 27. September recognosciert und gefunden, dass man ihm in seiner linken Flanke „gar wohl beikommen könne.“ Er schätzte dessen Stärke auf 30—34.000 Mann.[1])

Infolge dessen ließ er am 26. durch FML. Campitelli dem russischen Feldmarschall vorschlagen, ihm 10.000 Mann russischer Infanterie zuzuweisen; damit er mit dieser Verstärkung die preußische Armee angreifen könne.

Ssaltykow ließ Loudon jedoch benachrichtigen, „dass er dies absolut nicht thun würde; griffe ihn aber der König an, so werde er sich wehren.“ Im übrigen berief er sich auf seine frühere Erklärung, die Oder zu überschreiten und bis 15. October jenseits derselben zu operieren.

Loudon berichtete hierüber an F.-M. Daun und fügte bei:

„Das einzige Obstacle hingegen, so ich in der dereinstigen Repassierung der Oder finde, ist dieses, dass ich keine Pontons habe, die Oder aber dermalen schon sehr hoch anschwillt; jedoch werde alles anwenden, was mir nur immer möglich sein wird, um so wohl das Corps zu conservieren, als auch dem Feinde Abbruch zu thun, und überhaupt dasjenige auf das genaueste beobachten, was ich für den Dienst und das allgemeine Wesen ersprießlich finde.“[2])

Daun hatte Loudon bereits am 27. September aus Bautzen, auf dessen wiederholte Bitte um Befehle, wieder zur Haupt-Armee einzurücken, geschrieben, wie er gar wohl einsehe, dass Loudon „in gar keinen angenehmen Umständen sich befinde.“ Er wünsche auch sehr, ihn wieder bei sich zu haben. „Es ist jedoch dermal nicht in meiner Macht, dass dero Anherziehung nach meinem eigenen Wunsch verordnen möge. Was mich aber bei allen diesen Umständen noch be-

[1]) Diese Schätzung dürfte richtig gewesen sein. König Friedrich gibt in seinen Briefen an Fouqué vom 25. und 26. September seine Truppenstärke mit 29.000 Mann an. Die Ziffer ist allerdings in den beiden im Kriegs-Archive erliegenden Original-Briefen ziemlich undeutlich, infolge dessen der Abdruck der Briefe in der „Politischen Correspondenz“ diese Ziffer mit 21.000 Mann wiedergibt. Arneth, der die Briefe gleichfalls bringt (VI. 432) hat ebenfalls 29.000 Mann angesetzt, die Österr. milit. Zeitschrift (Jahrgang 1841) gibt die Ziffer mit 24.000 Mann. Der Brief vom 25. September ist überaus charakteristisch: „Avec 29/m hommes votre serviteur battu et maltraité a empeché une armée de 50/m hommes de l'attaquer et se replyer sur Neusaltz.“ Der Succurs, den General Mayer am 27. zuführte, dürfte dann wohl die Armee des Königs auf die von Loudon angegebene Stärke gebracht haben. Die Stärke der russischen Armee wird in jenen Tagen 47.889 Mann betragen haben (Masslowski, III, 149); Loudons Corps selbst war 26.047 Mann stark.

[2]) Loudon an Daun, Roeblau, 28. September 1759. K.-A., H.-A. 1759; IX. 382.

ruhigt, ist das einzige Vertrauen, so ich mit allem Grund in Dieselben setzen kann und also versichert bin, dass Sie sich aus allen widrigen Zufällen nach Möglichkeit herauszuwickeln wissen werden, und sollte der König sich wieder zurück und an die Elbe ziehen, so dürften Sie vielleicht Gelegenheit haben, sich durch Schlesien nicht minder durchzuschlagen. Höchst bedauerlich ist jedoch, dass man russischerseits zu gar nichts Gehör gibt, noch weniger aber zu etwas einschlagt, es wäre ja dermalen die beste Gelegenheit mit einer solch überlegenen Macht, da wissentlich der König nicht mehr als höchstens 20.000 Mann bei sich hat, die ferneren Operationen mit dem besten Erfolg fortzusetzen."[1])

Im Lager König Friedrichs, der um diese Zeit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich geschrieben hatte: „Toutes nos affaires sont en l'air, il n'y a que des heureux hazards et les fautes de nos ennemis qui puissent nous sauver" — war am 27. der von Fouqué abgesendete General Mayer mit 3 Bataillonen und ebensoviel Escadronen und am folgenden Tage General Queiß mit 6 Bataillonen und 100 Husaren eingetroffen, welche Verstärkungen die Armee des Königs auf 30.000 Mann brachten. Das preußische Lager, das sich bis Nenkersdorf ausdehnte, wurde verschanzt.

Am 29. September begann der Übergang der russischen Armee auf das rechte Oder-Ufer an dem bestimmten Übergangspunkte bei Költsch; an diesem Tage gieng die leichte Bagage über den Fluss und in der Nacht vom 30. folgte die Armee.[2])

Aus Költsch theilte der russische Feldherr dem Grafen Daun am 29. September mit, dass er am rechten Oder-Ufer bis 15. October neuen Stiles die Operationen fortsetzen, auch den Feind zu beunruhigen nicht ermangeln werde. Da aber in Schlesien keine einzige Festung unter der Disposition der russischen Armee stehe, auch keine Hoffnung wegen später Jahreszeit zur Erlangung derselben mehr übrig bleibe, mithin keine ruhigen Winterquartiere daselbst gefunden werden können, so werde er sich nach dem erwähnten Termine bemüssigt sehen, mit der Armee an die Weichsel zu marschieren, um derselben dort ruhige Winterquartiere zu verschaffen. Für die Versorgung des Loudon'schen Corps mit Proviant werde er, solange dasselbe unter seinem Commando stehe, mit Rath und That an die Hand gehen.[3])

[1]) Daun an Loudon, Bautzen, 27. September 1759. K.-A. Corps Loudon 1759; IX, 19.

[2]) Masslowski III, 142.

[3]) „Welches letztere, aber lediglich in dem besteht", meldete Loudon an Daun, „dass er mir einen polnischen Juden zugeschickt, mit welchem ich dann

Loudon gieng am 1. October bis Kuttlau.

Sobald König Friedrich den Abmarsch der verbündeten Armee bemerkt hatte, sendete er nach vergeblichem Versuche, mit ungefähr 20 Escadronen deren Nachhut, welche vom Loudon'schen Corps gebildet wurde, anzugreifen, ein Detachement von 6 Bataillonen und 30 Escadronen nach Glogau, um zur Deckung dieser Festung am rechten Oder-Ufer bei Zerbau Stellung zu nehmen.

Am 2. October folgte der König selbst nach Glogau, wo er eine Brücke schlagen ließ und verstärkte das bei Zerbau stehende Detachement noch ansehnlich.

Die russische Armee kam am selben Tage nach Kuttlau, hielt am 3. dort Rasttag und marschierte am 4. nach Schwusen; die Österreicher lagerten bei Schlichtingsheim. Loudon versuchte vergebens, den FM. Ssaltykow zu einer Vorrückung auf Breslau zu bestimmen. Am 7. October marschierten dann die Russen nach Groß-Osten[1]) Loudon bis Rützen. König Friedrich, in der Besorgnis, dass die verbündete Armee ihren Marsch nach Breslau nehme, ließ die Schiffbrücke nach Koeben schaffen, passierte am 8. October die Oder und nahm Stellung bei Sophienthal. Herrnstadt besetzte ein preußisches Freibataillon.

Am 10. October setzte FM. Graf Daun aus seinem Hauptquartier Hof den FML. Loudon in Kenntnis, dass, nachdem die Mittheilungen des Grafen Ssaltykow, sowie die vom Botschafter aus Petersburg eingelangten Nachrichten, nicht die mindeste Hoffnung ließen, dass die russische Armee länger in Schlesien verweilen werde, die Kaiserin ihm aufgetragen hätte, Loudon sobald als möglich wieder an sich zu ziehen und er es ihm überlassen müsse, diesen Vereinigungsmarsch mit der Hauptarmee nach den obwaltenden Umständen einzurichten.

Dass von Wien aus alles geschah, um die Schwierigkeiten, die Loudon bei seinem Rückmarsche durch Polen bevorstehen konnten, zu erleichtern, davon gibt das nachstehende Schreiben seines langjährigen Freundes, des Hofrathes Hochstätter, den überzeugenden Beweis:

„Wertestgeschätzter Freund!

Mein wertgeschätzter Freund sind allzu einsichtig, als dass Sich dieselbe über mein seit einiger Zeit gehaltenes Stillschweigen befremden sollten. Die Ursachen dessen enthalten großentheils dero

---

auch sowohl wegen Getreide als Hafer und Heu, u. zw. dermal auf 10 Tage, den Contract geschlossen.“ Loudon an Daun, Roehlau 30. September 1759. K.-A. H.-A. 1759; IX, 386, 387.

[1]) Dorf im preußischen Regierungsbezirke Breslau.

eigens an mich unter dem 7., 9. und 12. von Jammlitz, vom 17. von Schöneich und vom 29. September von Möhl in Schlesien erlassene, geehrteste Schreiben, von denen jedesmal den gehorsamst schuldigen Gebrauch gemacht habe. Wie unendlich muss ich mit meinem Herzensfreund bedauern, dass durch die erregten Schwierigkeiten, die in der That so wenig Grund hatten, und durch eine unbegreifliche Unentschlossenheit, die von Gott gleichsam in die Hände gegebenen Früchte des herrlichen Sieges vom 12. August so elend ausgelassen, und dem verderblichen Krieg durch einen erwünschten Frieden kein Ende gemacht worden ist. Schwerlich dürfte sich ein solch glücklicher Zeitpunkt darzu wieder ereignen. Wäre nur den verschiedenen, so vernünftigen als thunlichen Vorschlägen meines wertesten Freundes noch nach der Hand Gehör gegeben und selbige in rechter Zeit befolgt worden, wie man sie allhier allemal gebilligt hat, so hätte noch ein vergnüglicher Ausschlag und Schluss dieser Campagne angehofft werden können, welcher aber bei der dermaligen Lage der Sachen der Entfern- und Absonderung unserer Armeen und der Gesinnung der Russen, sich hinter die Weichsel zu ziehen, ein sehr zweifelhaftes Ansehen bekommen zu haben scheint. Das bedauerlichste dabei ist die Verlegenheit, in welche mein wertester Freund dadurch sammt dero unterhabendem ansehnlichen und braven Corps gesetzt werden, um sich wieder in die Erblande zu ziehen. Es wird mit allem Recht der Diensteifer und gewohnten Vorsicht allhier sowohl Höchster als all anderer Orten ein vollkommenes Vertrauen auch diesfalls zugewendet, dass dieselbe dennoch solches zu bewerkstelligen Mittel und Wege finden werden; wobei man jedoch die ungemein großen Beschwerlichkeiten gar nicht misskennt, noch misskennen kann, nachdem sie von meinem wertesten Freund vorlängst auf den gegenwärtigen, unangenehmen Fall vorgesehen und gehöriger Orten gar weislich in Zeiten angezeigt worden. So viel als auch von hier aus geschehen könne, hat man sich bestrebt, an den russischen Hof die bekannten Vorstellungen mehrmalen zu thun und zu wiederholen; bis hieher aber, wie es scheint, ohne sonderlichen Erfolg; ob was vergnüglicheres nachkommen werde, steht zu erwarten. In dieser Ungewissheit hat man Vorsorge getragen, dass zum wenigsten auf alle Ergebenheit das unter dero Commando stehende Corps mit den so nöthigen Hilfsmitteln versehen würde, besonders bei dem haltenden Betragen der Russen. Es ist deshalb sowohl an den Banquier, Herrn Tepper in Warschau, als an die Herren Kade in Danzig und Königsberg auf Allerhöchsten Befehl, durch den hiesigen Commerzienrath und Hofbanquier, Herrn von Fries (der sich gehorsamst empfiehlt), schon vor einigen Wochen die Ordre gestellt worden, meinem wertesten

Freund auf dero Anverlangen, mit den erforderlichen Geldern ungesäumt zu willfahren und an Hand zu gehen, von welcher Veranstaltung verhoffentlich bereits die Wirkung erfolgt sein wird, und deren sich dieselbe ferners bedienen können. Nur muss meinem wertesten Freund hiebei unerinnert nicht lassen, wie dieselbe meines geringen unmaßgebigen Ermessens wohl thun werden, obbenannte Banquiers, so viel als möglich geschehen kann, in Zeiten avertieren zu lassen, wie viel Sie glauben an Geld von ihnen in der ihnen zu benennenden Zeit und an welchem Ort ziehen zu wollen, damit sich benannte Wechselhäuser zu der Bezahlung parat zu halten wissen, da mein wertester Freund lauter Bargeld haben muss und ihm mit Wechselbriefen nicht gedient ist, außer sie wären auf Sicht an ein zahlbares und gelegenes Haus gestellt. Auch dürfte nicht undiensam sein, die verlangenden Geldsorten zu benennen, und jene, so bezahlt werden, genau anmerken zu lassen. In Summa: dieselbe können wohl versichert sein, dass man hierorts alles nur mögliche anwenden wird, was dero Marsch und die Truppen erleichtern kann, wozu dann auch der königlich polnische Hof das Seinige an guten Verordnungen und Anmahnungen beitragen wird. Was sonsten, mein wertester Freund, dazu beförderlich erachten, wollen dieselbe unbedenklich des Herren Hof- und Staatskanzlers Excellenz und nach Befinden dem Hofkriegsrath eröffnen. Vermuthlich wird es dero Truppen an vielerlei, insonderheit der kleinen Montur gebrechen. Wäre es nun gefällig, ein Verzeichnis davon sammt einer Standestabelle einzuschicken, würde man den Abgang zu ersetzen eifrigst beflissen sein, welches aus Olmütz am nächsten geschehen könnte, allwo sich auch ein guter Vorrath von Artillerie befindet.

Der Kaiserin Majestät haben deroselben Danksagungs- und respective Recommandationsschreiben gnädigst aufgenommen und ist kein Zweifel, Allerhöchstdieselbe werden die gnädigste Rücksicht darauf tragen, weswegen des Herrn Staatskanzlers Excellenz an ihrem Vorwort nichts haben ermangeln lassen. Nur bedaure, das meinem wertesten Freunde diesfalls einige Unruhe verursacht habe, weswegen denn gehorsamst um Vergebung, und solches meiner redlichen Ergebenheit beizumessen bitte. — —

Alles übrigen wegen, so meinen wertesten Freund, dessen an den Herrn Hof- und Staatskanzler erlassene beide Schreiben und die dermaligen Umstände betrifft, nehme die Freiheit, mich auf den Inhalt desjenigen zu beziehen, so von hochgedachte Ihro Excellenz durch gegenwärtigen Expressen an Meinen wertesten Freund abgeht. Nur erneuere mit wenigem, dass ernannter Minister nicht mehr dero Freund sein kann, als derselbe in der That und von Herzen ist.

Noch muss ich mir eine Gnade angelegentlichst ausbitten, welche darinnen besteht, dass mein wertester Freund dero uns so schätzbare Gesundheit, insonderheit bei dieser nasskalten Saison bestmöglichst zu schonen bedacht sein wollen. Der letzt gemeldete Anfall schreckt mich über die Maßen. Der Höchste lasse ferner seinen mächtigen Schutz über meinen wertesten Freund walten, wozu dieselbe grunddemüthigst, mich und die Meinigen aber, so sich alle gehorsamst empfehlen, dero Gewogenheit und Freundschaft bestens empfehle, in der vollkommensten Hochachtung zeitlebens verharrend

Meines wertgeschätzten Freundes treu gehorsamster
wahrer Diener
Hochstätter.

Wien, den 15. October 1759." [1])

Am 16. October versammelte Loudon zu Rützen seine Generale, um deren Meinung zu vernehmen, ob es noch eine Möglichkeit gebe, das Corps wieder über die Oder gehn zu lassen und durch die Lausitz die Vereinigung mit der Haupt-Armee bewirken zu können.

Das Resultat dieses Kriegsrathes war das folgende von Loudon gefasste Resumé:

„Actum Rützen in Schlesien den 16. Octobris 1759.

Ich meines Orts finde es bei gegenwärtigen Umständen und der Position der feindlichen Armee ganz und gar nicht thunlich, daß das mir allergnädigst anvertraute Corps die Oder repassieren könne. Indem der König nicht nur das jenseitige Ufer der Oder von Glogau fast bis Breßlau mit Redouten und Schanzen versehen, auch eine dreifache Communications-Brücke über die Oder hat, folglich sobald man in hiesiger Gegend die Repassirung vorzunehmen intendierte, mit der Armee jedesmal a porteé ist, und den Übergang verwehren kann; und wenn auch ja das Corps sich bis Croßen hinunter ziehen und allda die Oder passiren wollte, so ist nicht nur einmal sicher zu vermuthen, dass die daselbstige Brücke auf Annäherung des Corps abgetragen, sondern auch wegen äußersten Mangel der Fourage in dasiger Gegend gar nicht fortzukommen. Zudem sind die von den Rußen an das Corps abgegebenen (20) Pontons nach dem Gutachten des Pontoniers-Lieutenants ganz und gar zu Schlagung einer Brücke nicht mehr zu gebrauchen. Zu geschweigen, dass der König, wenn er den Marsch inne wird und das Corps auch bereits 2 Märsche voraus hätte, noch allemal durch Schlesien in die Laußitz demselben vorkommen kann, und da das Corps nicht mit hinlänglicher Reserve-Artillerie versehen, indem zu dessen völliger Besetzung, wie es die

[1]) K.-A. Corps. Loudon 1759 X, 14.

Beschaffenheit der feindlichen Armee erfordert, noch wenigstens 10 Falcaunen, 6 Quartier Schlangen und 6 Haubizen nöthig sind, folglich sich auch in keine Hauptaffaire mit dem Feind einlaßen könne.[1]) So erachte ich allemal beßer und nützlicher gethan zu sein, daß das mir allergnädigst anvertraute Corps durch Polen und Ober-Schlesien sich den Weg nach den k. k. Erbländern bahne, maßen es noch allemal nach vorkommenden Umständen dem Feind durch einen Rückmarsch in Schlesien eine Diversion machen kann; und einmal gewiß ist, daß wenn die Russen, ihrer letzten Erklärung gemäß, allhier noch ein paar Tage stehen verbleiben und sodann den Marsch über Herrnstadt und Trachenberg gegen Kalisch nehmen, der Feind jederzeit wenigstens bis gegen das Ende dieses Monats en echec gehalten und nichts von seiner Armee detachieren könne; hingegen aber eine ausgemachte Sache ist, daß wenn das Corps von hier geraden wegs zu des Herrn Feldmarschall Gr. v. Daun Excellenz stoßen dürfte, die Russen den geraden Weg nach Posen nehmen und alsdann der König nicht nöthig hat, das geringste in Schlesien zurückzulassen, sondern seine ganze Macht an die Elbe ziehen könne. Indessen werden der Herr Feldmarschall-Lieutenant v. Campitelli, der Herr General von Vogelsang uad v. Jacquemin nochmals sich zu des Herrn Feldmarschall Gr. v. Ssaltykow Excellenz verfügen und demselben auf das ergebenste vorstellen, dass, wann er eine schriftliche Erklärung von sich geben wolle, dass er das Corps mit 5 Tage Brod und Fourage versehen und allhier solange in der dermaligen Position stehen bleiben und den König en echec halten wolle, bis das Corps die Gegend von Croßen erreichen könne, sodann gedachtes Corps den Marsch über Croßen nach der Elbe antreten könne. Sollten aber gedachte Se. Excellenz dieses nicht accordieren wollen, alsdann haben dieselben ihn zu ersuchen, damit er wenigstens seiner Erklärung gemäß über Herrnstadt und Trachenberg gegen Kalisch seinen Weg nehmen und den König dadurch verursache, dass er seine Macht in der hiesigen Gegend noch ferner beisammen behalten müsse."[2])

Ssaltykow hatte dem österreichischen Corps-Commandanten zwar versprochen, dass er in Groß-Osten noch einige Tage stehen bleiben und dann seinen Marsch bei Herrnstadt und Trachenberg vorüber auf Kalisch richten werde, wodurch die Armee König Friedrich doch fast bis Ende des Monates October noch gebunden geblieben wäre; allein er änderte seinen Entschluss am 17. October bereits wieder

[1]) Das Corps führte au Geschützen: 2—1 pfd., 54—3 pfd., 6—6 pfd., 2—12 pfd., 6—24 pfd. und 2—7 pfd. Haubitzen.

[2]) K.-A. Corps Loudon 1759: X, 16.

unter dem Vorwand, dass dieser Marsch für ihn ein zu weiter Umweg sei und erklärte bis 20. in der gegenwärtigen Stellung bleiben und dann die Marschrichtung auf Schrimm nehmen zu wollen. Loudon sendete infolge dessen am 17. bereits den Oberstlieutenant von Grünau von Starhemberg mit den Kranken und dem größten Theil der Bagage nach Kalisch ab und ertheilte ihm den Befehl, dass insofern dort von Breslau aus nichts vom Feinde zu besorgen sei, er sogleich mit dem Brodbacken für das Corps Anstalt treffen solle. Soferne aber die Situation dort unsicher, möge „er sich weiter nach Polen hineinziehen".[1])

Die Schwierigkeiten der Correspondenz zwischen der Haupt-Armee und dem bei der russischen Armee befindlichen Corps begannen sich übrigens in überaus unangenehmer Weise bereits fühlbar zu machen.

Ein Correspondenz-Dienst war durch Uhlanen-Ordonnanzen über Bielitz-Posen und von dort ins russische Hauptquartier eingerichtet worden; die Beförderung nahm aber viel Zeit in Anspruch und einzelne zwischen der Haupt-Armee und Loudons Corps als Couriere gesendete Officiere kamen nicht immer sicher an ihre Bestimmung, da die Landeseinwohner ihnen gefährlicher wurden, als feindliche Streifpartien.

Schon war die Disposition im russischen Hauptquartier ausgegeben, am 20. October nach Schrimm aufzubrechen, als ein Courier aus Petersburg anlangte, mit dem Befehl, dass Ssaltykow bis zur Ankunft eines zweiten Couriers in seiner jetzigen Stellung bleiben solle. Infolgedessen wurde der Abmarsch eingestellt. Am 22. traf endlich der von Loudon sehnlichst erwartete Courier ein, der die Verhaltungsbefehle für den russischen Feldmarschall brachte, die dahin lauteten, einen Theil der russischen Armee an der Wartha den Winter hindurch zu lassen, auch Loudon zu bestimmen, dass er mit den Russen vereinigt an der Wartha bliebe.

Nach verschiedenen Pourparlers zwischen Ssaltykow und Loudon, der den Standpunkt einnahm, wie die combinierten Truppen dergestalt postiert werden sollten, dass Kalisch den rechten Flügel und Petrikow den linken bilden müssten, um sie näher den Erbländern zu haben und im Frühjahre sie sofort verwenden zu können, ward die Einholung neuer Instructionen vereinbart und wurden infolgedessen Couriere an die Höfe zu St. Petersburg und Wien abgesendet.

[1]) Loudon an Daun, Rützen, 18. October 1759. K.-A., H.-A. 1759; X, 174.

Nach Wien sendete Loudon den GM. Grafen Caramelli, um die Entschließungen des Hofes einzuholen. Gleichzeitig sollte dieser Officier über das bisherige Verfahren der russischen Generalität mündlich, besonders über den General Fermor Informationen geben. Caramelli entledigte sich dieses seines letzteren Auftrages bei der Kaiserin und dem Grafen Kaunitz. Er gab seiner Meinung dahin Ausdruck, „dass, so lang gedachter General Fermor bei der russischen Armee sein würde, niemals ein guter Ausschlag anzuhoffen wäre.“[1])

Am 22. October brach die russische Armee auf und lagerte bei Herrnstadt, wo sich ein preußisches Freibataillon als Besatzung befand. Loudon nahm Stellung bei Bobiele. König Friedrich, der zu Sophienthal krank darniederlag, entsendete sogleich einige Bataillone und 10 Escadronen, um das Freibataillon zu unterstützen. Ssaltykow ließ letzteres am 23. durch seine Avantgarde zur Übergabe auffordern und da der Commandant diese verweigerte, den Ort bombardieren; allein das Bataillon behauptete trotzdem die Stadt.

Die russische Armee marschierte am 24. nach Triebusch, rückte am 26. über die polnische Grenze nach Punitz und brach von dort am 29. nach Schrimm auf, wo sie Cantonnierungen bezog. Loudon blieb bei Dzienczyn stehen.

König Friedrich von Preußen, welcher jetzt überzeugt war, dass die russische Armee die Winterquartiere beziehen werde, hegte nur noch die Befürchtung, dass Loudon versuchen könne, sich den Weg durch Oberschlesien zu bahnen. Er entsendete deshalb ein starkes Detachement (8500 Mann) unter General Schmettau nach Trachenberg, um Loudons Marsch zu beobachten und ihn abzuhalten, in Schlesien einzudringen, weshalb er Schmettau noch besonders an G. d. I. Fouqué anwies, der bei Landshut stand.

11 Escadronen Husaren blieben bei Herrnstadt zur Beobachtung der russischen Armee stehen, die Garnison von Glogau wurde verstärkt. Die Armee wurde getheilt; ein Theil rückte ins schlesische Gebirge, um Fouqué abzulösen, welcher nach Ober-Schlesien zu rücken bestimmt ward. Der Rest gieng unter General Hülsen zum Prinzen Heinrich nach Sachsen. König Friedrich selbst von heftigem Podagra befallen, musste sich nach Glogau bringen lassen.

Sobald Loudon vom Marsch der Preußen in Kenntnis gelangt war, stellte er dem FM. Ssaltykow vor, wie nöthig es sei, wieder in Schlesien einzudringen. Wirklich rückten die Russen bis Rawicz, Loudon bis Korsenz vor.[2]) Am 31. October hatte Loudon

[1]) Caramelli an Daun, Wien, 31. October 1759. K.-A. H.-A. 1759; X, 329.

[2]) Dorf im jetzigen Regierungsbezirke Breslau, Kreis Militsch.

nimmt die Pontons, Fuhrwesen sammt der Bäckerei mit sich; die Reserve-Artillerie hingegen bricht unter Bedeckung des löblichen ungarischen Bataillons einen Tag vor auf, und nimmt eben letzt bemeldten Weg.

2do Drei Tage wird marschiert, und der 4. Tag Rasttag gehalten, die Stationen müssen aber solchergestalten eingerichtet werden, damit die Colonnen den 13. Marsch Krakau erreichen können.

3tio Die Herren Generals von den Colonnen müssen also durch bekannte Leute sich der Dörfer und des Weges auf jeder Route genau erkundigen, und vermöge solcher von 3 zu 3 Tagen die Stationen ausmachen, sodann aber den Rapport nicht nur mit Bemerkung, wie weit ein Ort von dem anderen entfernt, an mich einschicken, sondern auch sich untereinander verstehen, und sich die vorzunehmende Marsch-Route communicieren, damit die Regimenter nicht gezwungen werden zu kreuzen oder sonst Aufenthalt geschehen möge, und müssen die Colonnen beflissen sein, so viel immer möglich links von der zu marschierenden Straße sich einzuquartieren.

4to Jeder Colonne wird eine Escadron Cavallerie zugegeben; diese werden allezeit einen Tag mit einem Stabsofficier vorausgeschickt, um zur Aufbringung der Fourage und Brods, auch was sonsten zur Verpflegung der Truppen erforderlich ist, die Anstalten treffen zu können.

5to Bei den Einquartierungen ist hauptsächlich dahin zu sehen, damit nicht ein jeder Officier für sich allein ein Haus nimmt, sondern selbige, so viel möglich, beisammen logieren, welches sich auch auf die Herren Stabs-Officiers im Nothfalle versteht.

6to Alles, was die Regimenter in den Stationen an Fourage und Brod empfangen, solle unter der Regiments-Commandanten Fertigung ordentlich quittiert, und dagegen von den Regimentern Contraquittungen genommen werden, und ist den Einwohnern zu bedeuten, dass zu Krakau alle Quittungen mit barem Geld eingelöst werden sollen.

7ma Alle Excesse sind auf das schärfste verboten, und werden dafür die Herren Regiments-Commandanten insbesondere zu stehen haben, indem nicht nur allein Schaden mit barem Geld ersetzt, sondern auch denen Polen alle Satisfaction gegeben werden muss: mithin ist bei jedem Ausmarsche von den Stationen sich mit einem Atteste zu versehen.

8° Für die Kranken sollen die Regimenter aus ihren Stationen die Vorspann nehmen, solche richtig quittieren, und in den Quittungen anmerken, mit wie viel Ochsen oder Pferden jeder Wagen bespannt, und wie viel Meilen sie mitgenommen worden. Schließlich und

9° Wann wider alles Vermuthen kein Haber und Heu in ein oder anderem Ort vorfindig, so sollen die Regimenter die Habergarben, das ist, für eine complete Portion zwei nehmen, worunter das Haber-Stroh anstatt des Heu kommt, und wird man sich der Bezahlung halber mit dem Lande schon abfinden.

10^{mo} In den auf den Rasttagen einzuschickenden Rapports ist anzumerken, was die Regimenter für einen Abgang an Kranken und Deserteurs haben, auch wie sie in den Ortschaften verpflegt worden." [1])

Die linke Marsch-Colonne	Die mittl. Marsch-Colonne bestand aus:	Die rechte Marsch-Colonne
Commandant GM. Zigan, GM. Elrichshausen;	Commandant FML. Campitelli, GM. Vogelsang, GM. Weichs;	Commandant FML. Loudon, GM. Caramelli, Belgiojoso, Panovsky, St. Ignon, Bethlen;
Den Infant.-Regimentern:	Den Infant.-Regimentern:	Den Husaren-Regimentern:
Los Rios	EH. Carl	Nádasdy
Starhemberg	Waldek	Kalnoky
Baden	Platz	Den Dragoner-Regimentern:
Puteani	Leopold Pálffy	Löwenstein
Loudon	Bethlen	Liechtenstein
Peterwardeiner	Arhemberg	Kollowrat
Proviantwagen	Deutschmeister.	Sachsen-Gotha
Train.		Württemberg
		Den Kürassier-Regiment.:
		Carl Pálffy
		Kalkreuth
		Birkenfeld
		Anspach
		Den Croaten-Regimentern:
		Liccaner
		Warasdiner.

In seinem Hauptquartier zu Czenstochwa erhielt Loudon am 18. November dann noch ein Schreiben von Ssaltykow, aus dessen Hauptquartier Kornik vom 5./16. November, worin dieser mittheilte, er habe von seinem Hofe den Befehl erhalten, 10 Regimenter Infanterie beizustellen, falls Loudon bei Kalisch die Winterquartiere nehmen wolle.[2]) Loudon konnte hierauf nur ablehnend antworten, da er den bestimmten Befehl hatte, unter keinen anderen Bedingungen in Polen zu bleiben, als im Falle, dass 20—30.000 Mann vereint mit seinem Corps eine Cordonsstellung zwischen Kalisch und Krakau bezögen.[3])

[1]) K.-A. Corps-Loudon 1759; XIII, 6.
[2]) K.-A. Corps Loudon 1759: XI 30.
[3]) Ebendort, XI, 40.

Damit endeten die Beziehungen der beiden Hauptquartiere.

Am 21. November traf Loudon, der inzwischen (20. November) zum Feldzeugmeister befördert worden war, in Kromolów ein und meldete von hier aus dem Kaiser, dass er am 24. mit der Cavallerie in Krakau einzutreffen gedenke, die Infanterie der letzten Colonne werde vor dem 27. November dort schwerlich anlangen, der Train noch später, da die Wege außerordentlich schlecht seien. Aus Kromolów sendete er auch den GM. Grafen Bethlen mit zwei Husaren-Regimentern, Löwenstein-Dragonern, 2 Croaten-Bataillonen und 4 Geschützen nach Pless, um in der dortigen Gegend Stellung zu nehmen und die feindlichen Streifungen einzuschränken, auch seinen Weitermarsch zu decken. Mit dem FML. Graf Draskovich, welcher in der Gegend von Troppau angelangt war, setzte er sich in Verbindung, damit selber Truppen bis Oderberg vorschiebe.[1])

Von Krakau vermochte er jedoch erst nach dreitägiger Rast am 27. November aufzubrechen und traf am 28. in Kenty, am 29. wieder in den Erblanden in Bielitz ein.

Die Truppen seines Corps hatten auf dem Marsche durch Polen ungemein gelitten, im allgemeinen war es jedoch besser gegangen, als Loudon selbst es sich vorgestellt. Häufig allerdings war Mangel an Verpflegung eingetreten und die Unterkünfte waren so schlecht gewesen, dass zeitweise die Hälfte des Corps Freilager beziehen musste. Die Cavallerie kam noch in ziemlich gutem Stande in Krakau an, dagegen war die Infanterie arg mitgenommen. Das Corps hatte 2000 Kranke, die mangelnden Vorspanns wegen in Petrikow hatten zurückbleiben müssen. Loudon ließ dieselben in kleinen Märschen nach Käsmark und Leutschau in Ungarn transportieren.[2])

Die Truppen des Corps wurden nun, da sie der Erholung dringend bedurften, in die Gegend von Neutitschein in Cantonnierungsquartiere verlegt, während das Corps des FML. Graf Draskovich durch einen Cordon an der schlesischen Grenze dieselben deckte.

G. d. I. Fouqué war dem Marsche Loudons über Bernstadt, Brieg und Krappitz nach Kosel gefolgt, wo er am 12. seine Truppen in Quartiere verlegte. Loudon traf mit ihm ein Übereinkommen, wonach die beiderseitigen Truppen innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Länder bleiben und ohne Aufkündigung dieser Vereinbarung einander nicht beunruhigen sollten. Der General Schmettau langte am 13. zu Juliusberg an, von wo er mit 15 Bataillonen und 10 Escadronen nach

[1]) K.-A. HKR. 1759; XII, 1.

[2]) K.-A. Corps Loudon 1759; XI, 40.

Militsch zurückkehrte, um den Streifereien der russischen leichten Truppen Einhalt zu thun. Die Generale Gablenz und Queiß führten 4 Bataillone und 5 Escadronen dem General Fouqué zu.

Die russische Armee passierte am 7. December bei Thorn die Weichsel, und bezog in Ost-Preußen die Winterquartiere.

Das Hauptquartier des FM. Ssaltykow kam am 21. September nach Marienburg. Die leichten Truppen, unter dem General Totleben blieben diesseits der Weichsel zurück und streiften nach Schlesien und Pommern. Posen hielt der General Dalke mit einigen Truppen besetzt.

Feldmarschall Daun, der nach dem Siege von Kunersdorf in die Nieder-Lausitz eingerückt war, sah sich durch den Vormarsch des Prinzen Heinrich in die Ober-Lausitz veranlasst, über Bautzen nach Dresden zu marschieren, wo er sich mit der Reichs-Armee vereinigte.

Das Ende des Feldzuges in Sachsen wurde durch eine glänzende Action der Österreicher gekrönt. König Friedrich wollte Daun aus seiner festen Stellung bei Dresden durch Unternehmungen in dessen Rücken vertreiben und entsandte zu diesem Zwecke den General Fink mit 18 Bataillonen und 35 Escadronen anfänglich nach Dippoldiswalde, später nach Maxen. — Am 17. November, an welchem Tage Fink in Maxen eintraf, stand der österreichische G. d. C. Graf O'Donnel mit 14.000 Mann bei Rippgen und GWM. Brentano mit 3000 Mann bei Rickern, während die Reichs-Armee bei Cotta lagerte. Zwischen diesen Corps eingeklemmt, erwartete Fink beruhigt einen Angriff, da er vom König unterstützt zu werden hoffte. Daun ließ jedoch zu einer Unterstützung keine Zeit. Am 19. besetzte O'Donnel Dippoldiswalde, ein Detachement der Reichs-Armee Burkerswalde und Dohna und schon am nächsten Tage wurde Fink concentrisch angegriffen. Dieser hatte die Höhen bei Maxen besetzen lassen, wurde aber am linken Flügel durch Daun sofort geworfen und Maxen selbst im ersten Anlaufe erstürmt. Die Attaque der preußischen Cavallerie gegen Brentano, welcher zwischen Wittgendorf und Tronitz vorrückte, misslang vollständig, so dass Fink gegen Polschwitz und Falkenhayn retirieren musste. Daun folgte bis Schmorsdorf und vereinigte sich mit Brentano, während die Reichs-Armee Falkenhayn wegnahm. Von allen Seiten eingeschlossen, capitulierte Fink am 21. mit 558 Officieren und 14.000 Mann; 70 Kanonen, 4 Paar Pauken, 24 Standarten und 96 Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Das österreichische Heer verlor 31 Officiere und

952 Mann. Daun bezog nun die Winterquartiere in und südlich Dresden; die Preußen im westlichen und nördlichen Sachsen.

FZM. Baron London begab sich, nachdem seine Truppen die Winterquartiere bezogen hatten, für seine Person nach Wien, kam am 23. December daselbst an, reiste aber nach wenigen Tagen wieder von dort ab und traf in den letzten Tagen des Jahres in Prag ein.

Die Thaten Loudons in den ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges schließen vorläufig diese Studie ab.

Späterer Forschung bleiben die drei übrigen Jahre dieses denkwürdigen Krieges vorbehalten.

In knappen Umrissen wurde Loudons Thätigkeit im Gewoge der Kämpfe und Schlacht dargestellt; wenn diesen Heerführer ein Vorwurf treffen könnte, so wäre es der in übergroßer Bescheidenheit von seinen Thaten so wenig gesprochen und sie fast verborgen gehalten zu haben. Denn er verstand das Wesen des großen Krieges wie kaum ein zweiter. Kühn im Entwurf, verwegen in der Ausführung, besaß er dabei die Schlauheit des Parteigängers. Dies befähigte ihn einem so gewaltigen Gegner, wie König Friedrich, oft und erfolgreich die Spitze zu bieten.

Theorie der Verluste.

Von **Karl Bleibtreu.**

Drängt sich der Vorstellung das Bild einer Zukunftsschlacht auf, wie wir es kürzlich noch hübsch angedeutet in dem Buche „Les manoeuvres de Beauce" von Ardouin-Dumazet fanden, so stellt sich unwillkürlich die Befürchtung außergewöhnlicher Verluste ein, und man munkelt regelmäßig in trüber Ahnung von bisher unerhörten Procentsätzen. Prüfung einschlägiger Verlustlisten sämmtlicher neuzeitlicher Kriege, seit Veränderungen der Taktik und Verbesserungen der Technik begannen, von Mollwitz bis Sedan und Plewna, sollte aber darüber belehren, dass es hier eine Norm schlechterdings nicht geben kann. Bei Kollin verloren 16.000 preußische Reiter 1400 Mann, bei Vionville 8000 (ernstlich engagierte) ebensoviel, bei Liebertwolkwitz 1813 gleichfalls 8000 Reiter Murats ungefähr das Gleiche, wobei jedoch zwei Drittel Gefangene. So oberflächlich gelesen, würde dies also besagen, dass die moderne Schlachtattaque doppelt so blutig als die friedericianische und dreimal so blutig als die napoleonische gewesen sei! Jeder einigermaßen Unterrichtete würde aber über solch willkürliches Gleichnis lachen, da er weiß, dass z. B. bei Czaslau die preußische Reiterei die Hälfte des Gesammtverlustes trug und dass gerade bei napoleonischen Attaquen (z. B. Reitercorps Milhaud bei Waterloo von 4000 auf 1500 Säbel geschmolzen) Verluste vorkamen, wie sie das spätere Zeitalter nicht kennt. Damit nicht genug, wird man auch in jedem Einzelfalle untersuchen müssen, in welcher Zeitdauer und durch welche Umstände der Verlust herbeigeführt wurde. Da findet man denn z. B. beim obigen Beispiel, dass bei Kollin nur das Handgemenge mit der gegnerischen Reiterei, bei Vionville aber wenigstens größtentheils den Cavallerieverlust verursachte. Major Kunz wies nach, dass Brigade Bredow auffallenderweise durch die französische Reiterei weit ärger in die Mache genommen wurde, nach Stich- und Hiebwunden zu schließen, als durch das Feuer der Chassepots und gezogenen Geschütze. Dies stimmt nun wieder mit der Attaque Ponsonby bei Waterloo überein, welche englische Brigade geradeso wie Brigade Bredow das französische Fußvolk durchbrach und die Batterien niederritt, um dann unter den Pallaschen Milhauds zu verbluten. Wir haben also hier gleich ein

sehr treffendes Beispiel für unsere allgemeine Behauptung, dass Nahkampf und blanke Waffe auch heute noch mörderisch wirken, wofür auch die Dorfgefechte 1870 in Bazeilles-Balan, Loigny, Villejouan, Champigny bürgen. Zugleich aber dafür, dass die Reiterei gegen Hinderlader und gezogene Geschütze in überraschendem Vorprallen das Gleiche leisten kann, wie gegen die schlechten früheren Schusswaffen, an deren geringer Tragweite sich doch die wüthendsten Sturmritte in gewissen Fällen nicht minder brachen wie an den preußischen Schützenschwärmen von 1866 und 1870. Da am 16. August 1870 die große Reiterschlacht bei Ville sur Yron bedeutende Opfer forderte, Brigade Redern und Brigade Rauch hinter Flavigny mittags sich mit französischen Schwadronen herumschlugen, weshalb erst das Feuer der anrückenden Grenadiere Picards so wuchtig wirkte, da ferner nach französischen Quellen die Abend-Attaquen der 6. Cavallerie-Division keineswegs nur vom Feuer, sondern von den heranstürzenden Geschwadern Valabrègues abgewiesen wurden, so darf man wohl annehmen, dass die große Einbuße der preußischen Reiterei an diesem, ihrem Ehrentage, nur zum geringeren Theil, mit Ausnahme der ersten Gardedragoner, durch moderne Feuerwirkung veranlasst wurde.

Indem wir diese bemerkenswerte Thatsache als allgemeine Grundlage festhalten, wollen wir den wahren Gründen nachgehen, warum die Verluste im Großen wie im Einzelnen, sowie die Erfolge der Waffengattungen selber, fortwährend schwanken. Bei Kollin 36 Procent; bei Borodino 40, bei Leuthen 19, bei Austerlitz 10; in ersteren Fällen für den Unterliegenden, im letzteren für den Sieger, Gefangene immer ungerechnet. Bei Ligny 20 Procent für die Preußen, bei Plancenoit ebensoviel binnen zwei Stunden. Bei Wörth 20 Percent für die Franzosen, bei Vionville 25 Procent für die Preußen, bei Gravelotte für beide Parteien nur 9 Procent trotz schrecklichster Einzelverluste. Sind die Verluste gestiegen, sind sie gefallen? Wer könnte nach diesen Daten daraus klug werden! Wir werden aber der Frage auf den Grund gehen und täuschen uns wohl nicht, wenn wir ihr am besten auf einem Umweg näherrücken.

Ein trefflicher Aufsatz im Decemberheft dieser Blätter (1895) von berufener Seite hat die Verpflegsumstände von 1807 klargelegt. Man durfte daraus die Lehre ziehen, dass einerseits Napoleons Intendantur technisch sehr im argen lag, dass aber andererseits durch Rührigkeit der Corpscommandanten und Einsicht des Feldherrn eine leidlich genügende Verpflegung, wenn auch nothdürftig, selbst unter so abnorm misslichen Umständen gelang. Zu ergänzendem Vergleich sind hier wohl einige Daten über Friedrichs des Großen System am Platze.

1742 hatte der König in Mähren requiriert, 1744 gieng er von Tabor bis Budweis mit nur 15tägigem Mehlvorrath vor. Beidemale mit Misserfolg. 300 Elbeschiffe besorgten 1756 den Proviant. 1757 aber bestimmten Magazine (Leitmeritz, Zittau) vollständig die Operationen. Der Bedarf an Train war so groß, dass Schwerin allein 4000 Wagen bei sich führte. Die Sorge ums tägliche Brod belastete lähmend den Geist des Feldherrn. Nach dem Rückzug von Kollin musste der König 16 Tage in Bautzen verweilen, um sein Proviantfuhrwesen zu reorganisieren, und bei der traurigen Defensivzersplitterung des Herzogs von Bevern im September 1757 wurde es maßgebend, dass zu geringer Mehltransport aus Bautzen anlangte. Ein Musketierbataillon brauchte damals täglich 140 Rationen. Aus solchen kümmerlichen Zuständen sprossen denn Anschauungen, wie als classisches Beispiel der damals von Bevern berufene Generalkriegsrath sie lehrt: man möge am besten die Armee ganz auf die Festungen vertheilen! Dieser ungeheuerliche Vorschlag fand freilich Beverns Beifall nicht; obschon er ihn aber verwarf, hat er dann selber bei Breslau scheußliche Zersplitterung verübt. Nun wäre man geneigt, das Magazinsystem für derlei Lahmheiten verantwortlich zu machen. Umgekehrt hat aber Jourdan das Requisitionssystem angeklagt, das ihn 1796 zur Zersplitterung in weite Cantonnements genöthigt habe. Wir sehen daher, dass auch über Handhabung der Verpflegung in letzter Instanz die Fähigkeit des Feldherrn selber entscheidet. Sollte dies aber nicht gleichfalls für die Taktik im allgemeinen und für die Verluste im besonderen gelten, über deren zukünftige Tragweite ein anderer sachkundiger Aufsatz im Decemberheft dieser Blätter sich verbreitete? Das leitet uns zu einer allgemeinen Betrachtung über, die in Prüfung der Verlust-Ursachen von 1870 gipfelt. Denn wie des Heeres Ernährung nicht vom Verpflegssystem abhängt, sondern von den fürsorglichen Maßregeln des Strategen zur Dislocierung der Truppen, so kann es auch keine Norm für Verluste geben als ob verbesserte Taktik und Bewaffnung hierauf einen Einfluss übten.

Im Kriegswesen gilt Ben Akibas alter Spruch: „Nichts Neues unter der Sonne." So trat z. B. Alexander der Große als taktischer Neuschöpfer auf, indem er seine macedonischen Panzerreiter durch „Dimachen" ergänzte, nämlich berittene Schützen, die je nach Bedarf zu Fuß und zu Pferde kämpften. Erfand er hiermit nicht einfach die späteren Dragoner, in deren ursprünglicher Form als berittene Flintenträger, wie sie heut noch im russischen Heere besteht und in Zukunft wieder zu Ehren kommen wird? Folgte Alexander nicht einfach dem gleichen Wunsche, wie die modernste Taktik, nach schnell beweglicher Infanterie? Der französische Oberst Dulac übte noch

beiläufig am 6. August 1870 seine Dragoner als solche „Dimachen“, indem er mit der abgesessenen Reitertruppe erst Forbach im Schussgefecht zu Fuß vertheidigte und dann wieder beritten attaquierte! Wenn man heut Jäger auf Velocipeden der Cavallerie beimischen möchte, so will man wieder dies Alte in neuer Form, so wie Gustav Adolf in die Zwischenräume seiner Schwadronen Musketiercompagnien stellte. Wie im Mittelalter kehrt man heut zur uralten Lanzenwaffe zurück, was sich freilich durch geschichtliche Vorgänge empfiehlt, da schon 1807 die berühmten Milhaud'schen Dragoner vor dem Lanzensturme der Kosaken kläglich ausrissen. — Unterscheidet sich ferner die Belagerung von Thyrus durch Alexander, wo man glühende Eisenkugeln und glühenden Sand auf weite Entfernung versandte, wirklich so sehr vom modernen Minieren und Beschießen mit Melinitbomben gegen Panzerthürme? Relativ gemessen bedeuten Archimedes und Demetrios Poliorketes für die Festungskunst nichts minderes, als moderne Ingenieurgrößen. Des letzteren „Gelepolis“ vor Rhodus glich auffallend den schwimmenden Batterien vor Gibraltar 1782. Und die Rhodier parierten dies Ungethüm damals ebenso geschickt wie die Engländer jene verfehlte Erfindung der spanischen Belagerer.

Im gleichen Sinne darf man sagen, dass die Sensen und Dreschflegel der Hussiten, die Morgensterne und Hellebarden der Schweizer, die Speere der deutschen Landsknechte oft genug die gepanzerte Adelsreiterei nicht minder übel heimschickten, als später die immerfort verbesserten Gewehre. Die Einführung des Schießpulvers hat nichts wesentliches geändert, soviel Aufhebens man davon macht, wie dies drastische Beispiel zeigt. Die englischen Bogenschützen schossen bei Crecy und Azincourt die fränkische Chevalerie geradeso vernichtend zusammen, wie 1870 die preußischen Schützenschwärme mit Hinterladerschnellfeuer. Die französische Reiterei brach sich bei Marignano und Pavia am Lanzen-Igel, bei Rocroi unter Condé aber überwand sie das mit Gewehren versehene spanische Fußvolk. Letztem Vorfall hat man in der Kriegsgeschichte eine Bedeutung beigelegt, die ihm gar nicht zukommt, als handle es sich um das altberühmte Fußvolk Gonsalvos und Albas. Einschlägige Quellen lehren, dass die spanische Soldateska schon damals ein elendes verhungertes Lumpengesindel vorstellte, das sich mit leichter Mühe überwinden ließ.

So wurde denn diese bei Rocroi zufällig obsiegende Reiterei Frankreichs bald darauf von Prinz Eugens und Marlboroughs Fußvolk fast immer abgeschlagen. Was wollen wir hiemit betonen? Dass nicht Taktik und Bewaffnung, sondern sonstige Beschaffenheit des Fußvolkes und dessen Führung darüber entscheiden, ob eine

Attaque gelingt oder nicht. Die erschütterte Infanterie von Hohenfriedberg erlag den Bayreuth-Dragonern und warf die Waffen weg, wie später die französischen Infanteriebrigaden der Revolutionszeit bei Cateau und Neresheim vor den österreichischen Reisigen. Das preußische Fußvolk bei Kolin und das russische bei Zorndorf aber wehrte sich bis aufs äußerste, obschon die siegreichen feindlichen Geschwader es bereits allerorts durchbrochen und gesprengt hatten. Ebenso das französische bei Fère Champenoise und das englisch-hannoversche bei Waterloo. Bei Aspern wies sogar ein Theil der österreichischen Landwehr die furchtbare Attaque der Geharnischten zweimal glänzend ab. Auch die russischen Vierecke bei Krasnoi und Borodino, ferner bei Wachau hielten sich zähe. Dagegen wurden die österreichischen bei Dresden gänzlich überwältigt, die russischen 1814 bei Mormant und Chateau Thierry, hielten sich auch bei Etoges viel schlechter als die preußischen. Und ebenso sind die französischen Bataillone bei Dennewitz und Möckern, in ersterer Schlacht sogar von miserabel ausgerüsteter Landwehr-Cavallerie, niedergeritten worden. Die Bewaffnung und Taktik war doch wahrlich in all diesen Schlachten die nämliche. So auch 1859, wo Edelsheim bei Magenta sogar Tirailleurlinien aufrollte, die tieferschütterte österreichische Infanterie aber noch am Abend von Solferino den todesmuthigen Anritt der Cavallerie-Divisionen Niels aushielt. 1870 vermochte das überlegene Chassepot den Sturmritt der Brigade Bredow und der 1. Gardedragoner nicht aufzuhalten, dagegen zerschellten alle französischen Attaquen ohnmächtig am Zündnadelgewehr. An Tapferkeit wie an sonstiger Beschaffenheit stand die französische Cavallerie doch der deutschen nicht nach und die Taktik der französischen Infanterie war die gleiche. Ihre Nervenschwäche und die größere Kaltblütigkeit der deutschen zugestanden, kann dies verschiedene Ergebnis in letzter Instanz doch durch die bessere Führung (rechtzeitiger Einsatz, bessere Attaquenroute) der deutschen Reiterei erklärt werden.

Um wieder in frühere Epochen zurückzugreifen: Bei Minden 1759 wurden die französischen Reitermassen von einer Minderzahl englischer Bataillone auseinandergejagt, zuerst mit Kugel, dann aber mit Bajonnett, sowie diese blanke Waffe auch bei Liegnitz die Niederlage der Loudon'schen Reiterei entschied.[1]) Aber schon bei Pharsalos trieben 2000 Triarier 7000 Pompejanische Adelsreiter in die Flucht, die doch keine Gewehre, sondern nur kurze Spieße trugen! Wohl

[1]) Die außerordentliche Einbuße der 6 englischen schwachen Bataillone (1300 Mann, etwa 30 Procent) bildet einen auffälligen Gegensatz zu der minimalen Zahl der durch Hieb und Stich verwundeten Preußen bei Floing gegen Gallifets Geschwader.

wahr, bei Cannä fielen die dicken Legionscolonnen unterm Numidischen Säbel und bei Carrhä unterm „Fernfeuer“ der Parthischen Pfeile. Doch in beiden Fällen verschuldete es nur die Führung, denn die vorzügliche keltische Reiterei vermochte den Cäsareanern nichts anzuhaben.

Die französische Cavallerie verlor bei Sedan gegen Hinterladerfeuer 50 Procent, bei Borodino und Waterloo aber 60—80 Procent, bezüglich der einzelnen engagierten Theile. Z. B. die sächsiche Reiterbrigade Thielmann mehr als die Hälfte bei ihrer kurzen Attaque auf die Rasewskischanze. Bei Krefeld 1758 büßten 10 Schwadronen Carabiniers allein 600 Mann und 60 Officiere ein, durch ein paar nahe Salven mit dem schlechten alten Gewehr. 1759 bei Minden ließen 18 Schwadronen volle 90 Officiere auf der Wahlstatt. Hingegen verloren im größten Reitergefecht der Neuzeit bei Brandy-Station (9. Juni 1863) 28.000 amerikanische Reiter auf beiden Seiten zusammen nur 3 Procent! Und doch spielten hier gezogene Geschütze und Hinterlader mit. Hierin kann also das Geheimnis nicht liegen. Vielleicht in der taktischen Fechtweise? Waren die Verluste bei Kolin und Torgau geringer, als bei Aspern, Wagram, Wachau? Nein, aber auch umgekehrt nicht größer. Die langsame dünne Linie litt also nicht minder als die schnelle tiefe Colonne, umschleiert vom Schützenschwarm. Und wo die alte und neue Taktik aufeinanderstießen, verloren die englischen Linien bei Talavera oder Waterloo nicht genau so viel wie die französischen Colonnen? Die preußische Legende fabelt immer von den französischen Tirailleuren bei Auerstädt gegen die unbehilflichen starren Linien der Preußen, die in der eigentlichen Schlacht bekanntlich nur mit gleicher Stärkeziffer fochten: warum hat denn Davout 25 Procent verloren?! Die angeblich ohnmächtig preisgegebenen Preußen schwerlich mehr an Todten und Verwundeten! 1807 ahmten die Russen schon das französische Schützensystem im Übermaß nach, wie Prinz Eugen v. Württemberg (Memoiren I) versichert: half ihnen das etwas? Sie schossen besser als die Franzosen, waren in Geschütz- und Reiterwaffe überlegen, erlitten aber bei Eylau einen kolossalen Verlust und wurden in allen Einzelgefechten geschlagen, wie denn auch ihre Übermacht bei Pultusk gegen Lannes erschöpfte munitionslose Infanterie (ohne Artillerie) nichts ausrichten konnte. Endlich wurden sie bei Friedland zertrümmert wie bei Austerlitz. Warum nicht schon bei Eylau? Weil Napoleons Strategie dort unsicher tappte wie bei Aspern, denn nur dem strategischen Erdrücktwerden entstammen die abnormen Verluste, nicht der Bewaffnung und Taktik.

Man wird vielleicht einwerfen, dass doch wenigstens an einzelnen Brennpunkten durch Hinterlader und gezogene Geschütze der Verlust stieg. Die Probe ergibt aber auch hier das Gegentheil. Die preußische Avantgarde bei Torgau, der rechte Flügel bei Kolin schmolzen in erstaunlich kurzer Zeitspanne auf eine handvoll Schlacken. 1859 bei Palestro hat ebenso das Regiment Wilhelm gelitten, wie die Brandenburger bei Vionville. 1815 bei Ligny verloren drei preußische Brigaden (Steinmetz, Krafft, Jagow) jede so viel, wie die 38. bei Mars la tour.

Wo traten denn 1870 die furchtbaren Verluste ein? Wo sich die Normale durch strategisches Stolpern verschoben hatte. Sogar am 16. August, wo Obiges für alle Truppentheile gilt, blieb der an sich so bedeutende Verlust der 6. Division unverhältnismäßig gering, wenn man ihren gewaltigen Erfolg gegen enorme Übermacht und die lange Kampfdauer bedenkt, im Vergleich zu dem größeren Verlust der 19. Division binnen kurzer Zeitspanne und ebenso der 5. Division beim ersten ungleichmäßig zersplitterten Anlauf gegen die Hochfläche. Die 24er der 6. Division fochten am Trouviller Busch gegen fünffache Übermacht drei Stunden lang mit Erfolg und bezahlten diese Großthat mit nur einem Drittel der Mannschaft. Die 11er aber am rechten und die 38. Brigade am linken Flügel büßten erfolglos, je in einer halben Stunde, 40—60 Procent ein, weil die Führung an falscher Stelle und in unrichtigem Augenblick diese Körper einsetzte. Die sofort einheitlich geführte 6. Division rannte hingegen nacheinander $7^1/_2$ Brigaden (Canrobert und Brigade Pouget) über den Haufen. Ebenso verloren die 10. Division bei Wörth, die 13. bei Colombey, die 14. bei Spicheren, die 15. bei St. Hubert und die 18. bei Verneville 20 bis 30 Procent, weil sie verfrüht und vereinzelt einer Gesammtwirkung des Gegners preisgegeben wurden. Und der außerordentliche deutsche Gesammtverlust am 18. August entstand nur durch die 29 Procent Verlust des Gardecorps, das infolge verfehlten Aufmarsches den Feind frontal bei den Hörnern packte. Hingegen kostete dem sächsischen Corps sein entscheidender Erfolg nur 8 Procent, trotz dreimaliger Dorferstürmung (St. Marie, Roncourt, St. Privat), aufreibenden Marsches und langen erbitterten Gefechts, das sogar theilweise von 6—7 Uhr im offenen Gelände zwischen Roncourt und St. Marie forttobte, während die Garde schon ihre Offensivkraft verbraucht hatte und eine lange Ausharrungspause einlegen musste. Dies kann doch lediglich so erklärt werden, dass die Sachsen entsprechend und richtig befehligt wurden. Noch lehrreicher scheint es, dass am 18. August und am 1. September sich die Verluste am Hauptbrennpunkt im Centrum genau die Wage hielten.

Das I. und II. bayrische Corps bei Bazeilles-Balan verloren zusammen nicht weniger als das IX. und III. vor Amanweiler. Das II. bayrische und das III. Corps sollten in beiden Fällen die Reserve bilden; letzteres kam nicht zu wahrem Eingreifen, ersteres mit der 3. Division umsomehr. Ob also das IX. allein vielmehr verlor als das I. bayrische, kommt für diese Rechnung nicht in Betracht und ist eine bloße Zufälligkeit, weil es sein Reservecorps nicht verwendete und zwar wiederum wegen rein strategischer Fehler im Aufmarsch. Jedenfalls fand bei Bazeilles und Amanweiler ein einigermaßen normales Gefecht statt und deshalb verlor auch der französische Gegner nur ungefähr ebensoviel (über 4000 Mann) in beiden Fällen, als der Angreifer. Auf den minder normalen Theilen der Schlachtlinie trat hingegen das Umgekehrte ein: Am 18. August verloren die deutschen Flügeln weit mehr als der Feind wegen ihrer strategischen Verstrickung in ungünstige Gefechtslagen, am 1. September hingegen verloren die Franzosen von Floing bis Lamoncelle das Doppelte trotz guter taktischer Stellung, weil die Strategie hier ein Kreuzfeuer der Deutschen gestattete.

Man könnte nun vielleicht annehmen, dass an diesen französischen Verlusten durchweg die überlegene deutsche Artillerie den Löwenantheil trug. Und zwar überlegen in einer Weise, wie es bisher noch niemals gegen einen tüchtigen Feind zur Erscheinung kam, nämlich an Zahl nicht nur, sondern vor allem an Material. Hätte also die Waffentechnik einen bestimmenden Einfluss, so wäre die französische Artillerie allerorts hilflos gewesen. In der That stellt die Legende es auch so hin, es widerspricht dies aber den wirklichen Vorgängen. Bei Wörth hielt die französische Artillerie sowohl die vorspringenden Bergnasen der Fröschweiler Weinberge als den Nordrand des Niederwaldes unter ein so verheerendes Feuer, dass die preußische Offensive stockte, trotzdem die 168 Geschütze des V. und XI. Corps im bloßen Geschützduell bereits obgesiegt hatten. Bei Gravelotte bestrichen die Mitrailleusen bis zuletzt siegreich den Engweg und die Hochfläche, trotzdem die an Zahl weit überlegene (150 gegen 90) große Batterielinie der I. Armee auf 3000 Schritt mit größter Präcision schoss und nach Frossarts eigener Angabe gleich anfangs die Mitrailleusen bei Point du Jour zum Abfahren zwang. Bei Amanweiler und St. Privat wurde die Artillerie des Vertheidigers, obschon von 180 Geschützen am Bois de la Cusse und zuletzt 260 gegen St. Privat vereint niedergekämpft, dennoch nicht wirklich gedämpft, sondern sparte ihre letzte Feuerkraft nur gegen den Infanteriesturm auf. Noch zuletzt deckten ein paar Batterien unter Colonel Montluisant den Rückzug am Wald von Jaumont, wobei zu beachten, dass

Canrobert überhaupt nur 78 Geschütze besaß. Bei Rezonville wirkte die Gardeartillerie Bourbakis erfolgreich und ausdauernd bis zuletzt; wesentlich an ihr brach sich die abendliche Offensive. Mars la Tour schossen die Batterien der Division Grenier auf 2500 Schritt in Brand; die Gruppe des Major Körber auf der Chaussee vor Tronville wurde sogar in der Flanke auf weite Distanz beschossen, was auch am 18. gegen die holsteinische Artillerie bei Verneville mit schrägem Schusse gelang. Bei Sedan fasste die große Batterie bei Floing auf eine halbe Meile die preußische Cavalleriedivision Prinz Albrecht mit wohlgezielten Granaten und harrte muthig aus, obschon von Frénois her im Rücken gepackt. Ohne die mächtige Geschützfront des XI. Corps verscheuchen zu können, demontierte sie doch drei Geschütze derselben. Auch Ducrots Batteriestellungen bei Gaybes blieben unerschüttert bis zuletzt; eine ihrer ersten Granaten zerriss den Commandeur der Gardecorpsartillerie. Auch anerkennt man deutscherseits, dass die Artillerie Lebruns bei Lamoncelle den Rückzug in stetem Stellungswechsel nach Kräften deckte. Erst wo das Kreuzfeuer wirkte, bei Illy, wurde jeder Widerstand zermalmt; so auch zuletzt bei Fröschweiler, wo die 48 Reservestücke Mac Mahons nach dem dritten Schuss vor 102 Deutschen das Weite suchten. Woher also stammen die schrecklichen Ausnahmeverluste der Franzosen bei Fröschweiler und Illy, übrigens auch am Mittag des 16. August? Aus dem Ergebnis strategischer Maßnahmen, nicht aus taktischen Gründen. Wenn zwei Batterien des XI. Corps bei Fröschweiler kühn über die Schützenlinien vorgiengen, den Feind allein in Respect hielten und sich sogar stehenbleibender Mitrailleusen bemächtigten, so ermöglichte eben nur die strategische Schlusslage solche Großthat. Denn als am Abend drei frische Batterien von der 16. Division des VIII. Corps soeben eingetroffen, gegen Rezonville vorbrachen, gedeckt vom noch ziemlich intacten 12. Regiment, mussten sie eilig umkehren; ebenso etwa zehn Batterien, die beim letzten Vorstoß Friedrich Karls sich gegen die müden Franzosen in Bewegung setzten, welche auch den Anritt der 6. Cavallerie-Division verlustreich abschlugen. Die Einzelerfolge deutscher Artillerie und Cavallerie kamen also regelmäßig nur aufs Conto der Führung in besonderen Fällen. Sogar der schneidige Sturmritt der Brigade Colomb bei Poupry gegen die erschütterten Milizen der Division Peytavin drang nur anfangs durch und die heldenmüthige bayerische Artillerie musste bei Loigny und Beaugency aufprotzen und zurückgehen. Bei Elsasshausen, Mars la Tour (oldenburgische Batterie Lancelle), Coulmiers, Villepion (Batterie Leopold von Bayern), Sapignies (Vorgefecht von Bapaume) haben deutsche Batterien allerdings durch Kartätschenfeuer auf 150—300

Schritt feindliche Schützenschwärme abgelehnt; bei Verneville aber und Beaume haben die Franzosen deutsche Geschütze weggenommen, trotz aufopfernder Gegenwehr der Infanteriebedeckung. Wenn bei Givonne (Sedan) 10 französische Geschütze von den Gardefüsilieren erbeutet wurden, ehe sie, tollkühn ohne Bedeckung vorfahrend, zum Abprotzen kamen, so beweist dieser Ausnahmefall doch auch nur, dass selbst kühnste Schneidigkeit bei der französischen Artillerie mit der deutschen wetteiferte. Und wenn am 17. abends die deutschen Stäbe der I. Armee auf der Beobachtungshöhe bei Gravelotte von Mitrailleusengeschossen verscheucht wurden, so ließ also die Treffsicherheit der französischen Artillerie auch wenig zu wünschen übrig.

Bei Sedan verschossen die Garde 6000, die Sachsen 7300, die bayrische Geschützmasse bei Frénois 4—5000 Granaten. Die entscheidende Wirkung aber kam nur von den rund 200 Geschützen auf der Nordfront, obschon das XI. Corps Munitionsmangel hatte, das V. einen Theil seiner Artillerie nicht ins Feuer brachte und die Garde nur theilweise überquer nach Illy schoss. Das heißt: Wo die strategische Lage für den Feind unrettbar wurde, ward sie taktisch verhängnisvoll und schuf zermalmende Verluste. Bei Vionville verfeuerten 220 deutsche Geschütze 21.000 Granaten. Die Wirkung war aber nach Mittag nur eine hinhaltende; die nirgends einheitlich verwendete und mehrfach abgelöste, daher numerisch nicht überlegene Artillerie Bazaines behauptete sich wenigstens an allen Punkten. Am 18. August verfeuerten die Hessen-Darmstädter pro Geschütz 150 Schuss, die Holsteiner eher mehr als weniger, also zusammen das IX. Corps 12—14.000 Schuss. Dazu später die brandenburgische Artillerie gegen La Folie. Die Garde verfeuerte sich gleichfalls, unterstützt von 180 Geschützen des XII. und X. Corps. Und die Wirkung bei dieser beispiellosen Geschossverschwendung? Im Verhältnis zu Sedan eine minimale, trotzdem rund 500 deutsche gegen 200 französische auf dieser Linie feuerten, während bei Sedan die numerische Übermacht nichts weniger als erdrückend war. (Im ganzen 630 anwesende deutsche Geschütze, von denen aber nur 456 gleichzeitig feuerten, gegen 430 französische.) Dies große Beispiel dürfte also zur Genüge lehren, dass die taktische Ausnützung einer Waffe lediglich von der strategischen Lage, in welcher die taktische Entscheidung fällt, abhängt. Wo erlitt denn die deutsche Artillerie ihre herben berühmten Verluste? Natürlich bei Verneville; ferner die brandenburgische und hannoversche Corpsartillerie und die exponierte der 5. Division am 16. August (III. Corps 270, X. Corps 235 Artilleristen Verlust); die bayrische bei Loigny und besonders bei Beaugency, also überall, wo eine sehr ungünstige Gefechtslage durch strategische

Übelstände reifte. In gleichem Sinne kann man noch das Artillerieregiment Scharnhorst bei Beaune (58 Mann) nennen und besonders die Corpsartillerie des VII. Corps bei Gravelotte (80, im ganzen 113 Mann) infolge des bekannten Steinmetz'schen Vorbrechens durch den Engweg, während das hievon nicht mitbetroffene VIII. Corps nur 46 Artilleristen verlor, hingegen seine paar am 16. mitwirkenden Batterien 50 wegen ihres isolierten Vorbrechens. Auch der Verlust der Gardeartillerie bei St. Privat wuchs ins Größte: im ganzen 202 Mann, weil sie ihr unvorsichtig und zu früh eingesetztes Fußvolk entlasten musste. Rechnet man 52 Artilleristen des III. und 407 des IX. dazu, sowie 25 des X. Corps, so büßten die deutschen Batterien im Ganzen auf dieser Linie 686 Mann ein, wovon 609 auf 174 Geschütze. Das entscheidende sächsiche Corps hingegen, dessen Artillerie dem Feind den größten Schaden that, beklagte die lächerlich geringe Summe von 37 Artilleristen. Dagegen verlor es bei Sedan 108, weil seine Avantgarde isoliert angriff und hiedurch eine missliche Lage geschaffen wurde, trotzdem die gegenüberstehende französische Geschützlinie zugleich von den Bayern beschäftigt wurde. Die Garde hingegen, deren Geschütze so Ungeheures wirkten, verlor noch nicht ein Viertel (50) seiner Artillerieeinbuße bei St. Privat! Das XI. Corps verlor dort 135, das I. bayrische 86 Artilleristen. Beide, weil hier die Gefährdung der strategischen Lage durch Möglichkeit des Durchbruchs lag und weil beide Corps auf ihrem Schlachtfeld anfangs isoliert fochten, das XI. Corps auch bei seinem waghalsigen Bogenmarsch erst nacheinander und vereinzelt in Action trat. Dagegen verlor seine Artillerie bei Wörth nur 67 Mann, die V. auch nur 82, weil beide ihre Batterien insgesammt zugleich ins Feuer brachten, überhöhend und gedeckt durch die Sauer ihr numerisches Übergewicht (168 gegen anfangs nur 60 Stück Divisionsgeschütze Mac Mahons) concentrisch ausnützend. Dies könnte man ja wohl ein rein taktisches Moment nennen, ermöglicht wurde es aber nur durch die vortheilhafte strategische Lage des XI. Corps, das mittags einheitlich in Masse flankierte.

Bei Wagram verloren 60 Gardegeschütze 476 Mann. Wie enorm dieser Verlust, ermesse man daraus, dass bei Drouots 36 Geschützen drei Conscribierten-Compagnien der Gardefuß-Artillerie nur 420 Mann zählten, die anderen Compagnien nur je 84 Mann. Sie verfeuerten allein 15.000 Schuss. Sowohl ihre Leistung als ihr Verlust überstieg daher die des IX. Corps bei Verneville (84 Geschütze) relativ noch sehr bedeutend: 250 Schuss pro Geschütz. Bei Borodino verloren 24 Geschütze Drouots etwa 150 Mann. Die Gardeartillerie (60 Stück) verfeuerte 6750 Schuss, relativ viel mehr als die preußische (90 Stück)

bei Sedan. Im Ganzen etwa 500 französische Geschütze brauchten 45—60.000 Schuss und behielten 72.000 Schuss in Reserve, während die deutsche Artillerie am 16. August 1870 abends totalen Munitionsmangel meldete.[1])

Nun verloren aber 130.000 Österreicher bei Wagram 20—25.000 Todte und Verwundete, 115.000 Russen bei Borodino 40—50.000; dagegen 130.000 Franzosen bei Vionville 17.000 und 115.000 bei Sedan wiederum 17.000. Der Verlust des Unterliegenden war also in den früheren Fällen entweder um ein starkes Drittel oder sogar zwei bis dreimal größer. Und da das minderwertige Kleingewehr jener Epoche natürlich gar keinen Vergleich mit der Zerstörungkunst des Hinterladers aushält, so hat die napoleonische Artillerie demnach viel mörderischer gewirkt als die gezogenen Geschütze und verbesserten Sprenggeschosse von 1870! Dies befremdliche Ereignis gibt sehr zu denken und bekräftigt jedenfalls unsere These, dass die Verluste nicht von der Waffentechnik bestimmt werden. Dies bestätigt auch Solferino: 138.000 Verbündete verloren mehr (17.200), als eine ähnliche Zahl Franzosen bei Vionville, 130.000 Österreicher mehr als Bazaine bei Gravelotte.

Die außerordentliche Einbuße der Garde-Artillerie bei Wagram trat in einer entscheidenden Krisis ein, welche wiederum durch Maßregeln der höchsten Führung — Massenas und Bernadottes ungleichmäßigen Vorstoß — verschuldet war. Die Riesenbatterie der 100 Kanonen Lauristons erzielte aber einen Erfolg, wie ihn die vervollkommnete moderne Artillerie nicht aufzuweisen hat, denn sie rettete den Tag und entschied zugleich den Sieg. Auch die Leistung Drouots bei Hanau und Craonne ist nie erreicht worden, trotz aller neuen Verbesserungen in Material und Bewegungsschnelligkeit. Bei Friedland gieng der geniale Senarmont mit 30 Geschützen bis auf 100 Toisen heran (nach dessen eigener Angabe im Rapport, abgedruckt in dem interessanten Sammelwerk „Les Grands Artilleurs“ von Girod de l'Ain 1895), verlor 56 Mann und verschoss 2500 Kartätschen, deren entsetzliche Wirkung die Schlacht entschied. Sein Verlust durch das feindliche Kleingewehr in seiner exponierten Lage war also relativ viel größer, als ihn 1870 preußische Batterien in längerem Zeitraum durch das weittragende Chassepot erlitten. (Bei Beaune 70 hannoversche Geschütze nur ebensoviel, so dass bei den Deutschen 1870 durchschnittlich überhaupt 1—4, bei den Franzosen in den ge-

[1]) Beiläufig geben die Franzosen für den 16. den Verlust ihrer Artillerie-Reserve (96 Geschütze) auf 111 Mann an, verhältnismäßig geringer als den der Deutschen.

nannten Napoleonsschlachten 2—8 Mann Verlust pro Geschütz herauskommen.) Es scheint nach solchen Thatsachen unnöthig, nochmals zu betonen, dass der Verlust sich durch die Fortschritte der Bewaffnung nicht gesteigert hat, ebensowenig die Erfolgwirkung selber, welche vielmehr durchweg nur von allgemeiner Handhabung durch den Feldherrn abhängt. Ohne die von Napoleon strategisch geschaffene Lage bei Friedland hätte auch Senarmonts taktische Meisterschaft wenig gefruchtet. Grade deshalb haben wir bei unserer Betrachtung hauptsächlich die Hilfswaffen berücksichtigt, weil hier nicht angebliche Einflüsse der taktischen Fechtweise das klare Bild verwirren und die reine Waffenwirkung geprüft werden kann. Bei Aspern schmolz die gesammte französische Reiterei auf ein Drittel, um durch aufopfernde Attaqnen die strategische Ungunst des Aufmarsches, an den Strom geklemmt, auszugleichen. Bei Wagram wird als größter Einzelverlust der des 8. und 12. Kürassier-Regiments angegeben, bei Bessières gescheiterter Attaque gegen die Artillerie des Corps Liechtenstein: 220 Mann. Das ist freilich bei der Stärke dieser Kürassier-Regimenter nur sehr mäßig (10 Procent) und bleibt weit hinter sonstigen Procentsätzen der Cavallerieverluste zurück, trotz äußerst ungünstiger taktischer Lage Bessières. Warum? Weil die sonstige Feldherrnleitung bei Wagram ein stetes Ineinandergreifen und gegenseitiges Entlasten der Einzelkörper und der Waffengattungen verbürgte, wodurch die Isolierungs-Verluste aufhörten. Als sie vorübergehend bei Macdonalds Colonne nöthig wurden, gieng der Verlust auch gleich ins Ungeheure, aus 8 Bataillonen soll man später nur eins formieren gekonnt haben, was jedenfalls, selbst bezüglich der Zeitdauer, jeden modernsten Verlust durch Hinterlader und Shrapnel hinter sich ließ.

Bei Plewna büßten die Russen 23 Procent ein, d. h. 6 Procent weniger als die Garde bei St. Privat, trotzdem sie von 12 bis 7 Uhr (die Garde bei St. Privat nur zwei Stunden) hartnäckig um die türkischen Schanzen rangen und der Sturm Skobeleffs allein $1^1/_2$ Stunden währte, trotzdem sie mit minderwertigem, altem Gewehr gegen Etagenfeuer von Hinterladern und zwar geschlossen in Compagnie-Colonnen stürmten. Dieser Unterschied des Verlustes erklärt sich einfach durch die bessere Leitung des Angriffes, obschon sogar die Artillerievorbereitung gar keine durchschlagende Wirkung gethan hatte, gleichzeitig und mit stetem Zufließen der Hintertreffen. Auch hier also gaben nicht Bewaffnung und taktische Fechtweise, sondern Führung und Plan („große“ Taktik und strategische Anlage) den Ausschlag bezüglich der Verluste.

Um nochmals festzustellen, dass die Steigerung des Fern- und Schnellfeuers den Verlust **nicht** erhöht hat, Schlussbeispiele: das York'sche Corps von 21.000 Mann verlor etwa 6000 Mann bei Möckern binnen **zwei** Stunden, das Brandenburgische Corps von 23.000 Mann rund 7000 bei Vionville binnen **zwölf** Stunden. Wiederum aber sei betont, dass York den Feind frontal packte, Alvensleben hingegen anfangs glänzend flankierte. Bei Magenta und Solferino war der österreichische Verlust relativ und im einzelnen nicht geringer als bei Vionville. Bei Melegnano verloren die Franzosen binnen zwei Stunden 15 Procent. Der preußische Officiersverlust bei Düppel war relativ größer gegen schlechteste Waffen, als bei Vionville. Division Fransecky litt im Wald von Maslowed, wo sie meist **gedeckt** focht, relativ mehr, als die 15. und 18. Division bei ihren Frontalstößen auf flachem Gelände am 18. August 1870. Der ungeheuere Verlust der österreichischen Reservecorps bei Chlum und Rosberitz aber lag nur darin begründet, dass sie verspätet und daher unzusammenhängend die Offensive ergriffen. Sie erlagen der strategischen Keilstellung der Garde.

Selbst bei Stürmen gegen Festungen und Forts hieng der Verlust von der Führung ab. Die musterhaft geleitete Erstürmung von Schweidnitz, dessen langwierige Belagerung nachher 1762 den Preußen über 3000 Mann kostete, erkaufte Loudon nur mit Verlust von 1637 Mann (inclusive 102 Russen). Dagegen verlor Wellington beim Sturm auf Badajos binnen weniger **Nacht**stunden 3500 von 18.000 mit vorherigen Stürmen sogar 5000, bei San Sebastian zuletzt 2500 (im ganzen 4000), bei Ciudad Rodrigo 1300 (Napier II 345), auch vor Burgos ließ er 2000 Mann, trotzdem diese kleinen, zum Theil sturmfreien Festungen nur vom Heldensinne der Vertheidiger gehalten wurden.

Suhet kostete die Eroberung von Tarragona 4—5000 Mann. Dagegen verloren die Deutschen vor Metz an Todten und Blessierten nur 5800 Mann, kaum $^1/_2$ Procent der nacheinander dort verwendeten Massen. Die Erstürmung der Schanzen von Clamart am 19. September und des Mont Mesly am 30. November kostete nur 300—400 Mann, trotz der weittragenden 24-Pfünder der Pariser Forts. Auch die Einnahme vorbereiteter Stellungen war früher unverhältnismäßig blutiger, als bei Gravelotte und selbst bei Wörth. Merkwürdigerweise wird die große Schlacht bei Bautzen nie besonders beachtet, wo 120.000 Franzosen 96.000 (wahrscheinlich 100.000) Verbündete angriffen. Erstere verloren sicher 18—25.000, letztere 12—18.000 (Beide Theile logen natürlich, auch Plotho ist nicht verlässlich.) Also je 15—20 oder 12—16 Procent. Bei Torgau aber ver-

loren 45.000 Preußen und 52.000 Österreicher je 25 Procent Todte und Blessierte. (Beiläufig die Preußen bei Lützen 1813 ebensoviel, 8000 von 30.000, als sie die vier Dörfer angegriffen.) In allen diesen Fällen rächten sich einfach die „attaques isolées et précipitées", welche Napoleon mit Recht bezüglich Torgau tadelte, sich aber selbst bei Bautzen nicht davon freimachte, da Ney hier geradeso wie Zieten dort keinen Einklang mit der Hauptmacht in der Front erzielte. Dass sich Moltke auf diese gründlich verfahrene Schlacht berief, um seine Methode zu illustrieren, wundert uns ein wenig.

So möchten wir denn als Motto unserer ganzen Untersuchung den goldenen Satz Rüstows (Geschichte des Krimkriegs p. 353) citieren, dieses originellen Denkers, dem es an divinatorischen Eingebungen nicht gebrach, obschon er sie selten methodisch durchführte: „Wenn die Engländer an der Alma, welche nachmittags 2 Uhr mit Miniébüchsen frontal Mentschikof gegenüberstanden, statt dessen vormittags 10 Uhr mit dem alten Kuhfuß in seiner Flanke gestanden hätten — würde Mentschikof dann in Seelenruhe abmarschiert sein und die ruhmreiche Vertheidigung Sebastopols vorbereitet haben?!" Gewiss nicht, antworten wir, sondern die Russen hätten dann nicht nur eine gründliche Niederlage, sondern auch einen viel größeren Verlust erlitten, als in jener kunstlosen Frontalrauferei. Noch greller trat dies später beim Sturm auf Redan und Malakof hervor, wo die weit überlegene Schießkraft der Briten sie nicht davor schützte, mit entsetzlichem Verlust zu scheitern, ohne dass sie den Russen irgendwie Verluste zufügten, während die minderwerthig bewaffnetem Franzosen ihren Willen durchsetzten und den Russen mehr Leute außer Gefecht setzten, als sie selber bei ihrem opfervollen Sturmlauf einbüßten. Bei Dennewitz zertrümmerten 45.000 Preußen, meist Landwehren, 75.000 napoleonische Streiter; bei Wörth erlagen 45.000 französische Veteranen in wunderbarer Stellung mit dem Chassepot in der Hand etwa 65.000 Deutschen, von denen nur 45.000 den eigentlichen Strauß durchfochten. Die Tapferkeit des Unterliegenden war in beiden Fällen über allem Zweifel erhaben, seine Bewaffnung (bei Dennewitz anfangs doppelt überlegenes Geschütz) eine bessere, und dennoch ein so verschiedenes Los der Minderzahl? Wer wird wohl eine andere Lösung des Räthsels finden, als wieder und immer wieder die höhere Führung und weiter nichts?

Sind die österreichischen Soldaten von 1796, deren Bravheit sogar ein Lob aus Bonapartes Mund erhielt, der bekanntlich auch für Austerlitz im „Moniteur" einen beißenden Vergleich der Österreicher mit den Russen anstellte und über den österreichischen

Heldenmuth bei Aspern und Wagram sich gegen Murat begeistert äußerte — sind diese braven Soldaten vielleicht in Taktik und Bewaffnung nicht jener verhungerten Räuberbande gewachsen gewesen, die unterm größten Strategen aller Zeiten widerwillig ins Feld rückten? Hatten die Franzosen sich 1870, was von Kunz und Keim insbesondere für Wörth erörtert wurde, die passende Fechtweise des Hinterladers besser zu eigen gemacht als die Deutschen? Haben die grünen Milizen Gambettas an der Loire nicht dem deutschen siegverwöhnten Veteranenheer Beklemmungen verursacht, die man deutscherseits fälschlich einer erdrückenden Übermacht zuschreibt, während sie der überraschenden und energischen Offensivstrategie Chanzys entsprangen? Es ist unrichtig, dass die über jedes Lob erhabenen Mobilgarden Crouzots bei Beaune vor der deutschen Taktik zusammenbrachen. Das heroische X. Corps wäre dennoch völlig durchbrochen worden, wie Voigts-Rhetz es schon befürchtete, wenn das XV. Corps dem Offensivbefehl Gambettas gegen Pithiviers nachgekommen wäre und so die Unterstützung der Brandenburger lahmgelegt hätte: der Fehlschlag bei Beaune wurzelt also in strategischer Stümperei und ohne das Flankenfeuer der anlangenden Brandenburger konnte der Verlust Crouzots nie solche Höhe erreichen, wie Scherff und Hoenig (wohl übertrieben) ihn beziffern. Wodurch entstanden denn die herben Verluste Ducrots bei Champigny und am 19. Jänner? Beidesmal durch ungenügende strategische Vorbereitung, die ein gleichzeitiges Einsetzen des Durchbruchsversuchs vereitelte. Und sind denn endlich die Schlachtverluste überhaupt maßgebend für die Gesammteinbuße? Die nachfolgenden, durch Strapazen, Mangel, innere Lockerung summieren sich viel ärger. Dem Strategen bildet die Schlacht nur das Mittel, um den Feind in schlechte ökonomische oder taktisch-strategische Geländeschwierigkeiten hineinzudrängen. Dies schwebte Napoleon bei Craonne-Laon vor, wo er Blücher in dem ausgesogenen Nordwinkel mattsetzte, was auch trotz taktischen Scheiterns im Grunde auf Wochen gelungen ist. Man trachte also am ersten nach den geistigen Potenzen im Kriege, alles andere wird sich von selber regeln. Schlechte Taktik und Bewaffnung, gute Strategie: endlicher Sieg! Gute Taktik und Bewaffnung, schlechte Strategie: endliche Niederlage und hiermit auch allemal größerer Verlust.

Zum Vortrag des Dienst-Reglements I. Theil in den Truppenschulen des k. u. k. Heeres.

„Die wechselseitige Unterstützung der Kriegsgefährten in allen Lebenslagen ist ein Gebot des Gemeingeistes und der Einigkeit.“ (§ 5, P. 25.)

„Der Schutz und die Vertheidigung der Fahnen, Vorgesetzten und Höheren, die Unterstützung bedrohter Kameraden, besonders im Augenblicke der höchsten Gefahr sind Pflichten, deren Verabsäumung nicht nur dem einzelnen Krieger zur Schande gereicht, sondern auch den guten Ruf einer ganzen Truppe schädigt.“ (§ 6, P. 32.) — Zur Illustration dieser Reglementpunkte möge nachstehende, bisher unveröffentlichte Episode aus den Kriegsbegebenheiten des unglücklichen Jahres 1866 (Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866) dienen.

Das Infanterie-Regiment Nr. 80 hatte bei der Vorrückung auf Masloved den Befehl erhalten, diesen Ort rechts zu umgehen und einen Offensivstoß gegen den vom Feind stark besetzten Swipwald auszuführen. Der vom 1. Bataillon in Divisionsmassen ausgeführte Angriff scheiterte jedoch an der verheerenden Feuerwirkung des gut gedeckten Gegners, welcher die Angriffscolonne und das im zweiten Treffen befindliche 2. und 3. Bataillon des Regiments durch sein Feuer überdies flankierte. Der Commandant des 1. Bataillons, zwei Compagnie-Commandanten waren gefallen, mehrere Officiere schwer oder leicht verwundet. Bei dem infolge dessen anbefohlenen Rückzuge des Regiments geriethen die Abtheilungen durch das Massen-Verfolgungsfeuer des Gegners, durch, die rechte Flanke bedrohende feindliche Cavallerie- und Infanterieabtheilungen, dann durch den grundlosen, vom Regen aufgeweichten Boden und die zahlreich vorhandenen tiefen und breiten Gräben in Unordnung. — Hauptmann Petvaidić, Commandant der 7. Compagnie, hatte mit etwa 60 Freiwilligen aus dem Stande des ganzen Regiments die schwierige Aufgabe übernommen, den Rückzug desselben zu decken und zu diesem Zwecke den auf Sendracic führenden Hohlweg besetzt. Nach heftiger Gegenwehr, und nachdem es gelungen war, die Abtheilungsverbände wieder herzustellen, musste sich auch die kleine, aber tapfere Schar infolge des immer fühlbarer werdenden feindlichen Druckes auf die eigene

Rückzugslinie kämpfend zurückziehen. Unterlieutenant Kappeller war schwer verwundet worden und als Hauptmann Petvaidić, als leuchtendes Vorbild eines furchtlosen und standhaften Soldaten überall eingreifend, mit der Durchführung des Rückmarsches beschäftigt war, wurde derselbe an beiden Füßen schwer verwundet. Der Feind überschüttete die ihres Commandanten beraubte Nachhut des Regiments; trotzdem brachten der Feldwebel Stochiero, der Gefreite Mayerl und der Gemeine (Infanterist) Bellini der 7., der Cadet-Corporal Völk der 12. und der Cadet Kölbinger der 17. Compagnie ihren verwundeten Hauptmann mit Aufbietung aller ihrer Kräfte aus dem Bereiche des feindlichen Feuers auf den Hilfsplatz und retteten ihn so vor der Gefangenschaft, während der bereits mit den silbernen Tapferkeits-Medaillen 1. und 2. Classe ausgezeichnete Feldwebel Eduard Kalab der 14. Compagnie, im Vereine mit dem Führer Girotto der 12. Compagnie, dann den Gemeinen (Infanteristen) Schneider der 14., Schmidt der 2., Hermann der 7., Jansky der 14., Eschenbach der 8., Savestrini der 3., Debiasi der 10., Saucin der 17. Compagnie durch ihr wohlgezieltes Schnellfeuer den Gegner im ungestümen Vordringen aufhielten, bis die Bergung des Hauptmanns Petdvaidić gelungen war.

„Versprengte haben sich der nächsten Truppe anzuschließen und bei deren Commandanten zu melden." (§ 6, P. 38.) — Zur Illustration dieser Reglementsbestimmung diene nachstehende Episode aus den Kriegsbegebenheiten des Jahres 1864:

Corporal Eduard Schmidt der 2. Compagnie des Infanterie-Regiments Nr. 80, am 3. Februar von einem Dienstgange nach Rendsburg zurückkehrend, konnte sein Regiment nicht mehr erreichen, schloss sich daher freiwillig dem im Gefechte stehenden 1. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 30 (damals Baron Martini) an und kämpfte während des Angriffes und bei Erstürmung des Königsberges mit hervorragender Tapferkeit.

Am 23. Februar wurde diesem Unterofficier für sein sehr tapferes Betragen bei Erstürmung des Königsberges (3. Februar 1864) die silberne Tapferkeits-Medaille 1. Classe verliehen und in der Brigadestabs-Station Simerstaedt von Sr. Excellenz dem Herrn Corps-Commandanten, FML. Baron Gablenz, eigenhändig an die Brust geheftet. Damit diesem ausgezeichneten, braven Corporal auch von Seite des Regiments eine Anerkennung zutheil werde, hat der Regiments-Commandant, Oberst Graf Auersperg, denselben zum Feldwebel befördert.

***E.

Zur Geschichte der k. k. Landwehr.

In einer Kundmachung der k. k. Landesregierung de dato Wien, am 5. Jänner 1810 wurde nachstehender, mit Hofkanzlei-Decret vom 23. December 1809 herabgelangter Allerhöchster Armee-Befehl rücksichtlich der in ihre Heimat abrückenden Landwehr-Bataillone allgemein bekannt gemacht.

Armee-Befehl.

„In dem nun geendigten Kriege, wo sich Meine Armee, ungeachtet so vieler widriger Ereignisse, mit Ruhm bedeckt hat, wofür Ich ihr Meinen und des Vaterlandes Dank schon zu erkennen gab, habt ihr brave Landwehrmänner Meiner getreuen Provinzen im Glück und Unglück Gefahren und Ruhm mit der Armee getheilt, euch gebürt daher gleicher Dank. — Ich verkannte es nicht, dass der schnelle Gang der Ereignisse, der bald nach dem Ausbruche des Krieges an mehreren Punkten erfolgte feindliche Einfall, und andere widrige Umstände euch vor der gänzlichen Ausbildung in das Feld gerufen und Mein unablässiges Bestreben, für euere Bedürfnisse zu sorgen, nicht selten vereitelt haben, um so höher schätzte Ich euer Verdienst und sah mit Rührung euere unerschütterliche Standhaftigkeit und eueren vortrefflichen werkthätigen Willen. — Der Friede erlaubt es Mir nun, euch tapfere Vertheidiger des Vaterlandes in den Schoß euerer Familien, und zu eueren häuslichen Beschäftigungen zurückkehren zu lassen; dort erwarten euch die dankbaren Gefühle euerer Angehörigen und euerer Gemeinden. Das Vaterland achtet euch, ihr habt euch im Kriege Ehre erworben. Lasst euch durch das Ehr- und Pflichtgefühl, was euch so ausgezeichnet beseelte, nun auch bei eueren friedlichen Verrichtungen leiten; vereinbart die Tugend des guten, rechtlich betriebsamen Mannes mit jener des braven Kriegers und ihr werdet in der Zeit der Ruhe wesentlich beitragen, die dem Vaterlande geschlagenen Wunden zu heilen, die ihr als Streiter, so viel an euch lag, abzuwenden beflissen waret. Mehrere Bataillone der böhmischen, mährischen und innerösterreichischen Landwehr, sowie die gesammten Bataillone Meiner Residenzstadt haben selbst im Aus-

lande gefochten. — Die Geschichte wird diese hohen Züge von Patriotismus verewigen. — Nicht allen von euch, die ihr als Landwehrmänner tapfer gefochten habt, kann Ich mehr Meine Zufriedenheit und Erkenntlichkeit bezeugen, da einige Bataillone durch die mit dem Frieden verbundenen Länder-Abtretungen Bestandtheile der österreichischen Monarchie zu sein aufgehört haben. — Das Bewusstsein, ihre Pflicht, so lange sie Glieder des Staates waren, getreulich erfüllt zu haben, wird sie lohnen und was sie für den Staat gethan haben, bleibt meinem Herzen tief eingeprägt." Franz.

Aus den Jugendjahren Maria Theresias.

(Zum Geburtstage der großen Kaiserin.)

Die ehernen Zungen der Glocken des Stephansdoms verkündeten am Morgen des 13. Mai 1717 der Kaiserstadt die Geburt einer Tochter Kaiser Carl VI., welche in der am Abend desselben Tages stattgehabten Taufe die Namen Maria Theresia erhielt.

Mit getheilten Empfindungen ward die Geburt einer Erzherzogin begrüßt, da man mit Sehnsucht einen Ersatz für den Thronerben, den Erzherzog Leopold erwartet hatte, den einzigen Sohn des Kaiserpaares, der im zartesten Kindesalter aus dem Leben geschieden war.[1])

Die kaiserliche Mutter Elisabeth Christine aus dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel zählte damals erst fünfundzwanzig Jahre und war noch so schön, dass Lady Montague, welche den Kaiserhof im Jahre 1716 besucht hatte, von ihr schrieb: „Je fus charmé de l'Imperatrice. Ses traits ne sont cependant pas réguliers; elle a les yeux petits, mais vifs et pleins de douceur ; le plus beau teint du monde; le nez et le front bien fait, sa bouche a mille charmes, son sourire est enchanteur ; ses cheveux sont très beaux, son air, sa taille, toute sa personne au dessus de tous les éloges ; il faudrait pour leur rendre justice emprunter le langage de la poésie. Imaginez la majesté de Junon, les graces de Venus et vous n'en aurez encore qu'une idée imparfaite. Les proportions de la Venus Medicis ne sont ni plus justes, ni plus admirables. Rien n'égale la beauté de sa gorge et ses mains. Je ne croyais pas, avant d'avoir vu celles-ci que la nature en eut produit jamais de si parfaites.“[2])

Diesen äußeren Vorzügen der kaiserlichen Gemahlin entsprachen die glänzenden Eigenschaften des Geistes und Gemüthes: Scharfblick, Menschenkenntnis, Entschlossenheit, Seelenadel, endlich der Zauber geistreicher Conversation.

In der kaiserlichen Familie waltete strenge Zucht und Ordnung; ruhig in gleichmäßiger Thätigkeit verflossen die Jugendjahre der

---

[1]) Am 4. November 1716.

[2]) Vienne 14. septembre v. s. 1716. (Lettres de Milady Marie Wortley-Montague. Rotterdam 1763; I, 45.)

Kaisertochter. Der erstgeborenen Theresia folgten noch zwei Prinzessinnen Maria Anna (1718) und Maria Amalie (1724). Die Rücksicht auf die wahrscheinliche Thronfolge musste also bei Maria Theresiens Erziehung vorwalten, welche für den Kaiser und dessen geistreiche Gemahlin Gegenstand ebensogroßer Sorgfalt als Freude war.

Unter der Aufsicht der kaiserlichen Mutter waren die Gräfinnen Thurn, Stubenberg und Fuchs nacheinander mit Überwachung der Erziehung betraut.

Der Jesuit Franz Xaver Vogel ertheilte der Erzherzogin Religionsunterricht.

Von bedeutenderen Männern unterrichtete noch der Rath Gottfried Philipp von Spannagel in Geschichte, Johann Jakob von Marinoni Mathematik; Musik lehrte der Hofkapellmeister Antonio Caldara, der Balletmeister Levassori della Motta leitete den Tanzunterricht. Als muthmaßliche Thronerbin eines großen Reiches lernte die Erzherzogin, unter Leitung des Johann Franz Chievre, außer der französischen, italienischen, spanischen auch die lateinische Sprache. Unter sorgfältiger Pflege wuchs sie zu der schönen Jungfrau heran, der ein gütiges Geschick alles mitgab: Fülle der Gesundheit, eine starke Seele, ein warmes Herz, klares und sicheres Urtheil und vollendete Anmuth im Verkehre mit Hoch und Nieder.

Was die Kenntnisse anbelangt, deren sie als Herrscherin so weit ausgedehnter, hinsichtlich ihrer Verfassung und Verwaltung so verschiedenartiger Länder bedurfte, so mag sich die Erzherzogin dieselben bei ihrer glücklichen Auffassung, bei ihrem rastlosen Eifer in Erfüllung ihrer Regentenpflichten wohl zumeist erst durch die unausgesetzte Beschäftigung mit diesen Angelegenheiten erworben haben. Eine feste Grundlage hiezu muss jedoch immerhin schon in ihrer Jugend gelegt worden sein. Und dass dies geschah, davon darf wohl der Kaiserin Elisabeth, deren edler Charakter und hervorragende geistige Begabung der Tochter zum schönsten Vorbilde dienten, und der eigentlichen Erzieherin der letzteren, der Gräfin Fuchs,[1]) einer Frau von seltenen Fähigkeiten, welche die großen Anlagen der Erzherzogin frühzeitig erkannte, das Hauptverdienst zugeschrieben werden.[2])

Das Ceremoniel bestimmte „die Andachten und Solennitäten des Hofes.“ Ein jährlich ausgegebener kaiserlicher Hof- und Ehrenkalender bezeichnete die Tage und Feste für den Besuch der Kirchen und Klöster, die Galatage und Feste.

[1]) Marie Cathrina Charlotte Gräfin von Fuchs, geborene Gräfin von Mollart starb am 27. April 1754 im 80. Lebensjahre.

[2]) Arneth, „Maria Theresia“ I, 15.

Täglich widmete der Kaiser einige Stunden dem Vortrage der Minister, der Sitzung des Geheimen Rathes, den Audienzen, in welchen er nicht nur die fremden Gesandten und hohen Bittsteller aus seinen Königreichen und Ländern, sondern auch Bürger und Landleute empfieng, die mit ihren Anliegen sein Ohr suchten.

Zu den regelmäßigen Vergnügungen des Hofes gehörte der Sommeraufenthalt auf dem Lande. Schon im April ward der Aufenthalt im Laxenburger Schlosse genommen, wo man gewöhnlich bis zum Juni verweilte.

Obwohl das Schloss enge Zimmer hatte und keineswegs wohnlich eingerichtet war, liebte Carl VI. doch diesen Aufenthalt, theils wegen der Reiherbeize, theils um dem Zwange der Hofburg zu entfliehen.[1]) Von Laxenburg begab sich der Hof zu Anfang Juli nach dem in der Vorstadt Wieden gelegenen Lustschlosse Favorita, dem heutigen Theresianum, wo er bis zum Herbst verweilte. Die Favorita war ebenso unwohnlich, als das Laxenburger Schloss. Die Zimmer waren eng und heiß, weshalb man gewöhnlich in dem großen Billardsaale oder in den schattigen Gängen des Gartens Zuflucht suchte. Hier bestand das Vergnügen des Kaisers im Scheibenschießen. Der Geburtstag der Kaiserin wurde immer hier und zwar gewöhnlich im Freien gefeiert, wo auf einem Theater, dessen Coulissen von lebendigen Hecken gebildet waren, eine große Oper aufgeführt ward.

In Schönbrunn nahm damals der Hof keinen ständigen Aufenthalt; Carl VI. besuchte es nur selten. Öfters pflegte er sich nach dem Jagdschlosse Ebersdorf zu begeben, im Sommer zur Pürsch- und im Herbst zur Hirsch- und Schweinsjagd. So geräumig das Schloss war, so blieb auch hier der Kaiser nie über Nacht.

Die Kaiserin und die Erzherzoginnen nahmen, als Amazonen gekleidet, an den dortigen Jagden Antheil und wurden als sichere Schützen gerühmt. Der Kaiser war ein so leidenschaftlicher Jäger, dass er auch nach Mödling, Gaaden, Schwechat, Stammersdorf, Laab, Fischamend und Aspern auf die Pürsch zu fahren oder zu reiten pflegte. Selbst nach Schloss Halbthurn, einem in Ungarn, nahe

[1]) Ein Italienischer Vers jener Tage sagt:

Laxenburgo non è castello,
Laxenburgo non è città!
Ma è un luogo bello
Che piace à Sua Maiesta.
Laxenburg ist kein Schloss
Laxenburg ist keine Stadt,
Allein es ist ein schöner Ort
Und Sr. Majestät gefällt es dort.

der österreichischen Grenze gelegenen Schlosse, wurden Jagdpartien gemacht und die Wildbahnen der kaiserlichen Forste in Böhmen von Zeit zu Zeit durchstreift. Nur wenn die Ärzte es besonders verordneten, besuchte der Kaiser Heilquellen und Bäder, unter diesen Carlsbad am häufigsten.

Zu den weiteren Vergnügungen des Hofes gehörte Oper und Ballet. Auch wurden einigemale im Jahre Concerte bei Hofe veranstaltet, welche man Serenaden nannte; sie wurden von dem Kaiser, der selbst ausübender Musiker und Componist war, persönlich angeordnet. Die Faschingszeit brachte Maskenbälle bei Hofe unter dem Titel „kaiserliche Wirtschaft", zu welchen jedem Cavalier die Kleidung für sich und seine Dame vorgeschrieben war. Das Kaiserpaar pflegte als Wirt und Wirtin dabei zu erscheinen. Zu den Winterbelustigungen gehörten auch die Schlittenfahrten, welchen der Kaiser und die Kaiserin selten beiwohnten, sondern dieselben nur von den Fenstern der Burg betrachteten. An den langen Winterabenden ward manchmal in den Zimmern der Kaiserin gespielt, „wo der Kaiser mit einer und der andern vornehmen Dame eine Partie à l'hombre zu passieren pflegt." Für Bewegung innerhalb der Burg ward durch das Billardspiel gesorgt, mit welchem auch die Kaiserin sich gern zu unterhalten pflegte.

Den Unterthanen gegenüber bewies Kaiser Carl VI. große Leutseligkeit, während er am Hofe strenge für die Aufrechthaltung der spanischen Etikette sorgte, welche unzertrennlich schien von dem Begriffe der Majestät und der Stellung des Kaisers vor allen übrigen Monarchen. Eine eigenthümliche Mischung von angeborener Gutmüthigkeit mit anerzogener und ernst behaupteter Gravität sprach sich in seinem Äußern aus. Der habsburgische Typus war in den Zügen seines edelgeformten Gesichts nicht zu verkennen, aber ebensowenig der Schatten spanischen Ernstes.

Musterhaft und in jener Zeit, welche die Sittenlosigkeit so gern zum angebornen Vorrecht der Großen stempelte, im schönsten Glanze erstrahlend, war die sittliche Reinheit von Carl VI. Privat- und Familienleben. Das eheliche Verhältnis dieses Monarchen und seiner Gemalin war durch die hohe gegenseitige Achtung ein überaus inniges.

Als der Kaiser die Hoffnung auf männliche Nachfolge immer mehr schwinden sah, richtete er sein unablässiges Bemühen auf das schon im Jahre 1713 erlassene Hausgesetz, die pragmatische Sanction, Kraft deren in Ermanglung männlicher Leibeserben seine älteste Tochter in den Besitz seiner gesammten, als ein untheilbares Ganzes erklärten Länder treten sollte, sowohl von den gesetzlichen Vertretungen dieser Länder, als von den Staaten Europas anerkennen

und von den letzteren durch feierliche Verträge gewährleisten zu lassen.

Neben diesen Verhandlungen liefen andere, welche sich auf die Vermählung der noch im Kindesalter stehenden Erbtochter Kaiser Carls bezogen. Dem Wunsche Herzogs Leopold von Lothringen, den Erbprinzen Clemens mit Maria Theresia zu verbinden, war der Kaiser nicht abgeneigt und hatte schon beschlossen, den Prinzen nach Wien kommen und dort seine Erziehung vollenden zu lassen, als Clemens im Juni 1723 in Nancy an den Blattern starb. In die Anwartschaft auf die Hand der Erzherzogin trat nun dessen jüngerer, am 8. December 1708 geborener Bruder Franz Stephan.[1]) Der Abt von Vence und Freiherr von Pfütschner hatten am väterlichen Hofe dessen bisherige Erziehung geleitet. Mit fünfzehn Jahren, im August des Jahres 1723, kam der junge Prinz an das kaiserliche Hoflager. „Ausgestattet mit einem höchst vortheilhaften Äußeren, das Bild eines frisch und kräftig emporblühenden Jünglings, voll offenen, heiteren Sinnes, voll Lebhaftigkeit des Geistes, höflich im Umgange, ja dort, wo es ihm darum zu thun war, nicht ohne ein gewisses einschmeichelndes Wesen, war er eine jener Persönlichkeiten, die schon bei ihrem ersten Auftreten gefallen und sich die Neigung anderer leicht gewinnen.[2])

Der Kaiser übernahm nun selbst die Sorge für dessen weitere Erziehung. Die meisten seiner französischen Diener wurden nach Lothringen zurückgesendet, der Marquis von Craon, der den Prinzen als Obersthofmeister nach Wien begleitet hatte, wurde durch den Grafen Johann Caspar von Cobenzl und den GFWM. Wilhelm Reinhard Freiherr v. Neipperg als Hofmeister ersetzt. Als eigentlicher Erzieher fungierte Freiherr v. Pfütschner weiter.

Carl VI. ließ seinen jungen Zögling täglich einigemale zu sich kommen, um in steter Kenntnis von dessen Fortschritten und körperlichem Ergehen zu bleiben.

Der Oberste Hofkanzler Graf von Sinzendorf bekam den Auftrag, durch häufigen Verkehr mit dem Prinzen dessen Fähigkeiten zu erforschen und darüber dem Monarchen Bericht zu erstatten. Um bei Franz Stephan Neigung zum Kriegswesen zu erwecken, verlieh ihm der Kaiser am 1. November 1726 das im Jahre 1716 als churtriersches Regiment Alt-Lothringen in kaiserliche Dienste übernommene Infanterie-Regiment Leopold Herzog von Lothringen (Nr. 1).

---

[1]) Sohn des Herzogs Leopold Josef von Lothringen und seiner Gemahlin Elisabeth Charlotte von Orleans.

[2]) Arneth, Maria Theresia I, 9.

Als der Prinz das 21. Lebensjahr erreicht hatte, starb sein Vater und er kehrte nach sechsjähriger Abwesenheit nach Lothringen zurück, um dessen Regierung zu übernehmen. Nachdem er jedoch seine persönlichen Beziehungen zum Kaiserhofe nicht abbrechen wollte, begab er sich, während die Herzogin-Witwe die Regentschaft führte, gegen Ende April 1731 zuerst nach den österreichischen Niederlanden, sodann nach Holland und England. Nach dem Festlande zurückgekehrt, gieng er über Hannover und Braunschweig nach Berlin, wo er vom 23. Februar bis zum 15. März am Hofe König Friedrich Wilhelm I. verweilte und am 10. März dort der Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel beiwohnte. Auf der Rückreise nach Wien erhielt er in Breslau die Nachricht, dass ihn der Kaiser zum Statthalter von Ungarn ernannt habe.

Wenn auch noch keine Abmachungen über die dereinstige Vereinigung Maria Theresias und Franz Stephans bestanden, so hatte man sich doch am Kaiserhofe gewöhnt, in dem Herzoge von Lothringen den zukünftigen Gemahl der Kaiserstochter zu sehen. Am innigsten aber fasste diese Erkenntnis in den Gedanken der Prinzessin Boden, bei welcher die Neigung zu dem Lothring'schen Fürsten Herzenssache war, für deren Erfüllung die Kaiserin Elisabeth Christine mit allem Nachdruck eintrat.

Bisher hatte der Kaiser jedoch, trotz seiner persönlichen Vorliebe für den jungen Lothringer-Herzog demselben kein bindendes Versprechen gegeben, ja im letzten Augenblicke schien sogar der langgehegte Plan dem Scheitern nahe zu sein. Der unglückliche Ausgang des Krieges ließ es im Jahre 1735 einige Zeit hindurch fast unmöglich erscheinen, die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten. Die deutsch-österreichischen und die ungarischen Länder dachte man der Erzherzogin Maria Theresia zu, welche sich mit dem Kurprinzen von Bayern vermählen sollte, während der spanische Infant Don Carlos die Hand der Erzherzogin Marianne mit den ehemals spanischen Besitzungen des Kaisers erhalten sollte. Der Herzog von Lothringen wäre dabei natürlich leer ausgegangen, während ein anderes Project, das zu jener Zeit auftauchte, ihm zwar die Hand der Erzherzogin in sichere Aussicht stellte, ihm aber ein schmerzliches Opfer auferlegte. Durch den Verlust einiger lombardischer Gebiete, sowie der Königreiche Neapel und Sicilien, wogegen ihm Parma und Piacenza zufielen, erkaufte sich Kaiser Carl VI. die Gewährleistung der pragmatischen Sanction durch Spanien und Sardinien. Diejenige Frankreichs erlangte er durch die Zusage, der Abtretung der Länder des Herzogs von Lothringen an den auf die polnische Krone verzichtenden König

Stanislaus Lesczynski nach dessen Tode sie an Frankreich fallen sollten.[1])

Als Ersatz ward dem Herzog Franz Stephan nach dem Absterben des letzten Fürsten aus mediceischem Stamme, des Herzogs Johann Franz Gaston, Toscana zugesprochen, welches er als Großherzog beherrschen sollte.

Um das Peinliche der Lage zu mildern, in welche der Herzog von Lothringen durch diese schon in der Form von Friedenspräliminarien gekleideten Abmachungen gerathen war, und, um ihn nicht als Opfer eines auf ihn geübten Druckes erscheinen zu lassen, entschloss sich der Kaiser, ihn noch vor Ertheilung der Zusage wegen Abtretung seiner Länder mit der Erzherzogin Maria Theresia zu vermählen.

Carl VI wurde zu diesem Schritte ohne Zweifel durch die Rücksicht auf die Wünsche seiner Tochter, welche er innig liebte, bestimmt. Immer unverkennbarer war ihre Neigung zu dem jungen und schönen Manne hervorgetreten, welcher seit Jahren am Hofe ihres Vaters und im häufigen Verkehre mit ihr lebte, der durch sein einnehmendes Wesen Alles bezauberte. „Trotz ihrer starken Seele“, schreibt der englische Gesandte Robinson am 5. Juli 1735 von der Erzherzogin Therese, „hegt sie eine zärtliche Liebe zu dem Herzoge von Lothringen. Des Nachts sieht sie ihn im Traume, und am Tage unterhält sie ihre Hofdame nur von ihm, so dass es nicht wahrscheinlich ist, dass sie den Mann jemals vergessen wird, den sie für sich geboren glaubt. Und nie wird sie denjenigen vergeben, welche sie in die Gefahr brachten, ihn zu verlieren“.[2])

Wir besitzen aus jener Zeit in der Final-Relation des venetianischen Botschafters am Wiener Hofe, Marco Toscarini, eine anziehende Beschreibung, in welcher er das hohe Paar, auf welches das Interesse aller Cabinette damals gerichtet war, folgendermaßen schildert:

„Seine Majestät liebt den Herzog von Lothringen sehr und nicht ohne Grund. Nicht allein, dass er Besitzer eines schönen Landes ist und dass man ihn als den künftigen Gemahl der Prinzessin-Universalerbin des Hauses Österreich betrachtete, lebte er bei Hofe in vollständiger Abhängigkeit vom Kaiser, dessen Wünschen er in jeder, auch noch so geringfügigen Sache, entgegen zu kommen suchte. Er ist recht anmuthig von Person, von angenehmen und gefälligen Um-

[1]) Arneth: Franz Stephan Herzog von Lothringen in „Allgemeine Deutsche Biographie“. VII, 278.

[2]) Arneth, Maria Theresia, I, 25.

gangsformen und vereinigt alle Anzeichen eines humanen und klugen Fürsten. Er liebt die Jagd und noch mehr die Musik, besonders die instrumentale, mit welcher er gerne einige Stunden des Tages zubringt. Im Gespräche erweist er sich als aufgeweckter Geist und verfügt über schmiegsame Formen, welche ihm allseitige Neigung verschaffen. Er sprach nicht selten von den öffentlichen Angelegenheiten und war beflissen, sich über jene zu unterrichten, welche actuell sind; aber er that dies in sehr bescheidener Weise und weit entfernt von Anmaßung im Urtheile. Mehr war mir nicht möglich, von dem Herzoge in den Jahren meiner Thätigkeit als Gesandter zu entdecken. Während dieser Jahre lebte er fern von seinen Staaten, auf die Discretion des Kaisers angewiesen und hatte kein wichtigeres Geschäft als jenes, seinem nahen Glücke, welches ihm in der Erzherzogin erblühte, zu welcher er eine sehr große Neigung hat, sich ganz hinzugeben. Die Erzherzogin ist aber nach dem allgemeinen Urtheile auch so beschaffen, dass man keine andere als sie wählen möchte, die Erbschaft des Hauses Österreich zu übernehmen, selbst wenn es freistünde, die Erbin in der ganzen Welt zu suchen und sie auf Grund der Tugend und der Sitten auszuwählen. Sie ermangelt nicht der Schönheit; ehedem von schwacher Constitution und wenig lebhafter Färbung, hat sie, in einer und der anderen Beziehung, seit ungefähr einem Jahre vor meiner Abreise sehr gewonnen. Sie hat zierliche Haltung und einen ans Ernste streifenden, doch aber nicht der Anmuth entbehrenden Blick. Man kann nicht genug sagen, wie genau sie auf Wohlanständigkeit im Privatverkehre Rücksicht nimmt, indem sie ihre Worte und Handlungen mit ausgesuchtem Takte zu regeln versteht. Es war ihr übrigens zur Erzieherin eine Dame von Geist und bewunderungswürdiger Gewandtheit beschieden, welche die seltenen Anlagen der Prinzessin erkannte und entwickelte.[1]) Sie hatte Lehrer der lateinischen Sprache, der Geographie und Geschichte, sowie in der Zeichenkunst, in der spanischen, französischen und italienischen Sprache. Alle diese Sprachen spricht und versteht sie vollkommen. Wie mir Herr Spannagel berichtete, hat sie es bei den römischen Schriftstellern sogar soweit gebracht, um die Unterschiede des Stiles zu erkennen und sich mehr für den einen als für den andern zu interessieren, wofür sie treffende Gründe anführt. Aber der größte Vorzug dieser Prinzessin besteht in der Erhabenheit ihres Geistes, gepaart mit einer Schärfe des Verstandes, welcher jetzt schon geeignet ist, große Angelegenheiten zu behandeln. Schon zeigt sie sich im Vorgefühle ihrer künftigen Stellung, und man kann mit Be-

[1]) Die Gräfin Fuchs.

stimmtheit annehmen, dass, wenn sie einmal sich im Besitze desselben befinden wird, diejenigen, welche ihr als Räthe zur Seite stehen, nichts weniger als einen entscheidenden Einfluss auf sie ausüben werden."[1])

Am 31. Jänner 1736 fand Franz Stephans feierliche Werbung um die Erzherzogin bei den kaiserlichen Eltern mit dem ganzen Gepränge des damals üblichen Ceremoniells statt.

Folgenden Tags unterschrieb Maria Theresia die Urkunde, durch welche sie die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction gelobte und auf ihr Successionsrecht in den österreichischen Staaten für den Fall verzichtete, wenn ihr Vater noch einen männlichen Erben erhielte.

Der Herzog begab sich nun bis zum Vermählungstage nach Pressburg zurück.

Bezeichnend für den Liebesfrühling und das ungetrübte Glück, in welchem sich das Brautpaar befand, sind die während der kurzen Trennung — die Hochzeit war schon für Anfang Februar bestimmt — mit Erlaubnis des kaiserlichen Vaters zwischen den hohen Verlobten gewechselten Briefe, welche der Historiograph unserer großen Kaiserin, Alfred von Arneth, mitgetheilt hat und in denen aus jeder Zeile die aufrichtigste Liebe und Zuneigung spricht: „adieu Mäusl, je vous embrasse de tout mon coeur, menagez vous bien, adieu caro viso je suis la votre sponsia dilectissima" schreibt die Erzherzogin u. a. am 8. Februar ihrem Verlobten und der Herzog antwortet am 9., dass das von der Erzherzogin erhaltene Schreiben ihm in seiner Entfernung zu nicht geringem Trost gereiche, „denn ich versichern kann, dass mir die Tage unerträglich sind, wo ich die Freud nicht habe meiner allerliebsten Braut mich zu Füßen zu legen."

Am 12. Februar 1736 erfolgte dann die feierliche Vermählung in der Augustiner-Hofkirche. Celebrirt wurde die heilige Handlung durch den päpstlichen Nuntius Monsignore Domenico Passionci.

Bezeichnend für Maria Theresias religiöse Grundsätze ist der Umstand, dass sie bald nach dem Vermählungsfeste mit dem Manne ihrer Wahl eine Wallfahrt nach dem Gnadenorte Mariazell in Steiermark antrat und dem dortigen Muttergottesbilde, ein mit Diamanten besetztes goldenes Doppelherz opferte.

Zwei Monate später brach das Herz des „treuesten Dieners dreier Kaiser", das in unerschütterlicher Anhänglichkeit für das kaiserliche Haus geschlagen hatte. In der Nacht vom 20. zum 21. April 1746 starb der greise Prinz Eugen v. Savoyen in seinem

[1]) Marco Foscarinis Final-Relation 1736 in Arneth: Die Relation der Botschafter Venedigs über Österreich. Fontes rerum Austriacarum. XXII. Bd.

Palaste in der Himmelpfortgasse. Unter allen Generalen des Kaisers war niemand befähigt den Sieger in so vielen Schlachten zu ersetzen.

Im Feldzuge gegen die Türken (1737) schlossen der Herzog Franz von Lothringen und dessen Bruder Prinz Carl sich dem Hauptheere als Freiwillige an. Nach Beendigung der nicht glücklichen Campagne kehrte der Herzog nach Wien zurück und wurde nun der geheimen Conferenz beigezogen, wodurch er Kenntnis von den wichtigsten Staatsgeschäften erlangte. Der Kaiser ernannte ihn außerdem zum Generallieutenant, d. i. zum Generalissimus über das gesammte kaiserliche Heer.

Inzwischen hatte die Herzogin von Lothringen einer Tochter, der Erzherzogin Maria Elisabeth, am 5. Februar 1737 das Leben gegeben, welche jedoch schon nach drei Jahren starb.[1])

Als Franz Stephan von dem Türkenfeldzuge des Jahres 1738 zurückkehrte, trat er mit seiner Gemahlin die Reise nach Toscana an, da der letzte Mediceer, Johann Gaston, bereits am 9. Juli 1737 gestorben war, und ein Besuch des schönen nun dem Herzog v. Lothringen zugefallenen Landes ebenso dem Wunsche der Bewohner desselben, als dem Interesse des Fürstenpaares entsprach.

Franz Stephan und Maria Theresia reisten am 17. December 1738 nach Toscana ab, kehrten jedoch schon im Frühling des folgenden Jahres von dort nach Wien zurück.

Die Großherzogin gab hier am 12. Januar 1740 noch einer dritten Tochter das Leben.[2])

Kaiser Carl VI. selbst aber sollte die Erfüllung eines Wunsches, der Jahre hindurch die Richtschnur seines Thun und Denkens gewesen, die Geburt eines männlichen Erben weder in seiner eigenen, noch in der Ehe seiner Tochter mehr erleben, da er am 20. October 1740 nach kurzer Krankheit, erst 56 Jahre alt, die Augen für immer schloss.

Nach dem Erbschaftsgesetze, welches ihr ganzes Reich beschworen und die Mächte Europas anerkannt hatten, trat nun des Kaisers älteste Tochter, Maria Theresia, die Regierung an.

Nie vielleicht hat eine Frau von so viel Geist und so viel Tugenden einen Thron bestiegen. Von allen Seiten wurden begehrliche Blicke auf den reichen Nachlass des Kaisers gerichtet. Kurfürst Carl Albrecht von Bayern forderte das ganze Habsburg'sche Erbe, mindestens aber Oberösterreich, Böhmen, Tirol und den Breisgau; der Preußenkönig Friedrich II. beanspruchte Brieg, Liegnitz, Wohlau

[1]) 2. Juni 1740.

[2]) Dieselbe starb schon im folgenden Jahre. Die zweite Tochter, Maria Anna, war am 6. October 1738 geboren.

nnd Jägerndorf, König Philipp V. von Spanien Mailand, Parma und Piacenza.

Am 21. October nahm die junge Monarchin zum erstenmale an der geheimen Conferenz theil. Da saß die jugendliche Herrscherin strahlend vor Schönheit, ihren lebensfrohen Gemahl an der Seite, unter ihren Räthen, außerordentlich hochbetagten und altersschwachen Männern, welche die vertrauten Rathgeber ihres Vaters gewesen waren. Die Lage des Reiches war mehr als ernst. Die finanziellen Hilfsmittel waren durch den unglücklichen Türkenkrieg erschöpft, die Cassen leer. Der Ertrag der Steuern war gesunken. Das Heer war nicht zahlreich und nach den unglücklichen Feldzügen gegen die Türken (1737—39) arg niedergedrückt.

Die Bevölkerung war in Ungarn wie in den deutschen Provinzen in bedenklicher Stimmung. Die Aufgabe, welche die neue Herrscherin zu lösen hatte, war erdrückend.

Gebeugt von Schmerz und Kummer um den Verlust des kaiserlichen Vaters trat Maria Theresia mit den innigsten Wünschen für das Wohl ihrer Länder die Regierung an, welche sie zum Heile unseres Vaterlandes vierzig Jahre hindurch mit einer Größe und Würde führte, die sie den ersten Herrschergestalten anreiht. Eine junge Fürstin auf der Habsburger altem Throne, die unentwegt, umtobt von dräuenden Gefahren, ihr gutes Recht vertheidigt. Den schönsten Lobspruch widmet ihr aber ein Fremder und durch seine frühere Stellung als preußischer Minister nicht einflussloser Gegner, der Graf Podewils, welcher in seiner als Gesandter in Wien an den König Friedrich II. erstatteten Relation (1747) von der Königin sagt: „En montant sur le trône elle trouva le secret de se faire aimer et admirer de tout le monde.“

Taktische Meinungen und Mahnungen.

Von E. v. K.

Der Rückblick auf die letzte Manöver-Periode bietet im allgemeinen viel Erfreuliches und ladet doch zur stillen Einkehr ein. Bunte, lebensvolle Bilder ziehen an dem geistigen Auge vorüber, Tage voll hellen blinkenden Sonnenscheines, wechselnd mit trüben, regennassen Tagen, lebensvolle Anmärsche mit Musik und Hörnerklang, das Knattern des Kleingewehrfeuers und der ernste Donner der Geschütze, wieder abgelöst durch das farbenprächtige, glänzende Bild einer Parade, treten vor den geistig Rückschauenden und vermengen sich mit den Eindrücken früherer Jahre und vergangener Manöver-Perioden zu einem neuen Ganzen, das die Wahrheit zum Ausdrucke bringt: im militärischen Leben sei nichts so beständig, wie der Wechsel und doch liegt gerade im ewigen Wechsel der Personen, wie der Anschauungen und Organisationen der nimmer rastende und ruhende Fortschritt auf allen Gebieten des militärischen Lebens verborgen.

Das äußere Bild einer Manöver-Periode regt zum Nachdenken, das innere zur Selbsterforschung an, ob der stets bedeutende Kraftverbrauch und die aufgewendeten Mittel im Verhältnisse zum Nutzen gestanden sind, den die Übungen für jeden einzelnen und für das Ganze gehabt haben.

Wohl in keinem Jahre und nirgends wird sich diese Frage unbedingt bejahen lassen. Das Kriegshandwerk hat seine sehr eigenthümlichen Seiten. Regellos wie der Krieg, ein gewaltsam rohes Handwerk ist, ist auch die Übung des Krieges. Jede einzelne Handlung und Thätigkeit fordert die Kritik heraus und auch diese findet stets ihre Widersacher. So kommt es, dass wir eigentlich nie einen befriedigten Vorgesetzten bei einer Übung, selten zufriedene Untergebene finden. Jeder würde, an die Stelle des Handelnden gesetzt, es anders und in seinen Augen besser machen.

Es gibt in der Kriegführung wenig unumstößliche Wahrheiten, welche so einleuchtend sind, dass jedermann sie begreift und anzuwenden trachtet und es gibt kaum einen anderen Wissens- und Berufszweig, der in seiner Anwendung so sehr den wechselnden An-

schauungen und der Mode unterworfen ist, als die Kriegführung und der Soldatenstand.

Was heute noch für richtig erkannt wurde, wird morgen schon umgestoßen und in das Gegentheil verkehrt. Ein langer Friede, wie wir ihn haben, zeitigt in dieser Hinsicht die sonderbarsten und befremdlichsten Erscheinungen.

Die Naturgesetze des Krieges, vor allem die ewig unveränderlichen, die rein menschlichen Erscheinungen desselben, treten in den Hintergrund oder werden ganz vergessen, neuen Erfindungen wird eine über Gebür hervortretende Bedeutung beigemessen, die Taktik mit ihren unumstößlichen Grundsätzen ihnen untergeordnet und so erklärt sich die in vielen Kriegen beobachtete Erscheinung, dass bei Friedensübungen bewährte Truppen, welche für die besten ihrer Zeit galten, in den ersten Gefechten zusammenbrachen oder mit ungeheuren Blutopfern während des Feldzuges ihre auf den Exercier- und Übungsfeldern angewöhnte und eingelebte Verfahrungsweise ändern mussten.

Nicht die Thatsache, dass irgend eine Armee in der Bewaffnungsfrage oder in einer anderen zeitgemäßen Erfindung hinter einer anderen zurückgeblieben ist, wendet das Schlachtenglück von ihr ab, wenn es zum ernsten Waffengange kommt, sondern zumeist, dass sie in taktischer und organisatorischer Beziehung auf Abwege gerieth. Gewöhnlich gehen aber Versäumnisse in letzterer Hinsicht Hand in Hand mit der Versäumnis zeitgemäßen Fortschrittes auf allen Gebieten. Armeen wie Staaten theilen das Schicksal aller Lebewesen; sie werden alt und überleben sich, und nur zeitgemäße Reformen, nicht conservative Grundsätze können vor Marasmus bewahren. Die Kriegsgeschichte beweist auf allen ihren Blättern, dass bei Armeen mehr als anderwärts Stillstand Rückschritt ist. Freilich wird der Zusammenbruch eines veralteten Systemes erst durch Niederlagen im Felde vor aller Augen sichtbar und häufig geht demselben ein langes, selbst äußerlich noch glänzendes Scheinleben voraus, wie dies beim preußischen Heere vor 1806 der Fall war. Nachahmenswürdig hingegen ist das Beispiel der deutschen Armeen 1870/71, welche auch mit einer überlebten Formentaktik und ausgerüstet mit einem der Bewaffnung des Gegners nachstehenden Gewehr in den Kampf traten. Das Glück war ihnen hold, weil ein tüchtiger Kern in Soldat und Führern steckte und ein glückliches Anpassungsvermögen vorhanden war, aber es kostete Ströme von Blut, um geläutert aus dem Fegefeuer irrthümlicher Friedensauffassungen siegreich hervorzugehen.

Ein Meer von Licht strömte aus dem Studium des deutsch-französischen Krieges in die militärische Wissenschaft und Literatur und alle Armeen waren bestrebt, sich die auf den Schlachtfeldern

dieses Krieges gewonnenen Erfahrungen dienstbar zu machen. Seither ist eine lange Reihe von Friedensjahren vorübergezogen und es beginnt wieder zu dämmern. Uns fällt das reactionäre Spottlied, wir glauben aus den 50er Jahren ein: „Hört Ihr Herren und lasst Euch sagen, der Cultus hat den Unterricht erschlagen.“

Man gewahrt wieder reactionäre Bestrebungen, ein Rückgreifen auf die militärischen und taktischen Gewohnheiten vor 1870 und selbst vor 1866, das Überwuchern starren Formenwesens, die durch eine hervorragende Bewaffnung begreifliche Scheu vor kühnem, rücksichtslosem Vorgehen, eine stets mehr Schaden als Nutzen stiftende Terrainliebhaberei mit allen ihren Auswüchsen, ein unliebsames Hervortreten der Paradespielerei und eines Exercierplatz-Drilles, welchen so viele geneigt sind, als ein unentbehrliches Disciplinierungsmittel zu betrachten u. m. a.

Ein gewisser Drill ist zweifellos nothwendig, denn ohne denselben kann der Mann kaum zum Soldaten gestempelt werden; ebenso sind Paraden und äußeres Schaugepränge vom militärischen Wesen unzertrennlich. Aber Maß und Ziel müsste gehalten und Übertreibungen sollten in unserer ernst angelegten Zeit gerade hierin vermieden werden.

Diese Erscheinungen eines gewissen Zurücktretens der eigentlich kriegsgemäßen Ausbildung und des Hervortretens längst begraben und vergessen geglaubter militärischer Liebhabereien, um keinen anderen Ausdruck zu gebrauchen, regen unwillkürlich zum Nachdenken an. Man frägt sich um die Ursachen und bleibt ohne Antwort, es sei denn, dass das Schlagwort vom langen faulen Frieden herhalten müsste. Und doch sind wir, ohne selbstbewusst zu sprechen, eine Armee, in welcher mit innerem Ernste und anerkennenswerter Unverdrossenheit gearbeitet wird, und können wie die alljährlichen großen Schlussübungen beweisen, auf kriegsgemäße Ausbildungserfolge uns berufen, die nunmehr auch bereits die Anerkennung des Auslandes sich zu erringen beginnen und wohl auch vollauf verdienen.

An der Anleitung von oben und an unseren vorzüglichen Reglements und Ausbildungsvorschriften liegt es sonach nicht. Diese letzteren sind, wie wir mit Genugthuung constatieren können, bisher in ihrem Entwicklungsgange und in dem Streben der wahren Natur des Krieges gleichzukommen, stetig geblieben und haben sich von der seit Jahren herrschenden Tagesströmung nach schärferer Präcisierung der Formen und nach Schematisierung freizuhalten gewusst.

Ohne auf die berührten Tendenzen näher einzugehen, wenden wir uns der Betrachtung des Feuergefechtes unserer Infanterie zu. An unserer Schießausbildung, an dem Ernst und Eifer, mit welchen

die Schießübungen auf den Schießplätzen betrieben werden, lässt sich kaum etwas aussetzen. Aber wie sieht es aus, wenn wir die Anwendung, sei es beim feldmäßigen Schießen oder bei den Gefechtsübungen sehen. Dem Manne wird gelehrt, nur dann zu schießen, wenn er die Wahrscheinlichkeit des Treffens hat. Statt dessen gewahrt man Feuereröffnungen auf 1500 Schritte und darüber gegen inferiore Ziele, hiedurch bedingt, einen enormen Munitions- und Kraftverbrauch und als Ende solchen Vorgehens, weil alles auf Erde und somit auch jeder recht oder schlecht eingeleitete Angriff ein Ende haben muss, das Ansetzen zum Sturme auf Distanzen von mehr als 700 Schritt, also auf jenen Entfernungen, auf welchen reglementgemäß der Feuerangriff erst beginnen sollte.

Zahlreiche Theorien durchschwirren die militärischen Blätter, eine der bedenklichsten jene, welche angesichts des sogenannten weittragenden Feuers unseres Gewehres die kleinen Distanzen von 500 auf 800, die mittleren von 1000 auf 1500 Schritt verlegen will, u. s. w. Wir sagen bedenkliche Theorien und erhärten dies damit, weil die im Zusammenhange mit der Erweiterung der kleinen und mittleren Distanzen stehende Eröffnung des Feuers auf zu weit gesteckten mittleren Entfernungen aller Voraussicht nach dahin führen müsste, dass es zu einem Feuerkampf auf den kleinen Distanzen, den wir unbedingt anstreben müssen, gar nicht mehr kommen kann, weil die Truppe ihre Kraft und ihre Munition, vor allem aber ihre Moral bereits auf den mittleren verbrauchen wird.

Wie widersinnig eine so vorzeitige Feuereröffnung sein müsste, zeigt der Umstand, dass der Mann auf unseren Schießplätzen überhaupt nur für Distanzen bis zu 600 Schritt geübt wird und dass ihm auf diese Entfernungen Ziele von solcher Größe gezeigt werden, wie er sie im Felde kaum sehen wird. Hieran ändert auch unsere neue Schießinstruction nichts, welche anscheinend dem Zeitgeist bereits Rechnung tragend, die kleinen Distanzen auf 800, die mittleren auf 1200 Schritt hinausgeschoben hat, ohne jedoch — wohl aus ökonomischen Gründen — die naheliegende Consequenz zu ziehen, dass damit auch eine Erweiterung unserer Elementarschießplätze auf wenigstens 800 Schritt eintreten müsste. Die auf der Distanz von 600 Schritt gezeigten Ziele wurden übrigens nach der neuen Instruction gegen früher verkleinert.

Man wende nicht ein, dass bei uns auf den mittleren und möglichst auch auf den kleinen Distanzen das Salvenfeuer anzuwenden ist und dass daher das Plänklerfeuer und damit die Früchte der Schießausbildung eines auf dem Schießplatze intensiv zum Schützen ausgebildeten Mannes erst auf den kleinen Distanzen zur Geltung

kommen werden. Wir wiederholen, dass, wenn wir das Feuer, gleichgiltig ob als Salvenfeuer oder Plänklerfeuer, auf zu große Distanzen eröffnen, es zu dieser idealen Verwertung kaum mehr kommen dürfte. Um dies zu erkennen, dazu braucht es keiner Kriegserfahrung, die die wenigsten unter uns mehr besitzen, dazu genügt der Hinweis auf die Kriegsgeschichte, sei es, dass man sie aus den officiellen Darlegungen oder aus jener reichen Detail-Literatur schöpfen will, bei welcher in erster Linie als für die Erkenntnis des Wesens des Infanterie-Gefechtes bahnbrechend, die Hönig'schen Schriften, ohne im übrigen deren Tendenz beizustimmen, hervorzuheben wären. Gerade die Kriegsgeschichte lehrt, dass in vielen Fällen die Gegner auf die allernächsten Distanzen aneinander herangekommen sind, welche Möglichkeit heute so vielfach negiert wird. Ich citiere, weil es mir eben einfällt, das Gefecht bei Gornji Dubnjak am 24. October 1877, in welchem es den Russen gelang, sich bis auf 80 — 320 *m* vor der berühmten Redoute mit starken Kräften festzusetzen;[1]) damit schien allerdings ihre Gefechtskraft erschöpft und sie blieben stundenlang bis zum Einbruche der Dunkelheit vor der Redoute, sich mit den Türken herumschießend, liegen. Gurko erwog schon ernsthaft den Rückzugsbefehl, und scheint ihn auch bereits ausgegeben zu haben, als durch einen unternehmenden Officier, der den Wall von den Türken verlassen bemerkte, der Sturm eingeleitet, und die Redoute bei Dunkelheit genommen wurde. General Pusyrewski hebt treffend die Standhaftigkeit der russischen Truppen hervor, welche ungeachtet ihrer blutig abgeschlagenen Angriffe in unmittelbarer Nähe des Feindes in den genommenen Stellungen verblieben, „schnell das Wesen des modernen Kampfes begriffen und vorzüglich sich nach den Umständen richtend, mit staunenswerter Ausdauer dahin strebten, den Kampf durch das Bajonnett zu entscheiden."

Dieses Resultat wäre kaum erzielt worden, wenn sich die russischen Truppen nach einer heute vielfach landläufigen Auffassung begnügt hätten, auf der sogenannten Haupt-Feuerdistanz von 500 oder 600 Schritt vom Gegner liegen zu bleiben, um von hier aus den eigentlichen Feuerkampf durchzuführen.

Aus demselben Feldzuge bei Schilderung des dritten Sturmes auf Plewna bemerkt Kuropatkin: „Eröffnete das stürmende Regiment das Feuer, so war dies leider ein Zeichen, dass der Sturm misslungen war": Es klingt dies paradox und hat doch seine Richtigkeit, denn eine angreifende Abtheilung, die das stehende Feuergefecht aufnimmt, deren Angriffstrieb ist erlahmt. Diese Kriegs-Er-

[1]) Pusyrewski: „Die russische Garde im Kriege 1877/78."

scheinung würde, wie wir hier nebenbei bemerken wollen, mit aller Schärfe gegen die Annahme der Hauptfeuerdistanz des begonnenen Normalangriffes sprechen und uns an der reglementarischen Bestimmung festhalten lassen, mit dem Angriffe zu trachten, so nahe als möglich an den Gegner heranzukommen. Unser Reglement lehrt auch, dass, wenn Abtheilungen im Angriffe nicht mehr vorwärts kommen können, ihnen der erneute Impuls durch das Einsetzen der nachrückenden Reserve gegeben werden muss. Ja, aber wie sollen sie das, wenn nach der gegenwärtig herrschenden Ansicht, das sogenannte erschütternde Feuer an den oberen Grenzen der kleinen Distanzen abgegeben werden soll? Es gäbe dann von hier an kein Vorgehen und kein Vorreißen der Schwarmlinie mehr; sondern nur ein Hineindrängen der rückwärtigen Abtheilungen in die Lücken der vorderen und schließlich das auf unseren Übungsfeldern sich so häufig wiederholende und stets Kopfschütteln erregende Bild, dass die Sturm-Colonnen sich erheben, um in dichten langen Linien, feuerlos, das durchzuführen, d. h. jenen feuererfüllten Raum zu durchschreiten, welchen man der eigentlich feuernden Linie zurückzulegen nicht zuzumuthen wagt.

Einem solchen Angriffe gegenüber mag die Vertheidigung allerdings Chancen haben und braucht sich nicht zu beeilen, ihre Stellung zu räumen, weil die Siegespalme ihr eben in dem Augenblicke winkt, in welchem der Angreifer sich zur Abgabe des sogenannten erschütternden Feuers anschickt. Nur aus diesem Umstande dürften sich die sonst ganz unfassbaren Erfolge Osman Paschas bei Plewna erklären lassen, dass nämlich wenig Bataillone, welche allerdings gut eingenistet waren, die Angriffe weit überlegener Kräfte abgewiesen haben.

In diesem Umstande dürfte auch die beste Kritik der vielfach so heftig verfochtenen Theorie vom Herausschießen des Gegners aus einer Stellung liegen. Einen zähen, kaltblütigen, mit genügend Munition versehenen Vertheidiger dürfte man sich dabei nicht vorstellen. Es ist ein einfaches Rechenexempel. So und so viel schlecht oder gar nicht gedeckte Angreifer und so oder so wenig gut gedeckte, viel und gut schießende Vertheidiger. Wer mag es länger aushalten? Man erinnere sich des ersten Helden aus den Kämpfen vom Jahre 1881/82, des Corporalen Spannbauer vom Infanterie-Regimente Nr. 11. Seine Gegner waren im Verhältnisse zu seiner Stärke zahllos wie der Sand am Meere (200 Mann gegen 7 Mann), und doch vertheidigte er sich in einem Hause 30 Stunden lang gegen sie und es gelang ihm schließlich, nach theilweisem Abzuge der Insurgenten, sich nach Korito durchzuschlagen.

Die einzig richtig scheinende Theorie, welche auch unser Reglement, nicht aber der Übungsgebrauch adoptiert hat, ist das Herantragen des Feuers an die feindliche Stellung, so nahe wie nur immer möglich. Nur dann kann beim Vertheidiger neben dem physischen Verlustmoment auch das moralische Schreckensmoment zur Geltung gelangen und nur dann wird es unter Umständen — auch nicht immer — möglich sein, denselben durch einen letzten kurzen Stoß zum Verlassen seiner Stellung zu bewegen oder mit ihm, was wir bei gleichwertigen Truppen voraussetzen mussten, zum Handgemenge zu gelangen.

Mit der Drohung aus der Ferne allein werden wir kaum etwas erreichen, wenigstens sollten wir uns darauf nicht verlassen.

Die vorstehenden Erörterungen — sie sind auch nur Theorie — sehen vollständig von den sonstigen Mitteln des Angriffes, wozu in erster Linie die Überflügelung der feindlichen Stellung gehört, ab, sondern haben nur den mehr frontalen Angriff im Auge; sie nehmen auch keine Rücksicht auf die sich gegenwärtig wieder in vielen taktischen Schriften breitmachenden Theorien von so und so viel Mann Front- und Tiefengliederung auf den Schritt der kämpfenden Linie und den tiefsinnigen Klügeleien, auf welchem Raum eine Compagnie, ein Bataillon oder eine Truppendivision angreifen könne. Wir bemerken dazu, ohne der Festsetzung von allgemeinen Zahlenangaben für die Breitenräume jede Bedeutung absprechen zu wollen, weil es klar ist, dass jede Truppe, insbesondere die Artillerie, eines gewissen Minimalraumes bedarf, um ihre Gefechtskraft geltend zu machen, dass hiebei Übertreibungen nur Schaden anrichten und die Köpfe verwirren können. Jedermann weiß, dass er mit 50 Mann nicht gegen 100 anrennen kann oder dass er mit 12 Bataillonen nicht eine Frontbreite von 12 *km* decken soll. Die Nothwendigkeit allgemeiner Zahlenangaben zugegeben, so scheint es doch verlorene Mühe, aus kriegsgeschichtlichen Beispielen die Möglichkeit oder Aussichtslosigkeit eines Angriffes beweisen zu wollen. Insbesondere bei den Actionen größerer Körper haben diese Zahlenangaben geringen Wert. Es mag für den Laien bestechend klingen zu hören, dass Napoleon in seinen Schlachten bei der damals herrschenden Massierungs-Tendenz mit 10 Mann auf den Schritt der Front, an den entscheidenden Punkten in noch größerer Tiefe kämpfte, dass hingegen bei Vionville-Mars la Tour bei den Deutschen die Tiefe nur 2 Mann auf den Schritt der Schlachtfront und bei Gravelotte im Durchschnitt 5—7 Mann betrug.

Aber ableiten lässt sich daraus wenig, weil in jedem anderen Gefechte die Zahlen wieder variieren werden und das Entstehen dieser Tiefengliederung oder Frontstärke nicht aus einem Rechenexempel, sondern

aus den taktischen und Anmarschverhältnissen der Truppen und ihrer Aufgabe (Schlachten an der Lisaine 1871) hervorgegangen ist. Würden diese Berechnungen irgend welchen Wert haben, so müssten sie den Schluss gestatten, mit so und so viel Mann Tiefengliederung müsse der Angriff gelingen. Dem ist jedoch nicht so, weder ein Maximum noch ein Minimum lässt sich festsetzen; im Gegentheil, die launenhafte Kriegsgöttin lässt Stürme ohne jedweder Tiefengliederung gelingen und solche mit der regelrechtesten misslingen.

Um aber wieder auf den Ausgangspunkt unserer Erörterungen, auf die Frage von der Feuereröffnung im Angriffe zurückzukommen, so geben wir zu, dass die Verhältnisse seit 1870 sich in vielem geändert haben und dass insbesondere die Bewaffnung eine geradezu radicale Umwälzung erfahren hat. Es liegt uns ferne, zu behaupten, dass man die Einleitungsdistanzen von damals auch jetzt noch anwenden könnte und dass nicht ein weittragenderes Gewehr naturgemäß auch ein Hinausschieben der Feuereinleitungs-Distanzen bedingen müsste.

Aber nur vor Übertreibungen wollen wir warnen. Was man früher auf 600 und 400ˣ erreichen konnte, sollen wir jetzt auf 1500ˣ und darüber anstreben, also auf Distanzen, wo weder die Fähigkeit des menschlichen Auges, noch die Treffsicherheit der Waffe uns unterstützen können. Es mag dem menschlichen Geiste gelingen, ein Gewehr herzustellen, welches auf ungemesssene Distanzen wirken kann, treffen wird es stets nur auf jene, welche der Sehgrenze entsprechen und diese ist bestenfalls für den Schützen 800—1000ˣ.

Bleiben wir also mit der Feuereröffnung auf diesen, ohnedem schon weit genug gesteckten Distanzen, bedenken wir, dass wir auf diesen dem Gegner nur mäßigen Schaden zufügen können, er uns aber ebenfalls nicht viel anhaben kann, bleiben wir eingedenk, dass die Schwierigkeiten des Angriffes nicht in dem Durchschreiten der mittleren Distanzen liegen, sondern dass sie erst mit dem Überschreiten der letzteren beginnen, und vergrößern wir daher diese Schwierigkeiten nicht dadurch, das wir die im Feuer langsam zurückzulegenden Distanzen noch weiter als nothwendig zurückverlegen. Wer siegen will, muss eine blutige Bahn durchschreiten, aber er muss den Willen haben, in den Feind einzudringen. Keine Spitzfindigkeit hilft über den Raum hinweg, der vom Gegner trennt. Er muss durchmessen und mit Feuer, nicht tambour battant durchmessen werden. Theoretisch bequem scheint es freilich, diesen Raum außer Rechnung zu stellen und sich mit der Annahme zu begnügen, der Gegner werde sich aus einer relativ weit gelegenen Distanz erschüttern und aus der Stellung herausschießen lassen.

Das Hauptkampfmittel der Infanterie ist das Feuer, aber das gezielte und treffende, und also tödtliche. Wirkungsloses Feuer bringt das Gegentheil dessen hervor, was man beabsichtigt, nämlich es ermuthigt den Gegner. Also Feuer auf Distanzen, wo man treffen und Sturm auf Distanzen, wo man stürmen kann, das heißt ins menschliche übertragen, Feuer auf Distanzen, auf welchen die Sehkraft, und Sturm auf Distanzen, auf welchen die Lungenkraft des Mannes ausreichen.

Wir konnten uns nie für das Salvenfeuer begeistern. Es ist eine Concession an die minderwertige Schießausbildung unserer Massenheere und führt zu wirkungslosem Geknatter. Eine Folge der Gestattung des Salvenfeuers ist die Feuereröffnung auf große Distanzen. Sie bildet das Deckmäntelchen für jene Taktiker, welche in einseitiger Berücksichtigung der Tragweite der Waffe schon auf größere Distanzen jene Resultate zu erzielen glauben, welche andere erst auf den kleinen für erreichbar halten. Wir können die Salve infolge der mangelhaften Schießausbildung unserer Massenheere nicht aus der Welt schaffen und müssen mit ihr rechnen. Aber wir können den Übelstand mildern, indem wir nicht gestatten, dass sie schon im Frieden auf Distanzen Anwendung findet, auf welchen sie wirkungslos bleiben muss. Gewöhnen wir also schon im Frieden die Truppe daran, so nahe als möglich, ohne zu schießen, an den Feind heranzugehen. Die Aufregung des Kampfes wird diese Distanzen von selbst entsprechend weit — mehr als uns lieb sein wird — vergrößern. Haben wir diese Distanz erreicht, dann bleibt die Hauptarbeit erst zu machen. Wir erziehen aber verkehrt, denn wir predigen ununterbrochen die Respectierung des feindlichen Feuers und erzielen damit unbewusst das Abbleiben auf unnatürlich großen Distanzen vom Gegner.

Die neue Schießinstruction weist insoferne eine beachtenswerte Wandlung auf, als der in der bisherigen enthaltene Satz, dass das Feuer auf jeder neuen Distanz mit einer Salve eröffnet werden soll, eliminiert wurde. Die Alleinherrschaft der Salve scheint damit gebrochen. Anderseits lesen wir im neuen französischen Exercier-Reglement: „dass es Pflicht der Officiere und Unterofficiere ist, darüber zu wachen, dass die Salve nicht in das Schützenfeuer a u s a r t e." Diesen Glauben, dass das Plänklerfeuer, die unserer Auffassung nach idealste Feuerart, weil sie die Schießausbildung des Mannes zur vollen Geltung kommen lässt, eine Ausartung sei, den wollten wir bekämpfen.

Bei unserer und wohl auch bei der Organisation der meisten Großmächte steht jedoch die Schießausbildung in den Massen nicht auf jener Höhe, um anzunehmen, dass der einzelne Mann in allen

Lagen sein Gewehr richtig gebrauchen würde und daher wird noch auf lange hinaus mit der Salve als Hauptfeuerart gerechnet, also von zwei Übeln das anscheinend kleinere gewählt werden müssen.

Zu welchen Auswüchsen die Anwendung der Salve führt, mag die vielfach beobachtete und stets sonderbar berührende Erscheinung auf den Schießplätzen und Übungsfeldern zeigen, dass nämlich das Salvenfeuer in den Zügen schwarmweise vom rechten Flügel an, nach Art einer General de charge abgegeben wird. Der Grund mochte in der Zeit vor Einführung des rauchschwachen Pulvers darin liegen, um den Rauch verziehen zu lassen und die Beobachtung der Wirkung zu erleichtern. Thatsächlich wird das Gegentheil erzielt. Die Schwarmführer warten ängstlich auf den Moment, wann die Reihe zum Abgeben des Commandos an sie kommt und vergessen darüber die viel wichtigere Beobachtung des Gegners. Auch wird dem Schwarmführer häufig ein bestimmter Platz in der Schwarmlinie angewiesen, den er stets einzunehmen hat. Dies ist reglement- und sinnwidrig und zeigt, was die Sucht nach Gleichmäßigkeit, wohl auch die Furcht vor der Unbeholfenheit unserer jungen Unterofficiere für Blüten treibt.

Um noch einmal auf die neue Schießinstruction zurückzukommen, so hätten wir gewünscht, dass in derselben das Schießen auf große Distanzen nicht als eine Art Schießen, um die Tragweite und Treffsicherheit des Gewehres zu zeigen, sondern als ein wirkliches Übungsschießen aufgenommen worden wäre. Es gibt heute kaum einen Infanteristen, der über die Tragweite des Gewehres im Unklaren wäre, sehr viele aber, welche ungeklärte Begriffe darüber haben, auf welchen Distanzen man thatsächlich eine und was für eine Wirkung erwarten kann. Würden die Schießübungen auf großen Distanzen in möglichst unbekanntem Terrain, auf nicht bekannte Ziele und mit Distanzen anzuordnen sein, welche der betreffende Commandant erst schätzen muss, so würden die Anschauungen über die Wirkungen und den Wert des Weitfeuers sich bald klären. Wir waren bei einem praktischen Versuch in dieser Art zugegen, kannten die Entfernungen, auf welchen die Ziele aufgestellt waren und gewahrten die Unsicherheit und Unrichtigkeit des Distanzschätzens selbst von erfahrenen Officieren und dementsprechend die Mangelhaftigkeit der Schusswirkung. Solche Übungen könnten nicht häufig genug gemacht werden und ihr Erfolg würde gewiss der sein, dass man sich hüten würde, das Feuer selbst auf große Ziele auf zu weite Distanzen abzugeben.

Schließlich sei des Umstandes gedacht, dass bei unseren Friedensübungen und in der Ausbildung, dem Schießen in liegender Stellung so geringer Wert beigemessen wird. Das besonders für unsere Armee so lesenswerte Buch des preußischen General-Lieutenants Roessel

„Österreichische Truppen in den Herbstmanövern 1894“ hat uns da aus der Seele gesprochen. Das Schießen in liegender Stellung mag für den Schützen nicht bequem sein, Überblick und Beobachtung sind erschwert, aber sie ist diejenige, welche in einem künftigen Kriege fast ausschließlich zur Geltung kommen wird und wir müssen demnach mit allen Mitteln trachten, den Mann für das Schießen in dieser Lage — schon auf den Schießplätzen — zur Vollkommenheit zu erziehen. Der Einwand, dass man eine hinter einer Deckung liegende Schwarmlinie im Angriffe nicht mehr aus derselben vorwärts bringen werde, kann nicht gelten. Aber eine kniende und vielleicht sogar ausgerichtete Schwarmlinie gibt allerdings ein schöneres Bild als eine liegende und wir erinnern uns des treffenden Ausspruches eines sehr hohen Herrn, welcher gelegentlich eines Kaisermanövers das stramm ausgerichtete Knieu der Schwarmlinie bei einem Truppenkörper als „Paradeknien“ bezeichnete und scharf rügte.

Ein Steckenpferd unserer Tage ist die Pflege des Patrouillendienstes. Seit dem Winter 1891/92, in welchem zum erstenmale wieder auf die Nothwendigkeit einer intensiveren Betreibung dieses Ausbildungszweiges hingewiesen wurde, wird darin Anerkennenswertes geleistet und die Infanterie ist bestrebt, es hierin ihrer Schwesterwaffe — der Cavallerie — gleichzuthun. Die Sache ist gewiss in die Mode gekommen und man könnte damit vom Standpunkte der Ausbildung zufrieden sein; denn der Patrouillendienst weckt Findigkeit, Entschlossenheit und Selbständigkeit und von diesem Gesichtspunkte ist das jetzt moderne Entsenden von selbst mehrtägigen Infanterie-Patrouillen, nach Art der im Occupationsgebiete, freilich unter anderen Verhältnissen und auf realer Unterlage seit Jahren geübten Streifungen, nur wärmstens zu begrüßen, wenn es hierlands nicht so schwierig wäre, außer dem militärischen Spaziergang ohne Gegner, für diese Patrouillen eine halbwegs plausible Aufgabe zu erfinden. Als Instructionsmittel ist demnach gegen solche weitgehende Infanterie-Patrouillen nichts einzuwenden, sehr viel aber dagegen, dass man sie bei den größeren Übungen häufig und mit einer gewissen Vorliebe anwendet und damit, drastisch gesprochen, der Cavallerie ins Handwerk pfuscht.

Die Anschauung, dass die Infanterie so ausgestaltet werden müsse, um sich in allen Lagen selbst helfen zu können, hat zur Einführung der Meldereiter geführt. Die Infanterie soll dadurch der fallweisen Beigabe von Cavallerie möglichst entbehren können.

Dieses Unabhängigkeitsprincip scheint aber nur bedingt richtig. Wenn wir die Infanterie mit Pionnieren, mit Bäckern, Fleischhauern u. s. w. ausrüsten, so ist dies zweckmäßig und unbedingt nothwendig, weil sie alle diese Organe zur Versehung ihrer häuslichen Ver-

richtungen braucht. Anders steht die Sache, wenn jemand verlangen würde, die ehemals bestandenen Bataillons- oder Regimentsstücke wieder einzuführen und auf das gleiche Gebiet scheint der Ruf nach ständiger Beigabe von Reitern zu gehören.

Das Ideal der Kriegführung liegt in der Vereinigung und gegenseitigen Unterstützung der Waffen. Bei dem in unserem Heere herrschenden kameradschaftlichen Geiste ist die Lage nicht zu denken, dass im Ernstfalle eine solche Unterstützung versagt würde, ein Argument, welches, wie erinnerlich, seinerzeit auch für die Nothwendigkeit der Institution der Meldereiter ins Treffen geführt und durch eigens appretierte Beispiele aus dem Feldzuge 1870 bewiesen wurde. Nun sind die Meldereiter eingeführt, werden auch alljährlich bei den Übungen verwendet, aber die Erwartungen, die man hegte, scheinen sich nicht in vollem Maße zu erfüllen. Wir wenigstens haben nur negative Erfahrungen gemacht. Das Wesen der Institution soll wohl auf taktischem Gebiete liegen, denn der Meldereiter soll seinen Commandanten oder seine Truppe in der Ausübung des engeren taktischen Sicherungsdienstes unterstützen. Die Praxis zeigt aber, dass er hiezu nur selten befähigt ist und darum gewahrt man bestenfalls ihre Verwendung als Ordonnanzreiter, also zum Überbringen von Befehlen und Meldungen und sonach nur als „Meldereiter“ im wörtlichen nicht im taktischen Sinne.

Für den engeren taktischen Sicherungsdienst bei Truppenkörpern, welche im Verbande mit anderen marschieren oder kämpfen, scheinen die Meldereiter überhaupt entbehrlich. Da müssen die Sicherungs- und Gefechtspatrouillen der Infanterie ihre Schuldigkeit thun und werden überdies die allgemeinen Anordnungen für die Sicherung von den Colonnen- und Truppen-Commandanten getroffen, welchen hierzu Cavallerie organisationsgemäß zur Verfügung steht. Bei selbstständig auftretenden Truppenkörpern genügen aber die wenigen beigegebenen Meldereiter gewiss nicht. Da muss wieder separate Cavallerie und seien es nur Patrouillen beigegeben werden, welche den Nachrichten-, Sicherungs- und Meldedienst besorgt. Im ersteren Falle wären sonach die Meldereiter entbehrlich, im zweiten ihre Zahl noch ungenügend, in allen Fällen entsprechen sie, auch was das Material anbelangt, kaum jenen Forderungen und Wünschen, die man bei ihrer Einführung hegte. Wenn man der Infanterie schon intelligente findige Reiter, die vollständig zum Truppenkörper gehören und sich als Angehörige desselben fühlen, beigeben wollte, so sollte es in der gleichen Weise geschehen, wie wir es in der altbewährten Institution der Bataillons-Hornisten bei den Jäger-Bataillonen besitzen.

Es gienge hervor, dass die Cavallerie unter keinen Umständen von der Versehung auch des taktischen Sicherungsdienstes bei der Infanterie entlastet werden dürfte, denn der Nachrichten-, Patrouillen- und Meldedienst ist hauptsächlich ihre Sache, ja ihre eigentliche Domäne. Die Infanterie ist die vorwiegend kämpfende, die Cavallerie die vorwiegend sehende Masse, wenn auch Sehen den Kampf nicht ausschließt, ja ihn häufig unbedingt fordert.

Eine Cavallerie, welche sich mehr als nothwendig auf das Fußgefecht einlassen würde, würde sich an dem Geiste ihrer Waffe ebenso versündigen, wie eine Infanterie, welche für sich die Rolle der eclairierenden Truppe beanspruchen würde. Die Thätigkeit der Infanterie kann in letzterer Hinsicht nur eine ergänzende oder substituierende für die Cavallerie sein; sie soll weitgehende Patrouillen dann entsenden, wenn keine Cavallerie zur Stelle ist, was bei unserer Organisation im Feldkriege nur ein Ausnahmsfall sein wird oder dorthin, wo des Terrains wegen kein Reiter hingelangen kann, was auch nicht Regel sein wird. Sonst überlasse man aber jeder Waffe ihre Aufgabe und treibe keine Künsteleien mit weitgehenden Infanterie-Nachrichten-Patrouillen, die höchstens bei Garnisonsübungen einen Effect erzielen können, weil die Nähe beider Parteien und das bekannte Übungsterrain sie unterstützen oder mit dem Zusammenstellen von Infanterie-Nachrichten Detachements aus den Patrouilleschulen eines Truppenkörpers, was auch schon geübt wurde und deren Thätigkeit, wenn sie thatsächlich etwas leisteten, sehr an die berüchtigten „scharfen Recognoscierungen“ allerdings in kleinem Maßtabe erinnerte, den Unterabtheilungen aber für das Gefecht die zweifellos besten Kräfte wegnehmen.

Dies führt auf die Gepflogenheit der Zusammenstellung eigener Patrouillenschulen im Truppenkörper. Zugegeben, dass damit sehr günstige Erfolge erzielt werden können, so können dieselben doch nur einseitig sein und es bleibt zu bedenken, dass sie der Unterabtheilung wertvolles Material entziehen. In der Infanterie muss nach unseren Vorschriften gefordert werden, dass jeder Mann die Kenntnis des Patrouillendienstes besitze und dass die Ausbildung hiefür, wie der Unterabtheilung überhaupt, einheitlich vom Compagnie-Commandanten geleitet werde. Die sich besonders hiezu eignenden Leute bilden auch zumeist den Stamm für die Unterofficiere, weil sie gewöhnlich die brauchbarsten, intelligentesten und geschicktesten sind. Einem Compagnie-Commandanten dem man alles wegnimmt, was irgendwie bessere oder besondere Ausbildung verlangt, also Patrouillenschüler, Chargenschüler, Pionnierschüler, Manipulationsschüler, Hornistenschüler u. s. w., der wird, weil ihm nur die nicht immer schönen Reste seiner Abtheilung

bleiben, zur Marionette, welche wohl an den großen Inspicierungstagen das zweifelhafte Glück genießt, alle seine Leute dem Besichtigenden vorführen zu können, ansonsten aber vom Cadre nur einen Cadre hat, dessen Heranbildung ihm wenig Freude, gewiss keine Genugthuung gewähren kann. Man vergesse nie, dass der Schwerpunkt der Ausbildung und Erziehung im Truppenkörper in den Compagnien liegt, dass alle Sonderanstellungen, Abcommandierungen u. s. w. diese schädigen und damit indirect das Gefüge des Truppenkörpers erschüttern. Der für die Ausbildung seiner Unterabtheilung verantwortliche Compagnie-Commandant, war auch einmal ein modernes Schlagwort, aber es lag nach den Kriegserfahrungen von 1866 und 1870 eine hohe Berechtigung und ein tiefer Sinn darin. Jetzt scheint auch hierin eine neue Mode Wandel schaffen zu wollen, aber im rückschrittlichen Sinne. Die Specialisierung der Ausbildung darf nicht so weit getrieben werden, dass damit die Ausbildung der Massen beeinträchtigt wird. Von der Forderung der Patrouillendienstschulen in jedem Truppenkörper, bis zur Forderung eigener Schießschulen im Regimente, ist nur ein Schritt und doch wird kaum in Abrede gestellt werden können, dass jeder Infanterist ebensowohl als Schütze, wie als Plänkler, im Patrouillendienst, Marschsicherungsdienst u. s. w. ausgebildet sein muss und dass wir sonach in allen diesen Disciplinen keine Specialisten, sondern einheitlich vor- und durchgebildete Unterabtheilungen brauchen.

Lernen wir also der Infanterie den Patrouillendienst und zwar intensiv, aber halten wir in der Anwendung jenes Maß, welches der Leistungsfähigkeit dieser Waffe gesteckt ist. Welchen Zweck sollen weitgehende Infanterie-Nachrichtenpatrouillen haben, wenn ihre Meldungen nur verspätet beim entsendenden Commandanten eintreffen können? Was soll mit Infanterie-Nachrichten-Detachements oder Streifcommanden im Feldkriege erzielt werden? Zu russischen Jagdcommanden werden wir sie ihrer Herkunft und ad hoc Zusammensetzung nach doch nicht umgestalten können, abgesehen davon, dass der Nutzen dieser Organisation nicht fraglos dasteht und erst die Belastungsprobe eines Feldzuges auszuhalten hat. Jedenfalls aber meinen wir, dass wir in gut durchgebildeten Compagnien auch Kräfte besitzen, welche, wenn erforderlich, den Ochotniks die Spitze zu bieten vermögen werden.

Wohl durch den langen Frieden und die fehlende Abwechslung mitverschuldet, sehen wir in den letzten Jahren ein Geräthe aus der taktischen Rüstkammer von 1859 und 1866 wieder seine Auferstehung feiern, nämlich in der Vertheidigung das Spiel mit den sogenannten vorgeschobenen Stellungen. Es gab eine Zeit und sie ist

noch nicht so lange her, wo in frischer Erinnerung an die Kriegsereignisse jedes Beziehen solcher Stellungen scharf getadelt wurde, wo man jede nicht unbedingt nothwendige Detachierung rügte und wo es bei der Truppenführung Hauptaxiom war, „für den Hauptzweck alles, für Nebenzwecke nur das unvermeidlich nothwendige einzusetzen.“ Jetzt sind andere Zeiten und mit ihnen andere Sitten gekommen und die seinerzeit so berüchtigten vorgeschobenen Stellungen haben wieder ihre Verehrer gefunden.

Blutig waren die Erfahrungen, die wir im Jahre 1866 damit machten, dass wir es nicht verstanden, die Vertheidigung nur in einer Linie, aber in dieser so stark wie möglich zu führen. Wer erinnert sich nicht der Kämpfe der Brigaden Fragner und Kreyssern im Gefecht bei Skalitz um das vorgelegene Gehölz von Dub oder aus der Schlacht von Königgrätz an die verlustreichen Kämpfe um den Swiep-Wald, in dem nach und nach mehr als 50 österreichische Bataillone gegen nur 14 feindliche sich verbrauchten und der rechte Flügel der sonst so starken österreichischen Stellung desorganisiert wurde.

Was soll sowohl mit dem Vorsenden isolierter Abtheilungen aus der Vertheidigungsstellung, wie mit der Annahme vorgeschobener Stellungen überhaupt erzielt werden? Man sagt, dass der Gegner hierdurch über die eigene Schwäche und Stellung getäuscht, zur vorzeitigen Entwicklung veranlasst, also aufgehalten und damit Zeit gewonnen werden soll. Zum Täuschen gehören aber, wie ein altes Wahrwort sagt, zwei, einer, der täuscht, und der andere, der sich täuschen lässt, und es bleibt stets fraglich, ob sich dieser zweite findet. In der Regel wird es gut sein, damit nicht zu rechnen. Zum Gelingen gehören Gunst des Terrains, Ungeschicklichkeit des Gegners und sehr geschickte eigene Truppen.

Die Durchführung muss den Eindruck des Ernstes machen, sonst täuscht sie nicht; wird jedoch dem Angriffe des Gegners zu lange Stand gehalten, so ist der Rückzug gefährdet und damit der Echec kaum zu vermeiden. Die rückflutenden Truppen tragen dann die Panik in die eigene Stellung. Werden die vorgeschobenen Truppen scharf angegriffen und von rückwärts unterstützt, so schlägt man sich nicht in der mit Bedacht ausgewählten rückwärtigen, sondern in weniger günstigen vorderen oder, was das allerschlechteste ist, in successiven Aufstellungen.

Das sind alles längstgekannte Wahrheiten und umso befremdender, dass sie stets wieder vergessen werden. Unklarheit über die Aufgabe und das Terrain verleiten in der Anwendung zumeist zu solchen Künsteleien. Gewiss ist das Terrain mannigfaltig und dem Vertheidiger,

der in erster Linie auf dessen Ausnützung angewiesen ist, kaum jemals so gegeben, wie er es wünschen würde. Aber im Zweifeln und Zaudern, in der Qual der Wahl, die unglücklichste Lösung scheint es, wenn der Vertheidiger sich verleiten lässt, über einer Reihe von schönen Stellungen und dominierenden Punkten zu vergessen, dass er — gleichgiltig ob ein Bataillon, eine Truppendivision oder selbst eine Armee verfügbar wären — stets nur beschränkte Kräfte im Verhältnis zu seiner Aufgabe hat, und dass in allen Lagen weises Maßhalten mit den vorhandenen Kräften und Selbstbeschränkung die einzige Richtschnur seiner Handlungen sein darf. Das Ideal einer Vertheidigung wird stets nur erreicht werden, wenn die Hauptkräfte des Vertheidigers gegen die Hauptkräfte des Angreifers in Thätigkeit treten, der sich dann, wenn die Überzahl nicht allzu groß ist, an der Stellung gewiss die Zähne ausbeißen, wenn nicht verbluten wird. Nur in diesem Sinne kann wahrhaft von einer Stärke der Vertheidigung gesprochen werden, sonst bleibt sie stets inferior und schielt entweder mit den in zu breiter Front entwickelten, oder mit den schwachen, in vorgeschobenen Stellungen geschlagenen und auf die Haupttruppe ungeordnet und erschüttert rückflutenden und diese demoralisierenden Truppen, stets nach dem Rückzuge.

Wenig verständlich wird es stets bleiben, wenn ein Vertheidiger sich nicht ausschließlich von dem Grundsatze leiten lässt, seine Kräfte beisammenzuhalten, denn keine Lage ist ungewisser als die seine. Wird der Gegner angreifen? Wann — wie und wo? Nur zu begreiflich ist es, dass Ruhe und Kaltblütigkeit dazu gehören, in den bangen Stunden, welche einem Angriffe vorangehen, in gewissem Sinne unthätig zu sein, aber es ist deshalb nicht nothwendig, der Phantasie willkürlich die Ziegel schießen zu lassen und jetzt ein Bataillon hierhin, zwei dorthin zu schicken u. s. w. Statt utopischen Plänen vom Täuschen und Abziehen gegnerischer Kräfte nachzujagen, schiene es erwünschter, die Zeit, welche der Gegner lässt, zu technischer Verstärkung der Stellung auszunützen. Der Truppe und den Commandanten wird dadurch die Zeit des Wartens ausgefüllt und die Vertheidigung, wenn Befestigungen mit Geist und Geschick angelegt werden, jedenfalls gekräftigt. Aber besser noch selbst unthätiges Zuwarten als unbedachtes Vorausgeben von Kräften, die bei der Durchführung des Gefechtes und der Entscheidung schmerzlich vermisst werden müssen.

Es bringt dies auf die oft erörterte Frage von Angriff und Vertheidigung überhaupt zu sprechen. Zielbewusste Charaktere entscheiden sich für den Angriff oder für die Vertheidigung, je nach den Verhältnissen, denn selbst dem kühnsten Darauflosgeher kann

es geschehen, dass er die Vertheidigung wählen muss, und führen ihre Absicht entschieden durch. Schwankende, phantastische Naturen hören viel von den Vortheilen der Offensive reden, ohne sie recht zu begreifen, und wenn sie zur Entschlussfassung kommen, können sie sich, weil die genügende Klarheit fehlt, weder für den Angriff noch für die Vertheidigung entscheiden. Weil es aber leichter ist, den negativen Entschluss zu fassen, so wird schließlich doch die letztere gewählt und, weil sie denn doch thätig sein wollen, so verfallen sie, statt ihre Kräfte beisammenzuhalten, auf die Künsteleien mit vorgeschobenen Stellungen und auf das Vor- und Entsenden von Detachements in allen möglichen Richtungen.

Das Hauptmerkmal der Vertheidigung ist die Ungewissheit. Die Initiative gehört dem Angreifer. Der Vertheidiger muss daher seine Kräfte derart bereit haben, dass er, sobald er die Absichten des Angreifers erkennt, diese durchkreuzen kann. Das kann er nur, wenn er eine genügend starke Front bildet und alle irgendwie entbehrlichen Truppen beisammenhält, um sie den Maßnahmen des Angreifers entsprechend einzusetzen. Stets halte man sich, was von der Goltz so treffend sagt, vor Augen: „dass der Vertheidiger nur siegt, wenn er an allen Punkten siegt, dass aber der Angreifer triumphiert, wenn er an einer einzigen Stelle die Oberhand erlangt."

Die sogenannte offensive Verfahrungsweise in der Vertheidigung klingt theoretisch bestechend, ist jedoch praktisch schwierig durchzuführen. Die Kriegsgeschichte wenigstens gibt kaum ein gelungenes Beispiel. Der Rollenwechsel von der Vertheidigung zum Angriff ist für Führer und Truppe, wenn nicht von Haus aus vorbedacht, schwierig, und hierin liegt zumeist einer der Keime des voraussichtlichen Misslingens. Auch lassen sich die Chancen des Angriffes, also der Moment, wann der Vertheidiger in die Offensive übergehen und seine Stellung verlassen soll, schwer bestimmen. Zu früh wäre ebenso verhängnisvoll, wie zu spät und im allgemeinen kann gesagt werden, dass wer Aussichten hat mit dem Angriff zu reussieren, sich nicht freiwillig in die Vertheidigung begeben soll. Wer einmal die Initiative aus der Hand gegeben hat, wird sie am Gefechtstage, in größeren Verhältnissen selbst im Verlaufe des Feldzuges oder der Operation, schwerlich mehr zurückerringen. Treffend urtheilt hierüber Hönig in seinem „Mainfeldzug 1866". Es klingt bestechend, „den Gegner an einer taktisch starken Stellung anrennen zu lassen und alsdann erst offensiv zu werden." Die Erfahrung lehrt aber, dass diese Theorie zu die Truppen ermüdenden und desorganisierenden Hin- und Hermärschen und schließlich erst recht zu Gefechten auf nicht beabsichtigter Stelle und mit zumeist nicht versammelten

Truppen führt und dass Misserfolge die Regel sind. Die von Hönig geschilderten Gefechte bei Kissingen liefern hiefür einen Beleg.

In der Vertheidigung, wie im Angriffe, scheint es das klügste, sich dort zu schlagen und so gut zu schlagen, wie die Umstände es erfordern, ohne Terrainverachtung, aber auch ohne Terrainliebhaberei, die Gunst der Verhältnisse auszunützen und sich mit ihren Nachtheilen abzufinden. Hierin liegt die Einfachheit, aber auch die Sicherheit der Kriegführung. Stets war es ein Merkmal wahrer Feldherrenkunst, sich das Terrain und die Umstände dienstbar zu machen, statt sich denselben unterzuordnen. Anderseits ist es gewiss, dass Künsteleien und Wagnisse, welche eine gottbegnadete Feldherrennatur sich ungestraft erlauben darf, dem gewöhnlichen Sterblichen selten zum Heile ausschlagen und dass es diesem daher geziemt, auch in seinen Mitteln bescheiden zu sein, d. h. sich von der Bahn der Alltäglichkeit nicht zu weit zu entfernen und daher weder im Angriffe, am allerwenigsten aber in der Vertheidigung, den Hauptgrundsatz ausseracht zu lassen, nämlich möglichst alle irgendwie verfügbaren Truppen zum Angriffe, beziehungsweise zur Abwehr einzusetzen.

Eine bei unseren Friedensübungen in den letzten Jahren scharf hervortretende Erscheinung ist die Sucht, dem Feuer mehr als nothwendig auszuweichen und dadurch bedingt im Angriffe die Vorliebe für weit ausholende Umfassungen. Sie gehört auf dasselbe Gebiet, wie die bereits berührte Scheu ernsthaft an den Gegner heranzugehen. Der eingewurzelte Glaube, dass jedes feindliche Geschoss treffen müsse, verleitet dazu. Auf 1500 ^{x} und darüber wird bereits das Feuer aufgenommen und gleichzeitig, zumeist noch ehe genügende Nachrichten über Stärke und Ausdehnung der feindlichen Stellung eingelaufen sind, der Befehl zu einer möglichst weit ausholenden, oft in das schwierigste Terrain verlegten Umfassung gegeben. Diese angesichts der heutigen Feuerwirkung in ihrem Grundgedanken lobenswerte Tendenz, nämlich den Sieg unblutiger zu erringen, an die Stelle von Blut Schweiß zu setzen, wird hierdurch in ihrer Ausführung zur unwirksamen Zeit- und Kraftverschwendung. Wer könnte annehmen, dass einer zu weit ausholenden, daher zeitbrauchenden und vom Gegner bald erkannten Umfassung gegenüber, der letztere nicht Gegenmaßregeln treffen wird, so dass wir vor der Flanke, an der wir erscheinen wollen, fast mit Bestimmtheit eine starke Front finden werden?

Die Erkenntnis, dass der Vertheidiger der Umfassung zumeist eine Front gegenüberstellen wird, führt manche Schriftsteller zu der Theorie, dass der Umfassungskampf auch nur ein Frontalangriff sei. Wäre dies apodiktisch richtig, so lohnte es sich kaum der Mühe,

zu umfassen. Der Vortheil der Umfassung soll darin gesucht werden, dass der Vertheidiger diese neue Front gar nicht, oder nur in überstürzter Weise, also ungeordnet bilden kann, so dass dem Angreifer das Eindringen in die Stellung leichter ermöglicht wird, als beim reinen Frontalangriffe. Für den Vertheidiger gilt in erster Linie das Sprichwort: „Zeit gewonnen, alles gewonnen." Die Anlage des Umfassungs-Manövers soll ihm aber diese Zeit nicht lassen.

Die beiden berührten Misstände zusammengehalten, nämlich das zu weite Ableiben der festhaltenden Gruppe von der gegnerischen Front wegen Respectierung des Feuers und das zu weite Ausholen der umfassenden Gruppe, wieder um das feindliche Feuer möglichst zu vermeiden, potenzieren sich in ihren nachtheiligen Wirkungen.

Eine festhaltende Gruppe, welche den Vertheidiger nicht scharf angeht, ihn nicht zwingt, ihr bedeutende Kräfte gegenüber zu belassen, ihn nicht andauernd unter der Drohung des unmittelbar bevorstehenden Angriffes aus der Front heraus erhält, erfüllt ihren Zweck nur selten. Denn der Gegner wird den Schein von der Wahrheit bald unterschieden haben und einer lässig angehenden festhaltenden Gruppe nicht mehr Ehre anthun, als sie verdient, d. h. ihr nur die gerade nothwendigen Kräfte gegenüber belassen, während er alles Entbehrliche und seine Reserven der drohenden Umfassung entgegenstellen wird.

Extrem gesprochen, hat eine festhaltende Gruppe, welche durch rücksichtslosen Angriff den Gegner in ein hitziges Frontgefecht verwickelt, selbst wenn sie dabei vernichtet wird, ihre Aufgabe erfüllt. Denn sie bahnt der umfassenden Gruppe den Weg zum Siege. Spart sie ihre Kräfte auf, will sie erst, wenn die Umfassung wirksam wird, auch ihrerseits Energie zeigen, dann könnte es leicht geschehen, dass die festhaltende Gruppe wie Umfassung abgewiesen werden und die Vertheidigung beiden gegenüber siegreich bleibt.

Diese Erwägung würde dahin führen, die festhaltende Gruppe nicht, wie dies meist geschieht, als untergeordneten Kampftheil zu betrachten, sondern sie mit ihrer Aufgabe entsprechenden Kräften auszustatten. Die Ansicht, dass der festhaltenden Gruppe nur eine defensive Stelle zugedacht sei, ist nicht zu wörtlich zu nehmen.

Eine Umfassung, welcher anderseits das Moment des überraschenden Erscheinens vor der feindlichen Flanke fehlt und welche daher bereits entsprechende feindliche Kräfte voraussichtlich in guter Stellung sich gegenüber findet, hat wenig Aussicht zu gelingen. Nicht einseitig in dem möglichst gedeckten Herankommen an den Gegner liegt die Bürgschaft des Erfolges, sondern nebst Ausnützung des Terrains, wie es sich vorfindet, vornehmlich in der Raschheit der

Durchführung und somit wäre auch hier vor einseitigem Feuer- und Terrain-Cultus zu warnen.

Weitausholende Umfassungen, und zwar je größer die sich bekämpfenden Truppenstärken sind, lassen sich dem Gegner kaum verbergen.

Weil man z. B. im deckenden Walde selbst nichts sieht, darf daraus nicht geschlossen werden, dass der Gegner auch nichts wahrnehmen kann. Wer erinnerte sich bei den Übungen mit groß angelegten Umfassungen nicht der berüchtigten Schimmel, die an allen Waldrändern auftauchen und dem Vertheidiger bis zur vollsten Bestimmtheit den Weg und jeweiligen Ort der Umfassungs-Colonne anzeigen, des Waffenblitzens, der Bewegung, wenn auch kleiner Patrouillen, welche die sich verborgen wähnende Colonne cotoyieren und aller der sonstigen Anzeichen von soldatischen Lebewesen, welche dem aufmerksamen Beobachter den Marsch einer stärkeren Colonne verrathen.

Bei der so schwierigen Wahl des von der Umfassungs-Colonne einzuschlagenden Weges müsste also vorwiegend die Raschheit der Durchführung, sonach die Überraschung des Gegners, welche bei allen Kriegshandlungen zumeist den Erfolg verbürgt, in Rücksicht gezogen werden. In dieser Hinsicht wird als erschwerendes Moment die Unsicherheit, wo der zu umfassende Flügel zu suchen sein wird, mehr im Kriege als bei Friedensübungen zu Tage treten. Aber auch dieser Umstand würde darauf weisen, bei Anlage der Umfassung vorsichtig zu sein, verlässlich recognoscieren zu lassen, um zu vermeiden, was auch schon vorgekommen ist, dass die Umfassungs-Truppen sich schließlich gegen ein untergeordnetes Seitendetachement des Gegners mit großem Zeitverlust entwickelten und dann zu einem verlustreichen Frontalangriffe gegen den früheren Flügel der Stellung schreiten mussten. Das kleinere Übel zwischen zu weitem Ausholen und Treffen auf einen seitlichen Theil der feindlichen Front, scheint das letztere, weil sich dieses durch erneute Umfassung (Gravelotte in großen Verhältnissen) gutmachen lässt, während das erstere infolge des bedeutenden Zeitverlustes einem ebenbürtigen Gegner gegenüber fast unfehlbar mit einem Misserfolge enden muss.

Dass festhaltende und Umfassungsgruppen stets in einer gewissen, wenn auch losen Verbindung bleiben sollen, scheint selbstverständlich und auch dieser Umstand spricht dafür, nicht zu weit anszuholen. Früher wurde erwähnt, wie wünschenswert es sei, dass die festhaltende Gruppe sich nicht grundsätzlich mit einer defensiven Rolle begnüge; damit soll aber keineswegs das Axiom aufgestellt werden, dass es stets zu einer Vernichtung der festhaltenden Gruppe kommen solle. Im Gegentheile soll die Widerstandskraft der letzteren derart be-

messen sein, dass sie solange kämpfend auszuharren vermöge, bis sie im Vereine mit der umfassenden Gruppe das Schicksal des Tages entscheiden könne.

Die vorstehenden Erörterungen haben, wie alle theoretischen Betrachtungen, einerseits einen vollwertigen Gegner, andererseits einen solchen im Auge, der sich in entsprechender, vielleicht vorbereiteter Stellung befindet. Trifft nur eine von beiden Voraussetzungen nicht zu, dann würde es umso weniger nothwendig und zu rechtfertigen sein, dem Terrain oder dem Schema zuliebe, weitausholende Umfassungen anzulegen.

Im Rencontre-Gefecht insbesondere würde eine solche Kriegführung häufig dem Gegner goldene Brücken bauen. Hier mehr als anderswo gilt der Satz unseres Reglements, dass in zweifelhaften Fällen der kühnere Entschluss stets der bessere ist.

Nicht für den rücksichtslosen Angriff, für zwecklose Menschenschlächterei en gros soll damit eingetreten, aber doch dem zu großen Schonungsprincipe entgegengetreten werden, das überall mehr als im Kriege gelten kann. Der Grundsatz, dass Schweiß Blut erspart, ist unanfechtbar, aber wenn er zu weit getrieben wird, vergrößern sich die Opfer. Eine rücksichtsvolle Kriegführung, welche Menschenleben schonen wollte, hat zur Verminderung der Leiden und Schrecken des Krieges nur selten beigetragen, weil der Gegner das Princip kaum anerkennen wird.

Der Einleitungskampf der Vortruppen wird über Stärke und Widerstandsfähigkeit des Gegners ersten Aufschluss geben. Hierbei ist es nicht gleichgiltig, ob man es mit einem noch unerschütterten oder durch vorhergegangene Ereignisse bereits in seinem Gefüge gelockerten Feinde zu thun hat. Wenn im ersteren Falle Vorsicht geboten ist, so wäre im letzteren Zaudern zumeist ein nicht gutzumachender Fehler.

Ist die Situation soweit möglich geklärt, dann — nicht früher — befehle man den Angriff. Insbesondere im Begegnungsgefecht gibt es kaum ein größeres Übel als zu frühes Anhalten der Haupttruppe und vorzeitige Aufmärsche. Man nennt es Vorsicht und es ist doch zumeist nur Unentschlossenheit. Die Vorhuten sind in der Regel weit genug voraus, und stark genug gehalten, um wenn sie nicht auch ihrerseits in Unentschlossenheit verfallen, sowohl der Aufgabe der Festhaltung des Gegners entsprechen, als durch ihren Kampf die Lage soweit klären zu können, um den jedenfalls bei ihnen befindlichen Commandanten des Ganzen, im Zusammenhange mit den mittlerweile eingelaufenen Nachrichten, die Möglichkeit zur Entschlussfassung zu bieten. Der Angriffsbefehl verschiebe nun die »Haupt-

truppen in jene Räume, und zwar wieder möglichst ohne vorherige, zeitraubende Aufmärsche, von welchen aus die eigentliche Angriffsbewegung beginnen soll.

Auf die in unserem Reglement (Punkt 516) enthaltene Bestimmung, dass wenn der umfassende Angriff, sich als natürliche Folge des Anmarsches mehrerer Colonnen ergibt, derselbe meist am raschesten zum Ziele führen wird, soll besonders hingewiesen werden. Es zeigt dies, von welcher Wesenheit unbedingt bei größeren Körpern gut überlegte Anmarschdispositionen sind, wie sehr das Wagnis hiebei in Rücksicht gezogen werden soll, wie nothwendig es ist, die Truppen schon im Frieden an Märsche auch auf minderen Communicationen zu gewöhnen, und ihre Commandanten daran, das fördernde Eingreifen in das sich entspinnende Gefecht stets im Auge zu behalten. Denn in letzterer Hinsicht ist bei getrennt vorrückenden Colonnen die Gefahr, dass auch rechtzeitig abgesendete Angriffsbefehle zu spät oder gar nicht einlangen, niemals ausgeschlossen.

Bis zur Stärke einer Truppendivision wird sich ein Anmarsch in mehreren Colonnen selten empfehlen, über diese Stärke hinaus jedoch, wenn nur immer möglich, insbesondere auf dem communicationsarmen russischen Kriegsschauplatz, welcher eine Vervielfältigung der Colonne im Angesichte des Feindes nicht immer gestatten wird, anzustreben sein.

Dass die idealste, wohl auch schwierigste, weil kühnste Art der Vereinigung der Colonnen, wir möchten sie das Moltke'sche Princip nennen, jene am Feinde ist, beweist die Kriegsgeschichte (Königgrätz 1866 und 1870). Die Vereinigung vorher mag sicherer sein, führt aber kaum zu so entscheidenden Erfolgen, am wenigsten dann, wenn vorherige Aufmärsche Zeitverluste herbeigeführt und die Truppen überflüssig ermüdet haben.

Das baldige Verstärken der festhaltenden oder den Kampf einleitenden Truppen wird in den meisten Fällen nicht zu vermeiden sein, insbesondere dann, wenn schwache Vorhuten ausgeschieden waren. Es scheint aber, dass insbesondere in ungewissen Lagen, wie sie im Kriege die Regel sind, starke Vorhuten stets zur Anwendung gelangen sollten und dass jene Anschauung, welche meint, mit starken Vorhuten in Gefechte an nicht beabsichtigter Stelle oder von zu großer Intensität verwickelt werden zu können, geringe Berechtigung hat. Denn starke Vorhuten geben der Angriffsbewegung den initiativen Zug nach vorwärts und erleichtern die Führung der Aufgabe. Wenn der Commandant des Ganzen sich bei den Einleitungstruppen befindet oder sofort zu dieser voreilt, obliegt die Regelung des Gefechtsganges ihm und er wird imstande sein, Ausartungen hintanzu-

halten. Schwache Vorhuten scheinen das größere Übel. Ihre Commandanten ermangeln naturgemäß der Initiative und sie werden den ihnen reglementarisch zugefallenen Aufgaben in keiner Weise entsprechen können.

Dagegen wäre mit dem Ausscheiden von Reserven im Angriffe Maß zu halten. Je höher ein Commandant steht, desto weniger bedarf er der speciellen Bezeichnung einer solchen, weil er über alle am Gefechtsfelde vorhandenen Truppen verfügt und zumeist in den noch im Anmarsche befindlichen das Mittel hat, um bedrohte Truppen unterstützen oder die Hauptangriffsgruppe verstärken zu können. Man stelle auf dem Gefechtsfelde eines Corps nach unserem Übungsgebrauche sich vor, was in einem bestimmten Momente als Reserve, also als nicht kämpfender Theil ausgeschieden ist. Das Corps wollen wir hierbei zu 30 Bataillonen annehmen und von der Compagnie-Reserve absehen.

Es würde ausgeschieden sein, etwa

30 Compagnien	Bataillons-Reserven	—	7 Bataillone
8 „	Regiments-Reserven	—	2 „
4 Bataillone	Brigade-Reserven	—	4 „
4 „	Divisions-Reserven	—	4 „
3 „	Corps-Reserve	—	3 „
	somit . . .		20 Bataillone Reserven,

von im ganzen 30 Bataillonen. Diese Rechnung ist allerdings nur sehr schematisch zu nehmen, auch nicht richtig, denn nicht alle 30 Bataillone sind in der Feuerlinie und haben ihrerseits Reserven ausgeschieden, ebensowenig wie alle Regimenter und Brigaden. Aber annähernd liefert sie einen Maßstab, weil ganze zurückgehaltene Bataillone, Regimenter oder Brigaden, zu den Reserven der kämpfenden Truppentheile zugeschlagen, zu nicht sehr differierenden Zahlenergebnissen führen würden. Jedenfalls dürfte sie zeigen, zu welchen Übertreibungen eine zu weitgehende Ausscheidung von Reserven führen kann.

Die Nothwendigkeit der Ausscheidung starker Reserven obwaltet vorwiegend beim Vertheidiger, der ihrer in seiner ungewissen Lage nicht entrathen kann. Der Angreifer dirigiere seine Colonnen der Angriffsabsicht entsprechend und trachte zum Gelingen alles einzusetzen. Nochmals sei der Goltz'sche Ausspruch in Erinnerung gebracht, dass der Angreifer siegt, wenn er nur an einem Punkte durchdringt, während die Vertheidigung auf allen Punkten die Oberhand behalten muss. Wenige zurückgehaltene oder an unrichtiger Stelle verwendete Bataillone können den Angriff zum Scheitern

bringen, welche rechtzeitig und richtig, also beim Hauptangriff eingesetzt, den Sieg errungen hätten.

Nur zu häufig fehlt jedoch in Gefechten oder Schlachten der Muth, die letzte Kraftanstrengung zu wagen und diese Unterlassung wirkt entscheidend.

Wer erinnerte sich hierbei nicht der sonst dem Charakter Napoleons ferne gelegenen Schonung seiner Garde in der Schlacht bei Borodino 1812, welche die Russen vor der völligen Niederlage bewahrte, oder der Schlacht bei Königgrätz 1866, allerdings einer Vertheidigungsschlacht von unserer Seite, in welcher die starken österreichischen Reserven wohl keine zutreffende Verwendung fanden, zum mindesten verspätet und nur zur Abwehr eingesetzt wurden, endlich der dritten Schlacht bei Plewna, in welcher die Russen in der übertriebensten Weise Reserven ausgeschieden oder eigentlich Truppen zurückgehalten hatten (von 106 Bataillonen, 41 und an 100 Geschütze) und die den eigentlichen Sturm durchführenden Truppen auf einer langen Front verzettelten.

Kuropatkin, dem wir diese letzteren Zahlenangaben entnehmen, verwahrt sich zwar gegen die Auffassung, dass die zurückgehaltenen, nicht zur Thätigkeit gekommenen Truppen als Reserven bezeichnet werden dürfen, sondern hebt hervor, dass der Begriff „Reserve“ die Tendenz umfasse, sie im richtigen Augenblicke einzusetzen.

Musterhaft dagegen ist das Verhalten des preußischen Generals Alvensleben in der Schlacht bei Vionville-Mars la Tour am 16. August 1870, welcher, nachdem dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung entbrannt war, sich, wie die Darstellung des preußischen Generalstabes[1]) bemerkt, nur eine sehr schwache Infanterie für ausschließliche Verfügung auszuscheiden vermochte. Zwei als solche zurückgehaltene Bataillone gab Alvensleben erst aus der Hand, als ihm durch Oberst Lehmann eine neue Reserve zugeführt wurde. Diese wiederum setzte er erst ein, als die Besetzung der Tronviller Büsche geradezu unaufschiebbar geworden, gleichzeitig aber auch der Anmarsch der 20. Infanterie-Division gemeldet war.

Man sei also sparsam in der Ausscheidung von Reserven im Angriffe und betrachte dieselben hierbei weniger von dem ängstlichen Standpunkte eines Rückhaltes für unglückliche Zufälle, als von dem der Angriffstendenz entsprechenderen, dass sie an der entscheidenden Stelle einzusetzen sind und demnach rechtzeitig der Hauptangriffs-Colonne zu folgen haben.

---

[1]) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 18.

Die Erörterungen über den Angriff zusammenfassend, sei als für die Mehrzahl der Fälle brauchbar hervorgehoben, starke Vorhuten, um eine genügende Dauer und Intensität der Einleitungskämpfe zu ermöglichen, ferner die thunlichste Vermeidung zeitraubender Aufmärsche der Haupttruppen, wenn nicht angängig, so doch die möglichst späte Anordnung derselben, endlich die Hochhaltung des der Moltke'schen Führung entnommenen Grundsatzes, dass, wenn die Vorrückung in mehreren Colonnen erfolgt, die Vereinigung derselben thunlichst am Feinde angestrebt werden sollte, und schließlich sparsames Ausscheiden von Reserven und deren rechtzeitige Verwendung zur Hauptentscheidung.

Die wesentlichste Sache für die Führung größerer Körper im Angriffe ist die rascheste Erlassung des Angriffsbefehles. Je höher der Führer steht, desto weniger darf damit gezaudert werden und bei Armeen werden häufig die schon am Vortage gegebenen Directiven die Stelle des Angriffsbefehles ersetzen müssen (Moltke bei Gravelotte). Dass in der raschen und richtigen Befehlertheilung eine der größten Schwierigkeiten für die Führung liegt, sei bedingungslos zugegeben, insbesondere im Begegnungsgefecht, aber auch bei der Vorrückung gegen einen Gegner, der sich in Stellung befindet. Selbst bei der besten und thätigsten Cavallerie werden die Nachrichten anfänglich zumeist dürftig, lückenhaft und widerspruchsvoll sein und wird sich der Commandant vieles im Geiste aus den Ereignissen des Vortages und durch persönliche Anschauung am Gefechtstage, also durch Voreilen oder durch seine Anwesenheit bei den Einleitungstruppen ergänzen müssen. Inwiefern er hiebei das Richtige trifft, hängt von seinem Genie ab. Aber rasche Entschlussfassung thut noth und kein energischer Commandant kann und wird mit der Befehlsgebung warten, bis die volle Klärung der Sachlage eingetreten ist, weil eine solche kaum bei Friedensübungen, fast nie im Ernstfalle rechtzeitig zu erwarten ist. Man tröste sich im Zweifeln und Schwanken mit dem Bewusstsein, dass es sich im Kriege nicht so sehr darum handeln kann, stets den richtigsten Entschluss, sondern überhaupt einen Entschluss zu fassen und diesen sachgemäß und den Verhältnissen entsprechend durchzuführen. Der Erfolg steht bei Gott und ist zumeist Sache des Glückes und der unberechenbaren Zufälle.

Zweckmäßige Anmärsche erleichtern den Entschluss. Insbesondere der Feldzug 1870/71 hat den Beweis geliefert, dass die glücklichsten Angriffsbewegungen aus geschickt eingeleiteten und combinierten Angriffsmärschen hervorgegangen sind (Wörth, Gravelotte,

Beaumont, Sedan u. s. f.) und oft allein durch die initiative Thätigkeit der Untercommandanten entschieden wurden.

Die Entschlussfassung wird auch erleichtert, weil der Angreifer in der glücklichen Lage ist, das Angriffsziel selbst wählen zu können, während der Vertheidiger hievon zumeist überrascht wird.

Goltz in seinem „Volk in Waffen“ sagt: „Die Elemente des Angriffes sind Schnelligkeit und Gewaltsamkeit, die der Vertheidigung Ausdauer und Zähigkeit“, und Blume in seiner Strategie, dass „kühnes Wagen kühles Wägen nicht ausschließt“.

Wir sind mit unseren skizzenhaften Erörterungen über den Angriff zu einem Abschluss gelangt. Es ist ein reiches und dankbares, aber auch ein unerschöpfliches Gebiet. Angriff wie Vertheidigung haben ihre Vorzüge und Nachtheile und es wäre Mangel an Einsicht in bestimmten Fällen, die Vertheidigung nicht gelten zu lassen. Aber die Ausbildung eines Herres soll auf den Angriff gerichtet sein und darum jede entschlossene Handlung schon bei den Friedensübungen Anerkennung und nicht etwa darum Tadel finden, weil wir in der Zeit eines weittragenden Gewehres leben. Hervorragende Bewaffnung unterstützt den herzhaften Angriff. Die Lösung, ob Angriff oder Vertheidigung, hängt hauptsächlich vom Charakter der Handelnden ab. Derselbe Führer und dieselbe Truppe, welche heute durch ihren Thatendrang und ihre Energie Bewunderung hervorrufen, können morgen versagen.

Aber es gibt Charaktere, welche sich niemals zu einer entschlossenen That aufraffen werden und für diese sind unsere Darlegungen nicht geschrieben. Der gute Soldat wird sich, wo angängig, stets für den Angriff entscheiden in kleinen und großen Verhältnissen. Bleiben wir immer eingedenk, dass die Nachwelt selbst dem erfolgreichen Vertheidiger selten Ruhmeskränze flicht.

Unsere Erörterungen sind von der Grundanschauung ausgegangen, dass ein langer Friede, wie wir ihn haben, auf militärischem Gebiete Strömungen an die Oberfläche treibt, welche mit der wahren Natur des Krieges und mit dessen ewig unveränderlichen Gesetzen nicht vereinbar sind. Wir sind entfernt davon zu glauben, dass uns der Beweis gelungen wäre. Was wir bieten konnten, sind Andeutungen und Anregungen, oder um den Titel eines im Vorjahre erschienenen Werkchens zu gebrauchen, Meinungen und Mahnungen. Unsere Meinung ist gut. Dass die Mahnungen, wenn sie es verdienen, auf fruchtbaren Boden fallen mögen, wünschen wir herzlich.

Abyssinien.

Eine geographisch-historische Skizze von Oberlieutenant J. G.

An die breiten, wellig einförmigen Hochebenen des Somali-Landes lehnt sich scharf nach Norden vorspringend, wie eine Bastion, das auf dem Grunde hoher, stufenweise übereinander gethürmter Plateaus sich aufbauende abyssinische Gebirgsland an. Auf dem Rothen Meere vorüberfahrend, sieht man dasselbe wie eine blaue, bezinnte Mauer auftauchen, von einigen die „afrikanische Schweiz" genannt, von anderen gerühmt als eine „Felsenburg wie der Königstein, aber so groß wie der preußische Staat."

Aus den ringsum liegenden niedrigen Landschaften steigt Abyssinien im Norden und Süden allmählich, im Osten und Westen aber unvermittelt zu einem äußerst zerrissenen Alpenland von 2000 *m* mittlerer Erhebung auf. Das Innere ist eine Folge grasreicher, aber meist waldloser Plateaus, auf welchen sich zahlreiche isolierte Felsmassen mit senkrecht abfallenden Wänden und von sehr verchiedener Größe erheben. Während einzelne derselben nur mit Leitern erstiegen werden können, haben andere das Aussehen von Tafelbergen, sind auf der Gipfelfläche wohlbewässert und mit üppiger Vegetation bedeckt, daher auch bewohnt und angebaut. Diese Felsmassen dienen der Bevölkerung in ihren Kriegen gegen auswärtige Feinde und bei ihren inneren Fehden als natürliche Festungen, und werden mit dem allgemeinen Namen „Amba" bezeichnet. Berühmt ist die Amba von Magdala, auf deren Gipfel der trotzige Theodorus II. am Ostermontag 1868 dem Ansturm der englischen Truppen unterlag. Außerdem sind aber die Hochebenen von ansehnlichen, nur theilweise von einander getrennten Gebirgsketten durchzogen. Der Hochebenencharakter tritt also nur in beschränktem Maße aus der Gebirgsnatur hervor. „Alles vergegenwärtigt hier den Charakter der Hochalpen Europas und es fehlen nur die malerisch gelegenen Sennhütten, die zerstreut weidenden Herden fetter Kühe und die Schweizerhirten mit ihrer Nationaltracht, um die Eindrücke einer Alpenreise sich auf das lebhafteste zurückzurufen", sagt der Afrikaforscher Rüpell vom Gebirgslande Simens in der Nachbarschaft des Abba Jaret (4483 *m*). Fügen wir aber zu diesen Mauern, Zinnen, Thürmen, Spitzen noch

die Kegel der Vulcanberge, die gerundeten Hügelkuppen der Granit- und Schieferregionen, die blauen Gebirgsseen in 2500 *m* Höhe, die tropische Vegetation der Thäler, so steigt ein Gebiet vor uns auf, dem wenige der Erde an Größe und Schönheit der Natur sich vergleichen, und das man wohl das schönste Land von Afrika nennen kann.

Im Zuge der bedeutenderen Höhen tritt am entschiedensten der 2000—2500 *m* hohe Ostabfall hervor, der 7 Breitengrade ohne wesentliche Lücke durchzieht, während eine imposante Zusammendrängung der höchsten Erhebungen am Nordwestrande in der Landschaft Simen stattfindet. Damit ist es auch entschieden, dass fast alles Gewässer nach Westen abfließt, oder es gehört mit anderen Worten, Abyssinien dem Stromsysteme des Nil an.

Mit dieser so vorwaltend binnenwärts gerichteten Bewässerung sind dem Lande die bequemsten Wege nach einer Seite gewiesen, von welcher es wenig an Cultur, an fruchtbaren Anstößen, selbst nur an Waren ziehen konnte. Es ist hier noch weit von Egypten und vom Hauptstrome des Nil, und nur zu barbarischen Völkern führen diese schönen Ströme, Träger so reicher Möglichkeiten von Cultur und Verkehr, hinaus. Den großen Gaben hat die Natur ihren größten Wert genommen, da sie das Land der Communicationsmittel beraubt hat. Es fehlen die Flüsse, die sich schiffbar in das rothe Meer ergießen, es fehlen die allmählich nach Osten sinkenden Ebenen, die gegen die Küste auslaufend, den Transport ermöglichen. Die Flüsse dieser Seite haben nur einen Theil des Jahres Wasser, dann aber sind sie reißende Bergströme zwischen hunderte von Meter hohen Felswänden eingeschlossen.

Wo Abyssinien am weitesten in seiner vollen Eigenartigkeit als Hoch- und Gebirgsland sich nach dem Meere hinausstreckt, da ist die einzige Stelle, wo es sich dauernd den Weg zum Meere offen gehalten hat. Es ist dieses in der nordöstlichen Richtung auf Massaua zu. Der kürzeste, und für die christlichen Abyssinier stets wegen der Sicherheit vor mohammedanischer Invasion gangbarste Weg führt auf dieser Seite von dem alten Hafenplatz Massaua hinauf. Derselbe erhebt sich schon auf der zweiten Tagereise aus dem flachen, dürren Sandufer in die Hügelregion, durch welche er drei Tagereisen hindurchführt, um über den Granitkamm des Taranta-Passes die eigentliche Gebirgsregion, die Region kühler Bäche, schattiger Tamarindenwälder und saftiger Wiesen zu erreichen. Höher ansteigend, kommt man in die Wälder von Cedern und Warabäumen bis an den Rand der ersten Stufe der Hochebene. Von hier steigt man über Höhenzüge und durch breite, thalartig zwischen ihnen ausgebreitete Stücke der Hochebene empor, wobei man die thurmartig aufstarrenden,

zerklüfteten, mit ewigem Schnee gekrönten Hochgebirge des Westens und Südwestens vor Augen hat. Die ausgebreitetste der gebirgigen Hochebenen dieser Stufe ist das berühmte Land Tigre. Über neue, höhere Gebirgswälle, deren Pässe fast in die Schneeregion ragen, und durch Steilheit und Wegelosigkeit höchst schwierig sind, führen dann felsige, selbst für Maulthiere oft nicht mehr gangbare Pfade in die centralen Landschaften von Dembea und Simen. So ist der eigentliche Kern des Landes von dem ihm doch so nothwendigen Küstenstrich abgeschlossen und der Besitz der eigentlichen Meerespforte Massaua noch nicht ausreichend für eine weitere Besitznahme, solange nicht ein großer Verkehrsweg wie eine unentbehrliche Lebensader geschaffen ist. So erklärt es sich aber auch, dass Abyssinien aus mehr als 20 Völkern zusammengesetzt, wegen der natürlichen Zerklüftung des Landes so selten zu einer starken Einheit zusammengerafft werden konnte.

Geognostisch ist Abyssinien vorwiegend vulcanischer Natur und nur von Osten her ragt die Kalk- und Sandsteinformation in den vulcanischen Kern keilförmig hinein. Schon in dem 20—60 *km* breiten Küstenland Samhara finden sich ausgebrannte Krater, Lavaströme und Lavafelsen. Ebenso ist der ganze nördliche Rand des Hochlandes mit Massen von Lava, Schlacken, Mandelsteinen und Basalt bedeckt; weiter im Inneren ist der Tanasee von einem schroffen, aus vulcanischem Gestein bestehenden Kamm umschlossen, an welchem zahlreiche warme Quellen entspringen. Active vulcanische Thätigkeit hat man 1861 noch beim Vulcan Ed am rothen Meer beobachtet. Der Darstellung oro- und hydrographischer Verhältnisse sei nicht mehr Raum gestattet, da selbe bereits im dritten Bande des Jahrganges 1888 der Streffleur'schen Zeitschrift zur Genüge behandelt wurden, und möge daher unsere Skizze nur eine Ergänzung jener Fragen sein, die in der erwähnten Schilderung von Oberstlieutenant Valle flüchtig oder gar nicht berührt erscheinen.

Das Klima Abyssiniens weist der Beschaffenheit des Landes entsprechende, staffelförmig übereinander befindliche Zonen auf. Die niedrigste derselben bilden die Küstenländer des rothen Meeres. Die Samhara ist glühendheiß. Der Inselhafen Massauas hierselbst hat sehr große Hitze, ohne darin beträchtlich zu wechseln. $+35$— $+30^0$ Réaumur scheint nach Rohlfs die Durchschnittstemperatur des Jahres zu sein. Im Winter sinkt das Thermometer daselbst kaum unter 20^0. Da in der Samhara die Tropenregen fehlen oder nur periodisch eintreten, so ist hier zugleich die Athmosphäre außerordentlich trocken.

Im Hochlande unterscheiden die Eingeborenen drei Klimagürtel: die Kola oder Kulla unter 1600 *m* mit einer Durchschnitts-

temperatur von + 20—25° Réaumur. Die Woina-Deka (1600 bis 2400 *m*), das Weinland; hier schwankt die Wärme zwischen 11—22° R. Endlich die Deka. Bei Tage herrscht hier wohl 7—10° R, bei Nacht sinkt jedoch das Thermometer häufig weit unter den Gefrierpunkt. An Feuchtigkeit fehlt es dem Hochlande nicht. Im nördlichen Theile beginnt die Regenzeit im April, um mit Unterbrechungen bis October anzuhalten; in Schoa dauert sie von Mitte Juni bis September. Die Regengüsse sind recht heftig. Mit unglaublicher Rapidität schwellen sie Bäche und Flüsse an, die zu verheerenden Strömen werden. Da werden Felsblöcke losgewaschen, Bäume untergraben und ganze Buschdickungen losgerissen. Die von solchen Wildströmen abgelagerten Schlamm- und Schuttmassen verwandeln fruchtbare Halden, blühende Bergwiesen und Thalweiden binnen kürzester Frist in Einöden. Die stattfindenden Überschwemmungen verwüsten ganze Districte und unterbrechen die Verbindung von einem Orte zum andern manchmal für Wochen, ja selbst für Monate.

Das Klima des abyssinischen Hochlandes ist überaus zuträglich. Bei der außerordentlichen Reinheit der Luft erfreuen sich die Bewohner der höher gelegenen Gegenden einer ausgezeichneten Gesundheit; nur rheumatische Übel werden durch die kalten Winde veranlasst. In Schoa grassiert der Aussatz. In der Kola und den heißen Flusstheilen jedoch herrschen Dysenterie, Fieber, welche besonders den Weißen verderblich werden. Syphilis ist leider sehr stark verbreitet.

Der Pflanzenwuchs ist bei den verschiedenen klimatischen Verhältnissen des Landes sehr mannigfaltig und in günstigen Lagen außerordentlich üppig. Während er in den hochgelegenen Gegenden schon ganz alpin ist, hat er in der Kola und in den heißen Thälern des unteren Mareb und Takazzé tropischen Charakter.

An der rothen Meeresküste zieht sich ein zum Theil in das Seewasser tauchender Gürtel von Schora-Bäumen hin. Es sind mäßig große Stämme mit unscheinbaren Blüten und dem gemeinen Ölbaum an Form und Farbe ähnlichen Blättern. Die Schora wurzelt im Strandschlamm und sendet spargelartige aufrechte Schosse, welche mit dem Geäst des Baumes sich zu einem kaum durchdringlichen Dickicht verwirren. In ihnen herrschen stickende Hitze und kothige Ausdünstungen, die der Gesundheit Schaden bringen.

Landeinwärts entwickeln sich in der Samhara auf einem theilweise salzhaltigen, sandig-thonigen Boden Büsche von Akazien mit dornstrotzenden Zweigen und feingefiederten Blättern. Daneben wuchern die lederartigen Blätter der Kappernpflanzen und die knorrigen, stachligen Äste des Christdorns. Die zierlichen Zweige der ungefähr

an unsere Cypressen mahnenden Tamarisken, sowie die grau und blaugrün aussehenden Büsche des Oschur unterhalten einen anmuthigen Wechsel im Laubcolorit. Den bizarrsten Eindruck machen aber die Wolfsmilchstauden mit mehrkantigen, an Säulencactus erinnernden fleischigen Zweigen. Dem Buschwerk der Samhara fehlt es aber auch nicht an malerischen Schlinggewächsen. Es zeigen sich schön blühende Winden, rankende Gurkenpflanzen und jene ganz Mittelafrika durchspannenden Cissus, Geschwister unseres wilden Weines.

In der niedersten Kola finden sich die fiederblättrige Tamarinde, deren säuerlicher Fruchtteig eine unendliche Wohlthat für die Tropen bildet, und der ungeheuere Baobab (Adansonia). Seine länglich-runden Früchte werden fast fußlang. Unter der harten, mit wolligem Flaum bedeckten Schale liegen in weißliches Mark eingebettet viele nierenförmige Samen. Der zähe Bart dient zu Flechtwerk, das junge Laub als Gemüse. Das Fruchtmark gibt, in Wasser gequetscht ein säuerliches erfrischendes Getränk ab. Der Samen vertritt bessere Kaffeesurrogate. In der mittleren Region der Kola beginnt die Vegetation der Aloepflanzen, denen sich der Ölbaum anschließt. Das sehr schöne Holz desselben wird als Baumaterial und zum Brennen verwertet.

Die Woina-Deka führt ihren Namen nach dem Weinstock, der bis 2500 *m* Höhe geht. Hier gedeihen auch Hülsenfrüchte. Mais Weizen, Gerste und andere Cerealien, sowie Kaffee. Eine der schönsten Pflanzen ist eine wildwachsende Banane, der Enset. Ihr Stamm wird fast nur von den Stilscheiden der mächtigen, weit auseinandergehenden länglich-elliptischen Blätter gebildet, auf deren Unterseite die dicke, purpurne Mittelrippe sich sehr bemerkbar abhebt. Purpurn zeigen sich auch die kurzen Blattstiele und der Stamm. Wilde Rosen, duftender Jasmin, goldig-blühendes Harthen, weiß-blühender Agem, violetter Bulkefa zieren diese Region mit reichem Blütenschmuck. Auch die Kartoffel ist hier eingeführt. Reichthum, Mannigfaltigkeit, Fülle und Üppigkeit zeichnen die Woina-Deka aus.

Den größten Theil des Landes nimmt die Deka ein. Bis zu 3900 *m* gedeihen Gerste, Weizen, Einkorn. Hier sind Rasen buntgescheckt von Heidekraut, Frauenmantel, Primel, Quendel und prächtigen Amaryllideen. Hier entfaltet auch der Cussobaum, ein sicheres Bandwurmmittel, seine anmuthig gefiederten Zweige, streckt die Gibara aus einem dichten Blätterbüschel 10—15 Fuß hohe, mit violetten Blumen besetzte Blütenhafte hervor.

Neben ihr blühen Alpenpflanzen. An den hohen kahlen Felsen der Deka wuchern Flechten, wie sie hochgelb, aschgrau und schwarzgrün auch unsere europäischen Gesteine bekleiden.

Außer den schon erwähnten Getreide- und Ölfrüchten werden in Abyssinien folgende Nutzpflanzen angebaut: Rettige, Senf, Zwiebeln, Knoblauch, Wein, Pfirsiche, Mandeln etc. Reich ist das Land an Medicinal-Pflanzen, namentlich an wurmtreibenden (Cusso, Brayera); Celastus dient gegen Wechselfieber; Ricinus ist häufig. Bambus, Sykomoren, der Ölbaum, Akazien liefern Nutzholz.

Kaum minder reich als die Pflanzenwelt ist die Thierwelt Abyssiniens. Elefanten, die bis zu einer Höhe von 2500 *m* hinaufgehen, Nashörner, Nilpferde, Büffel und wilde Schweine bevölkern die Kola. Große Rinderherden weiden auf den wiesenreichen Strichen des Hochlandes. Kameele finden sich aber nur in der Samhara und im Adâlland. Schafe werden besonders in der Provinz Begemeder, treffliche Pferde und Maulesel auf den Hochebenen Nordabyssiniens und in den Gallaebenen gezüchtet. Giraffen bewohnen die sandigen südöstlichen Gegenden, Antilopen Gebirge und Ebene; mehr vereinzelt kommen wilde Ziegen vor. Raubthiere, namentlich Schakale und Hyänen werden oft zur Landplage. Löwen schweifen in der Samhara und im Adâlgebiet, Panther und Leoparden, wilde Katzen, Luchse, Füchse und Zibethkatzen in Enarea und Kaffa umher. Affen sind in verschiedenen Arten, darunter der schwarz- und weißgefärbte Guereza, wie der im Hochgebirge weilende Tscheladapavian.

Die Vogelwelt Abyssiniens ist sehr reich. Zunächst fallen uns die Raubvögel ins Auge, Geier, Adler, Falken. Von Schwalben sind hier nicht allein unsere Haus- und Rauchschwalbe, sondern auch mehrere einheimische, zum Theil sehr niedliche Formen zu finden. An Sängern besitzt es Finken, Lerchen, Drosseln, an Hühnern Sand-, Stein- und Perlhühner. Die Laufvögel zeigen sich zunächst durch Trappenarten repräsentiert. Der Strauß besucht nur die Kola und die Steppen der Küstengegenden. An den Küsten wimmelt es von Möven, Seeschwalben, Kormoranen, Pelikanen, Enten, Gänsen, Flamingos.

Von Amphibien und Reptilien gibt es Krokodile in Menge, jedoch nur in den größeren, wärmeren Flüssen, Seeschildkröten an der Rothen Meerküste; große Schlangen in der Kola; an Giftschlangen ist jedoch das Land zum Glücke nicht reich.

Von Insecten treten Heuschrecken und Termiten oft als Landplage auf.

Von Mineralien findet sich Gold in den Alluvionen am Mareb, in den Trachytgesteinen von Schoa. Eisen ist besonders in

Tigré und Schoa am Tschatschafluss verbreitet. Steinkohlen birgt der Ostrand des Plateaus von Schoa, Salz die flachen Striche des Adallandes.

Die Bevölkerung Abyssiniens, $4^1/_2$ Millionen auf 508.000 Quadratkilometern, ist sehr gemischt. Durch die Polygamie und den Sclavenhandel, welcher seit Jahrhunderten Frauen aus verschiedenen Völkern ins Land gebracht hat, wurden die einheimischen Typen vielfach verwischt, wie dadurch auch die Ausbildung eines festen, nationalen Charakters mit scharfem Gepräge bei den einzelnen Völkerstämmen unmöglich geworden ist.

Als Ureinwohner des abyssinischen Alpenlandes sind die Agau anzusehen, welche noch heute den Grundstock der ganzen Bevölkerung bilden und selbst wieder in mehrere Stämme zerfallen. Sie bewohnen den Westen Abyssiniens, die Provinz Agaumedes und Agau und sind von mittlerer Körpergröße, wohl gebaut, eher etwas zierlich als kräftig. Der Kopf ist lang, die Stirn sanft gerundet, manchmal stärker gewölbt, die Nase vorstehend, hat einen geraden oder gewölbten Rücken, eine häufiger stumpfe als scharfe Spitze, ziemlich breite Flügel. Fleischige Lippen, ein kleines, etwas zurückweichendes rundes Kinn, lebhafte Augen und schwarzes, kleingelocktes Haar sind ihnen eigen. Der Bart ist schwach, die Farbe umberbraun oder ins röthlichbraun spielend. Bei manchen Agau fällt das starke Hervorragen der Nase und des üppigen Mundes auf; dergleichen Profile erinnern an altegyptische.

Zu den Agau müssen auch die Falascha gerechnet werden, die früher sogar das Land zeitweilig beherrschten, jetzt aber auf einen kleinen Winkel am nordöstlichen Ufer des Tanasees zusammengedrängt sind. Sie sind schwarz und werden noch heute von vielen für echte Juden gehalten, welche von irgend einem assyrischen Eroberer aus dem gelobten Lande vertrieben sein sollen. Sie sind die Eisenindustriellen Abyssiniens und daher wie die Bearbeiter dieses wichtigen Metalles in einem großen Theile von Afrika in den Augen des übrigen Volkes von einem unheimlichen Nimbus umgeben. Sie halten den Namen Gottes hoch, heiligen den Sabbath am Samstag, verneinen die göttliche Abstammung Christi, erklären die Wöchnerinnen für unrein, schlachten Ostern ein Opferlamm, schätzen die fünf Bücher Moses sehr hoch etc. Sie leben wie die Mohammedaner streng in Quartieren der Städte und in besonderen Dörfern abgegrenzt. Sie haben Vieh, treiben Ackerbau, Baumwollweberei, das Schmiede-, Maurer-, Zimmerer- und Töpfergewerbe, verstehen aber auch die Silberarbeit. Ihre Gotteshäuser sind von den christlich-abyssinischen Kirchen nicht verschieden. Sie haben nicht bloß geistliche Männer-,

sondern auch weibliche, streng gehaltene Orden (Batiwa). Ihr Gottesdienst ist ein Gemisch von altchristlichen und israelitischen Gebräuchen.

Ein anderer Agauzweig sind die Kamanten, welche in den bergigen Strichen Gondars in Kola-Woyera, Tschelga und Schoa wohnen. Sie beschäftigen sich mit Jagd, Viehzucht, Bienenzucht und mit Ackerbau, halten ihre Familie frei von fremder Beimischung und zeichnen sich durch Tüchtigkeit in der Arbeit aus. Ist ein Familienvater getorben, so kommen die Ortsangehörigen in einer besonderen Hütte zusammen, in welcher der Sohn des Verblichenen Gerstenbier credenzt. Die Weiber durchbohren nach dem ersten Wochenbett das Ohrläppchen und erweitern die Öffnung durch eingeschobene Holzklötze so lange, bis nur noch ein schmaler Haut- und Knorpelring auf die Schulter herabhängt.

Agau ihrer Nationalität nach sind ferner die Bogos am rothen Meer und die Mensa der gleichnamigen Hochebene, sowie die Waito am Tzanasee und weiter in Amhara hinein. Letztere sind geschickte Nilpferdjäger, erlegen wilde Schweine, Wasservögel, Krokodile, fangen Fische und Schildkröten. Sie essen ohne Serupel das Fleisch aller dieser Thiere. Dadurch machen sie sich den übrigen, zum Theile strenge Speiseverbote befolgenden Abyssiniern als Ketzer verdächtig.

Gelten uns nun die Agau-Stämme als Ureingeborene des abyssinischen Alpenlandes, so stoßen uns doch noch andere, an Zahl und politischer Macht über jene vorherrschende Stämme auf, die trotz ihrer Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit den Agau auch eine gewisse Eigenart bewahren. Da sind zunächst die mächtigen und verbreiteten Amhara, welche nicht allein diese gleichnamige Provinz, sondern auch Schoa im Besitz haben. Ihr Typus ist gröber als der der Agaus. Ein anderer Stamm sind die Tigre in der gleichnamigen Provinz, welche sich ebenfalls nicht wesentlich von den übrigen Abyssiniern unterscheiden. Im allgemeinen haben sie etwas schärfere Züge. Die Mundart dieser beiden Stämme, das Amharische und das Tigrische sind die Hauptsprachen aller abyssinischen Stämme geworden, während die Ursprache, das Géez, nur noch in den religiösen Büchern vorkommt. Dieses ist ein den semitischen oder syroarabischen Sprachen nahe verwandtes Idiom.

Die abyssinischen Weiber sind meist unter, selten von Mittelgröße. In der Jugend sind sie nicht reizlos. Ein zwar stumpfes, aber doch anmuthiges Gesicht mit großen klugen Augen, wohlgerundete Schultern, pralle, halbkugelige Brüste mit nicht großen Warzen, eine zierliche Taille und proportionierte Verhältnisse der Arme und Beine gehören unter den Töchtern am Habey bis zu deren 15.—17. Jahre

nicht zu den Seltenheiten. Natürlich dauert hier, wie überall im Süden die Schönheit nicht lange.

Unter den ärmeren Abyssiniern herrscht Monogamie. Befindet sich ein junger heiratsfähiger Mann im Besitze einiger Maria Theresien-Thaler, so begibt er sich auf Freiersfüße. Er lässt durch eine befreundete Person oder durch seine Eltern um die Hand der Auserkorenen werben. Hierbei wird von den Eltern des Mädchens häufig um den Kaufpreis gehandelt. Nach gemachtem Geschäft wird die Ehe meistentheils ohne Trauungsceremonie geschlossen. Ist das Paar wohlhabend, so wird tagelang geschmaust und gezecht. Die Ehe ist leicht lösbar und nur dann fester, wenn beide Gatten zur Ehelichungszeit das Abendmahl nehmen. Die Scheidung wird ohneweiteres ins Werk gesetzt. Die gezeugten Kinder ziehen mit der Mutter, der Vater hat aber bis zu deren achtem Lebensjahr für ihren Unterhalt zu sorgen. Einer etwaigen Wiederverheiratung getrennt gewesener Paare steht nichts weiter im Wege. Ebenso kann sich jeder der beiden Ehegatten wieder verehelichen, zweimal sogar kirchlich. Die häusliche Treue ist hier so selten, wie im Sudan. Die Vielweiberei wird geduldet, ist jedoch nur bei reichen Leuten üblich. Jede Frau hat dann ihren eigenen Haushalt.

Die Taufe wird in der Kirche vollzogen. Die Kinder werden beschnitten. Sie wachsen in der Regel ganz ohne Erziehung auf.

Der Charakter der Abyssinier ist von keinem tiefer blickenden Beobachter in günstigem Lichte dargestellt worden. Die Hauptzüge desselben sind so ziemlich alle Variationen von Lastern, angefangen von Faulheit und Leichtsian und sich steigernd durch Trunkenheit, Aberglauben, Undankbarkeit, Lügenhaftigkeit, einen hohen Grad von Ausschweifungen, Treulosigkeit und Hang zum Diebstahl. Dazwischen bleibt fast nur für die Tugenden der Schwäche Raum, wie für großen Geselligkeitstrieb, rasches Anschmiegen und Freundschaftschließen. An Schwatzhaftigkeit übertreffen sie alle Nachbarn. Dem entspricht dann allerdiags auf geistigem Gebiet leichtbewegliche Anpassung und rasche Auffassung. Die Intelligeaz des Abyssiniers wird allgemein zugegeben.

Haben wir die Völker Abyssinieas geschildert, so dürfen wir doch nicht auch ihrer gefährlichsten Nachbarn, der Gallas, vergessen. In ihrer Heimat, südlich von Abyssinien, breiten sie sich vom Meer bis in das äquatoriale Innere aus und haben die Zerrüttung des altabyssinischen Reiches benützt, um bis weit nach Norden vorzudringen und sich wie ein Keil zwischen Schoa und Amhara, und als Wollo-Galla sogar ins nördliche Hochland einzuschieben. Sie sind ein streitbares und tapferes Volk und es war ein Glück für die Beherr-

scher Abyssiniens, dass die Galla von jeher in eine Menge kleinerer Stämme zerfielen, denn einer vereinigten Kraft dieser muthigen Völker hätten jene keinen dauernden Widerstand entgegensetzen können. Im allgemeinen sind die Gallavölker hoch gewachsen, kraftvolle Gestalten nervig, muskulös, von hellerer Hautfarbe als die Neger, aber ohne bestimmten Rassentypus! Tücke, Rachlust, Grausamkeit sind die hervorleuchtendsten Züge ihres Charakters. Sie sind fast durchwegs dem Islam zugethan, einige südwestliche Stämme Heiden, also auch die religiösen Feinde der christlichen Abyssinier.

Betrachten wir nun Tracht, Schmuck, Waffen, Wohnstätten, sowie die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der Abyssinier.

Tracht und Schmuck sind in erster Linie bezeichnet durch eine große Zahl von arabischen Anklängen. Die Grundzüge der Männertracht sind die anliegenden Beinkleider und das weite Umschlagetuch mit ein bis zwei Hand breitem, farbigem Band. Dazu kommt eine bis 10 *m* lange Binde, welche mehrmals um den Leib gewunden, die etwas über die Knie reichenden Beinkleider hält. Füße und Kopf pflegen unbekleidet zu sein. Die Tracht der Frauen besteht aus einem langen Hemde mit oben weiten, am Handgelenke engschließenden Ärmeln, das bei den Reichen an Hals und Brust mit Stickereien verziert ist. Nur unter der mohammedanischen Bevölkerung findet man mit Lederschurz bekleidete Frauen. Baumwolle ist der weitaus vorwaltende Stoff, aus welchem alle Kleider gefertigt werden. Die Großen tragen ausnahmsweise seidene Gewänder, wie sie z. B. der Kaiser als Ehrengeschenke gibt. Eine der gewöhnlichen Gnaden, die z. B. Theodorus II. austheilte, war die Verleihung des seidenen Hemdes. Es ist dies ein langes Überkleid aus buntem, meist gelb und rothem indischen Seidenstoff, vorn mit kleinen Silberknöpfchen geziert. Zwei fast unvermeidliche Bestandtheile der abyssinischen Tracht sind ferner das Halsband mit in Ledersäckchen eingenähten Pergamentstreifen, mit heilsamen Sprüchen beschrieben, und eine blauseidene, gleichfalls um den Hals getragene Schnur, die den Christen vom Mohammedaner unterscheidet.

Schmuck ist mehr Sache der Frauen als der Männer. Silberne Ringe über den Knöcheln der Beine sind einer der auffallendsten Schmuckgegenstände, die man oft sogar mehrfach übereinandergelegt in den wohlhabenderen Gegenden trifft.

Bei den Männern eines so tief in Kriege verstrickten Landes müssen die Waffen natürlich eine besonders große Rolle spielen und wenigstens das an der rechten Hüfte getragene lange, krumme Säbelmesser ist als integrierender Bestandtheil der Tracht zu bezeichnen. Dazu kommen Speer und Schild. Gewehre sind noch nicht

allgemein verbreitet, doch soll, wie ja die Tageszeitungen berichteten, Negus Menelik auch Truppen mit modernen französischen Gewehren ausgerüstet unter seinen Scharen zählen. Die blutige Niederlage der Italiener bei Adua hat ihren Gegner reiche Beute an Geschützen und Gewehren gebracht.

Die Formen der Hütten sind sowie die Völker selbst verschieden. Man kann indessen als etwas Gemeinsames von ihnen aussagen, dass sie weder mit großer Sorgfalt, noch mit irgend einem Aufwande von Kunst gebaut sind, wiewohl es immer als eine Sache von Bedeutung hervorzuheben ist, dass man, vom Süden des Erdtheils kommend, hier zum erstenmale Stein- und Mörtelbau verfindet. Vorwaltend ist die kreisrunde Form. In der Mitte des Innenraumes liegt die Feuerstätte, neben ihr die Steine zum Kornquetschen. Der Boden ist mit Binsenstroh bedeckt, welches von Ungeziefer wimmelt. Das übrige Mobilar besteht aus einigen Matten, Töpfen und in günstigem Falle einem aus Rohr geflochtenen Ruhebett. Pferde und Maulthiere werden oft im Zimmer angebunden und sind für sie manchmal auch eigene Nischen abgetheilt.

Weder die verhältnismäßig dünne Bevölkerung, noch das vielgegliederte Relief des Bodens begünstigen die Entstehung größerer Städte. Ja selbst größere Dörfer sind eine Seltenheit. Der Hauptort von Italienisch-Ostafrika ist Massauah, das auf einer kleinen Koralleninsel liegt, etwa 16.000 Einwohner und den besten Hafen im rothen Meere hat. Aus einer verwahrlosten Hafenstadt ist es durch die Thätigkeit der Italiener in kürzester Zeit zu einer halbeuropäischen Stadt geworden. Eine Feuersbrunst, welche ein ganzes Quartier elender Hütten zerstörte, hat zur Verschönerung der Stadt beigetragen, die durch mehrere Forts stark befestigt ist.

Der infolge der letzten Niederlage der Italiener historisch gewordene Ort Adua ist der Hauptort der Landschaft Tigre. Er liegt 1860 *m* über dem Meeresspiegel und hat ungefähr 6000 Einwohner. Die wenig zusammenhängenden Quartiere sind über mehrere Anhöhen zerstreut und theilweise verfallen. Viele Kirchen, wie hier gewöhnlich in kleinen Hainen, erheben sich in und um Adua. Die Straßen sind eng, krumm und schmutzig, die Häuser meist aus Stein gebaut. An der nordöstlichen Ecke von Adua ist der große Marktplatz, wo an mehreren Tagen der Woche Markt abgehalten und geschlachtet wird. Fast alle ansässigen Aduaner sind Christen. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Handel, denn seit Jahrhunderten ist Adua die Station für allen Verkehr zwischen dem Meer und des als eigentliche Kaiserstadt geltenden Gondar in der südlichen Landschaft Amhara. Letzeres besteht freilich auch nur mehr aus mehreren Gruppen von unregel-

mäßig angeordneten Häusern, da es 1888 von den Mahdisten zerstört worden ist.

Die christlichen Kirchen Abyssiniens sind von sehr verschiedener Bauart. Die einfachsten Kirchen, die man im Gebirge trifft, unterscheiden sich von gewöhnlichen Wohnhütten nur durch das Paar flacher Steine, welche anstatt Glocken an einem Gerüste aufgehängt sind, um mit einem Klöppel geschlagen zu werden. Glocken besitzen nur die reichsten Kirchen und sind dieselben dann in einem besonderen Nebengebäude aufgehängt. Große Kirchen sind mit Vorliebe in Form gleichschenkliger Kreuze gebaut. Säulengänge im Innern kommen nicht selten vor. Man findet in denselben oft kostbares Geräth, dessen jede katholische Kirche in Europa sich nicht zu schämen brauchte. Wände, Thüren und Querbalken sind oft mit figürlichen und ornamentalen Malereien bedeckt und unter allen Umständen tragen die Thüren lebensgroße Engelsbilder, die der Andächtige beim Eintritt mit Ehrfurcht küßt.

Es sei hier gleich der religiösen Verhältnisse gedacht. Das Christenthum ist schon im IV. Jahrhundert in Abyssinien eingeführt worden. Die abyssinische Kirche trat in Beziehung zu der koptischen Egyptens, von deren in Kairo residierenden Patriarchen noch jetzt der Patriarch von Abyssinien, der Abuna, seine Weihe empfängt. Mitten aus Islam und Fetischismus erhebt sich Abyssinien leuchtthurmgleich als eine christliche Feste und steht uns damit näher als das übrige Afrika. Durch mehr als 1500 Jahre hat es sein Christenthum bewahrt, aber es nicht entwickelt. Der Mangel theologischer und mehr noch sonstiger Wissenschaft, der Überfluss an Mönchen voll Unordnung und Unsittlichkeit, lockere Eheverhältnisse, bis an Polygamie reichend, freche Simonie, Verkauf der Sacramente, übermäßig viele Festtage, endloses, aber oberflächliches Fasten, abergläubischer Bilderdienst drücken den Wert der Kirche aufs erheblichste herab. An ihrer Spitze steht der Abuna, der allein die Kaiser salben, Priester und Diacone zu ordinieren vermag. Er selbst und seine ihm nächststehenden oberen Kirchenbeamten müssen Ehelosigkeit geloben.

Ein mächtiges Mittel der Kirchenzucht ist der Bannfluch. Der große Bann wird vom Abuna ausgesprochen und ächtet den davon Betroffenen vollständig. Indessen lässt man selbst hierbei den Loskauf gelten, welcher beim kleinen Bann ganz gewöhnlich ist. Kaiser Theodorus II. wurde wiederholt mit dem Bannfluche belegt, kehrte sich aber nicht weiter daran. Als einst der koptische Patriarch im Auftrage des Vicekönigs von Egypten Abyssinien bereiste und den reizbaren Kaiser durch seinen Hochmuth verletzte, erwiderte dieser mit beißendem Spott. Vom Partriarchen darauf mit dem Bann belegt,

Königsstadt westlich von Adua in Tigré niedergelassen habe. Nach seinem Sohne Äthiop soll das Land Äthiopien genannt worden sein. Auch die Königin von Saba wird von der Sage nach Äthiopien versetzt.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts stand ganz Abyssinien unter dem Negus Negesti, dem König der Könige, welcher die einzelnen Provinzen durch Statthalter, Ras, verwalten ließ. Die Macht des Negus begann aber seitdem zu sinken und 1831 zerfiel das Land in die drei Staaten Tigré, Amhara und Schoa, zu welchen in neuerer Zeit noch Godjam und Jaffa getreten sind. Bürgerkriege zerstörten das Gefüge des Reiches immer mehr und im Süden verursachten die Einfälle der Galla fortwährend Schwierigkeiten. Erst 1853 vereinigte ein niederer Beamte aus Amhara, namens Kasa, das ganze Reich wieder und setzte sich selbst unter dem Titel Theodorus II. auf den Thron. Klug und nach abyssinischem Stil von gelehrter Bildung, verwegen wie kein zweiter, ein hochbedeutender Mann, verfiel er leider in jenen wilden Cäsarenwahnsinn, wie ihn die Despoten aus afrikanischem Geblüt nach äußeren Erfolgen so leicht erwerben. Theodor wurde grausam, ein Tyrann ärgster Sorte. Das reizte seine Häuptlinge, einen nach dem andern zur Empörung. Immer neue Rebellen traten auf, Menelik von Schoa fiel ab und die Halsstarrigkeit der Wollo-Galla machte dem Kaiser viel zu schaffen. In der ewigen Bekämpfung dieser Gegner zersplitterte der „Gesalbte des Herrn" seine Kräfte. Durch eine sich steigernde Wuth entfremdete er sich zuletzt die besten Anhänger.

Einen schweren Conflict rief jedoch der Kaiser mit den Europäern hervor, die er als Handwerker und Rathgeber um sich versammelt hatte, die er ferner als Missionäre in seinen Feldlagern und Residenzen duldete. Theodor war von seiner Bedeutung als Herrscher wie als Mensch höchst eingenommen und hielt strenge auf Etiquette. Einige der Europäer verletzten diese theils aus Unkenntnis, theils in hämischer Absicht. Theodor ließ die meisten derselben einsperren und hart behandeln. Als er aber den englischen Consul und sogar den außerordentlichen britischen Gesandten Mr. Rassam in Ketten legen ließ, folgte dieser wahnwitzigen Handlungsweise die englische Kriegserklärung, General Napiers Zug über die Alpen von Habesch, das Gemetzel von Arogi, der Sturm auf Magdala und Theodors gewaltsamer, wenngleich nicht ruhmloser Tod.

Ein eingeborener Guerillaführer, Sohn eines früheren Statthalters von Tamben, mit Namen Kasai, hielt es theils aus Klugheit, theils aus persönlicher Feindschaft gegen Theodor mit den englischen Invasionstruppen und trat nach dem Falle Magdalas die Erbschaft

des Negus an. Aus langen Wirren und Kämpfen gieng dieser als Sieger und Herrscher hervor und ließ sich am 1. Februar 1872 unter dem Namen Johannes in Axum zum Negus Negesti krönen. Diesem gelang es, sich trotz mancher Kämpfe, namentlich mit Egypten und den Galla, zu behaupten. Als nun die Italiener am 27. Februar 1885 Massauah mit Zustimmung der Engländer besetzten, betrachtete Johannes dies als einen Eingriff in seine Rechte und nahm sofort eine feindselige Haltung an. Sein General Ras Alula griff die bis Saati vorgeschobenen Posten der Italiener an und vernichtete infolge des Verrathes Debebs, eines Neffen des Negus, der sich das Vertrauen der Italiener erschlichen hatte, am 25. und 26. Jänner 1887 eine aus 552 Mann bestehende, zur Verstärkung der Posten abgesandte italienische Abtheilung bei Dogali bis auf 83 Mann. Wegen der enormen Kosten und Schwierigkeiten eines großen Feldzuges in Abyssinien unterließen es die Italiener, eine Genugthuung vom Negus zu erzwingen. Der König von Schoa, Menelik, ein Sprosse altäthiopischen Stammes, der niemals die Hoffnung aufgegeben hatte, den Tigriner Usurpator vom Throne zu stoßen, weigerte sich nun einer Aufforderung des Negus Negesti Johannes, mit ihm gegen die Italiener vorzugehen, Folge zu leisten, unterhielt vielmehr freundschaftliche Beziehungen zu denselben. Als der schon seit Jahren in Schoa weilende Graf Antonelli anfangs Februar 1889 von Italien mit Kriegsmaterial in Schoa eintraf, wurde er in der königlichen Residenz Entotto mit großem Gepränge empfangen. Menelik ließ 4000 Krieger ausrücken, um die Italiener zu ehren; an König Humbert aber richtete er ein Schreiben, worin er erklärte, seinen ganzen Einfluss aufbieten zu wollen, um den Zugang von der italienischen Colonie Assab nach Schoa freizumachen. Im Winter 1887—1888 zog er ein Heer von 40.000 Mann Fußvolk nebst starker Reiterei an der Nordwestgrenze zusammen. Johannes aber, der bereits mit einem Heere am Abaj stand, musste sich gegen die Mahdisten wenden, welche bis an den Tanasee vorgedrungen waren und das Land verwüsteten. Glücklich vertrieb er dieselben und verfolgte sie bis über die Grenze hinaus, wurde aber von ihnen am 8. März 1889 bei Metemmeh gänzlich geschlagen und starb an den erhaltenen Wunden.

Menelik von Schoa rückte nun sogleich nach Empfang der Nachricht von der Niederlage des Negus Negesti nach Norden, um den Kaiserthron sich zu sichern. Jetzt war auch der Augenblick für Italien gekommen, zuzugreifen. Die Regierung ließ sich von den Kammern 3 Millionen bewilligen und besetzte am 2. Juni 1889 den wichtigen Punkt Keren, der auf dem abyssinischen Hochland gelegen, einen günstigen Aufenthaltsort in der heißen Zeit bot. Die Grenzen

des italienischen Gebietes wurden darauf bis Asmara vorgeschoben. König Menelik, der sich im November 1889 zum Kaiser von Abyssinien krönen ließ, ordnete eine Gesandtschaft nach Italien ab, die dort mit allen Ehren empfangen wurde und einen Schutzvertrag zwischen Italien und Menelik abschloss. In diesem verpflichtete sich der Negus, in allen Verhandlungen mit anderen Mächten sich der Vermittlung Italiens zu bedienen. Um Menelik bei der Unterwerfung seiner Gegner, des Thronfolgers Mangascha und seines Generalen Ras Alula behilflich zu sein, unternahmen die Italiener 1890 einen Zug nach Adua, der glücklich und wirksam verlief. Durch königliches Decret vom Jahre 1890 erhielt die italienische Colonie den Namen „Eritrea".

Das gute Einvernehmen zwischen Menelik und den Italienern hatte jedoch keinen langen Bestand. Die weitgehende Colonialpolitik Crispis, der durch äußere Erfolge die Misstimmung Italiens von den inneren Verhältnissen abzuleiten suchte, ließ die Colonialtruppen immer weiter gegen Süden und Südwesten vorschreiten, um die Grenzen der Eritrea zu erweitern und führte damit den Conflict mit Menelik herbei. Die blutige Schlacht bei Adua hat die italienische Machtsphäre eigentlich auf das Dreieck Massauah, Asmara, Keren eingeschränkt. General Baldissera hat das Commando der italienischen Truppen übernommen, er war dazu ausersehen, den schweren Verlust wettzumachen, den Baratieris Vorgehen Italien gebracht hat. Der neue Obercommandant räth nach dem Zustande der Armee zum Frieden. Allgemein wird auch sein diplomatisches Talent gerühmt. Vielleicht kann dieses bei der jetzigen Lage Italien mehr nützen als eine glückliche Schlacht. Bereits sind die alten Erbfeinde der Abyssinier aus dem Sudan, die Derwische, im Anzuge; England plant eine Expedition gegen sie. Wie schon im Jahre 1889 Menelik sich Italien anlehnte, um sicher gegen die Mahdisten zu sein, so könnte es vielleicht auch jetzt diplomatisch-kriegerischer Beredsamkeit gelingen, ihm die Überzeugung zu verschaffen, dass die Derwische nicht bloß die Rückzugslinie der Italiener, sondern sein eigenes Reich schwer bedrohen. Gemeinsame Gefahr und gleiches Interesse würde die jetzigen Gegner versöhnen, neue unabsehbare Chancen aus einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Vorkämpfer des Islam sich für beide Theile ergeben.

Neuere Distanzmesser und Fernrohre für Handgebrauch.

Von D. **Roksandić**, k. u. k. Major.

Es sei gleich zu Anfang erwähnt, dass „die Erfindung jenes Distanzmessers nicht gemacht ist, wie ihn der Feldartillerist wünscht, eines Instrumentes, das man aus der Tasche nimmt, nach dem Ziele sieht und die Entfernung abliest".[1])

Wenn die Tasche etwa 1—1·5 m tief sein könnte, oder die Entfernung nicht viel genauer verlangt würde, als man sie durch Abschätzen bekommt, so wären Constructionen vorhanden und ist eine solche jüngst im November- und Decemberheft des „Archiv für Artillerie- und Ingenieur-Officiere des deutschen Reichsheeres" beschrieben.[2]) Der Autor stützt sich in seinem Gedankengange besonders auf die Kenntnis der photographischen Dunkelkammer, welche im deutschen Heere durch zahlreiche Amateur-Photographen ziemlich verbreitet zu sein scheint. Geodätische Übungen in größerem Umfange dürfte er nicht mitgemacht,[3]) ebenso wenig das bei uns vor 20 Jahren erschienene vorzügliche Werk gelesen haben: „Naturwissen-

[1]) Wörtlich aus der Einleitung zur „Telemetrie von Carl Wondre, k. u. k. Lieutenant im 10. C.-A.-R. Brünn 1887." Dieser Wunsch ist übrigens viel allgemeiner und hat eine gewisse Verwandtschaft mit jenem nach einem perpetuum mobile.

[2]) Hptm. Fr. Ivanović des 2. Ift.-Rgts. hatte die Güte, den Verfasser Ende Februar aufmerksam zu machen und veranlasste hiedurch diesen Aufsatz.

[3]) Die Bemerkung Seite 558: „desjenigen Winkels, dessen tng=sin=0·001 und der demnach noch kleiner als eine Minute ist", deutet darauf, denn jeder Geodät liest sofort 3·437′, also 3½mal so groß als eine Minute. Noch klarer geht dies aus Seite 566 hervor: „Unter der Bezeichnung Stampfer'sches Latten-Distanzmessen war bereits die auf dem von Reichenbach ersonnenen Distanzmesser gegründete Methode im Gebrauche, die jede der jetzt üblichen Kippregeln und die Tachymeter gestattet." Der geniale Professor Stampfer hatte es wahrlich nicht nöthig, fremde Ideen auf seinen Namen zu annectieren. Nachdem der Autor aber den bayrischen Artillerie-Hauptmann für das Deutsche Reich annectiert hat, was er mit Stampfer nicht thun konnte, so musste ihm dies passieren. Das Handbuch der niederen Geodäsie von Hardtner, einem Nachfolger Stampfers, das in unseren Schulen als Lehrbuch und Lehrbehelf dient, kann zum Studium als Einleitung allen empfohlen werden, die sich mit der Construction oder Kritik von Distanzmessern befassen wollen.

schaften im Dienste des Krieges von Philipp Hess, Hauptmann im Geniestabe", wo das von der Firma Zeiß zu einem Relief-Feldstecher combiuierte Prismen-Fernrohr beschrieben und als Dove'sche Construction bezeichnet wird. Ebenso hätte er dariu über den Distanzmesser von Gautier Aufschluss bekommen, dessen Beschreibung er nach seiner Angabe aus dem bei unserem Comité erliegenden Originale entnommen hat.

Das meiste, was der Autor im Archiv vorbringt, ist den Lesern unserer militärischen Zeitschriften bekannt. Die markanteste Neuigkeit lautet (Seite 571): „Kaiserliches Patentamt, 27. Juli 1895, Patentschrift Nr. 82, Classe 42. Instrumente. Firma Carl Zeiß in Jena. Stereoskopischer Entfernungsmesser. Patentiert im Deutschen Reiche vom 3. Jänner 1893 ab. Letztangeführte Zahl beachtenswert wegen der Prioritätsansprüche. (Warum diese Befürchtung ?) Daraus geht hervor, dass man in Jena anderthalb Jahre (kein Abschriftsfehler, sondern laut Original![1]) früher im Reinen (?) gewesen ist, als das Patentamt seine Prüfung durchgeführt und sich von der Patentwürdigkeit der Neuheit überzeugt hat."

Patent-Ansprüche: „Bei Entfernungsmessern, — bei welchen die Bestimmung der Entfernung eines Objectes durch mikrometrische Bestimmung seiner Parallaxe in zwei mit einander verbundenen Fernrohren erfolgt, — die Einrichtung zur gleichzeitigen binocularen Beobachtung des auvisierten Objectes und der Pointierungsmarken beider Fernrohre in der Art, dass ein stereoskopisches Bild dieser Marken mit dem stereoskopischen Bilde des anvisierten Objectes nach der Tiefen-Dimension verglichen werden kann."

Da nun Verfasser dieses Aufsatzes schon nach 1866 an einem Distanzmesser nach diesem Systeme gearbeitet und über das stereoskopische Sehen und seinen Einfluss auf unser Urtheil[2]) viel experimentiert und überdies die theilweise Zweckmäßigkeit dieser Construction in der schon im März 1895 herausgegebenen Instruction für den Distanzmesser System Roksandić M. 1895 in einer Fußnote erwähnt hat, so ist er in der glücklichen Lage, den neuen, Ende Juli 1895 patentierten und December beschriebenen Entfernungsmesser dem Wesen nach genau zu beurtheilen, auch ohne ihn gesehen zu haben.

[1]) Der ungenannte Autor gebraucht diese Phrase gelegentlich eines Druckfehlers in Wondres Werk, worin es heißt: „derem jeden", wobei die verwechselten Buchstaben m und n noch durch fetten Druck hervorgehoben wurden. Vielleicht schienen ihm die dritthalb Jahre bei einer so leichten Prüfung doch als ein zu langer Zeitraum, in welchem die Erfindung bereits veralten konnte.

[2]) Siehe Broschüre „Grundsätze zur Ausbildung des Augenmaßes von D. Roksandić k. k. Oberlieutenant, Temesvár 1876."

Der Hauptvortheil, dass man bis zu einem gewissen Grade das Stativ entbehren kann, den Verfasser vorwiegend ins Auge fasste, ist beim ausgeführten Entfernungsmesser nicht berücksichtigt. Zum besseren Verständnis desselben und der Wirkung von Doppelfernrohren überhaupt diene die nachfolgende Recapitulation über das Sehen mit beiden Augen und die Verschmelzung der beiden Netzhautbilder zu einem plastischen Eindruck, d. i. über das stereoskopische Sehen.

Bekanntlich nehmen wir jeden fixierten Punkt einfach wahr, weil sein Bild in jedem Auge auf die Stelle des schärfsten Sehens fällt, (Centrum der Netzhaut, Netzhautgrube, gelber Fleck, ebenso wie auch andere Punkte, deren Bilder auf correspondierenden Stellen sind). Die durch das Centrum auf der Netzhaut und den optischen Mittelpunkt aller brechenden Medien in der Krystallinse jedes Auges der Lage nach bestimmten Gesichtslinien oder Sehaxen[1]) beider Augen schneiden sich immer im fixierten Punkte und liegen daher in einer Ebene. „Sie werden bei aufrechter Kopflage immer so bewegt, dass sie in einer Ebene verbleiben (E. Hering, Landois Physiologie). Sie convergieren stets gegen den fixierten Punkt, den wir dadurch gleichsam von zwei Standpunkten (65 *mm* mittlerer Abstand bei verschiedenen Personen) zugleich sehen und in seiner Lage wie mittelst Rayon und Schnitt bestimmen.

Man darf aber nie vergessen, dass sich unser Urtheil über die Entfernung des Fixationspunktes nicht auf das absolute Maß des parallaktischen Winkels stützt, d. i. desjenigen Winkels, welchen die Gesichtslinien (Sehaxen) dort einschließen und der mit der wachsenden Entfernung immer mehr abnimmt. Dieser Fixationspunkt erscheint wohl in jedem Auge auf einer anderen Stelle des Hintergrundes (centralperspectivisch projiciert) und mit anderen Stellen des Vordergrundes in derselben Richtung und Einäugige können durch Bewegen des Kopfes senkrecht zur Blickrichtung in Verbindung mit der Nachwirkung der Bilder im Auge auch zu einer Tiefenwahrnehmung in größeren Entfernungen gelangen, aber dass wir nicht flächenhaft, nur Höhe und Breite, sondern auch körperlich, d. h. die Tiefe wahrnehmen, verdanken wir in beiden Fällen vorzugsweise dem Gefühl für die Muskelanstrengung beim Übergang aus einer Fixations-

[1]) Sehaxe zum Unterschiede von der Symetrieaxe, welche nicht zusammenfallen, ebenso wie bei geodätischen Fernrohren die durch den Kreuzungspunkt der Fäden und den Objectiv-Mittelpunkt markierte Collimationsaxe nur selten mit der Symmetrieaxe der Linsen und des Rohres übereinfällt. — Der optische Mittelpunkt ist der einfacheren Erklärung halber an Stelle der beiden Knotenpunkte des Systems gedacht.

stellung in die andere, dem Innervations- und Muskelgefühl der Physiologen, dem Muskelsinn der neueren Psychologie (früher zum Tastsinne gerechnet), diesem feinsten Mathematiker und Ingenieur unter den Sinnen, der sich seit uralten Zeiten schon der Multiplications- oder Repetitionsmethode bedient, wie man dies beim Kegelschieben, Schleudern von Steinen auf ein Ziel etc. sehr deutlich beobachten kann. Der balearische Schleuderer traf auch ohne Rohr und Visierlinie.

Wenn wir für die Auffassung der Unterschiede zwischen der Richtung, in welcher das rechte, und jener, in welcher das linke Auge den Fixationspunkt sieht, aus dem Abstande dieser centralperspectivischen Projectionen in beliebigen Bildebenen gerade so empfänglich wären, wie jedes einzelne Auge für die Beurtheilung, ob die Bilder zweier Punkte in seiner Netzhaut zusammenfallen (coïncidieren), die Punkte also genau in derselben Richtung für das betreffende Auge erscheinen, so könnte man noch einen auf das 7000fache des Augenabstandes entfernten Punkt aus einem sehr entfernten Hintergrunde deutlich vorspringen sehen, z. B. einen Vogel auf 500 *m* aus dem mit Cirruswolken (10—12 *km*) bedeckten Firmamente. Unterschiede von 10 Procent der Entfernung würden aus dem Abstande der centralperspectivischen Projectionen beider Augen noch auf das 700fache der Pupillendistanz (circa 50 *m*) deutlich erkennbar sein. Aber selbst die scheinbare Größe, d. i. die Dimension des Netzhautbildes, wird durch den Muskelsinn am genauesten beurtheilt, wenn man die aufeinanderfolgenden Punkte der Dimension nach und nach fixiert und so das Netzhautbild gewissermaßen über die Stelle des schärfsten Sehens gleiten lässt, wobei auch eine Repetition von Nutzen ist.

„Beide Augen werden stets gleichzeitig bewegt, selbst dann, wenn das eine völlig erblindet ist, ja es bewegen sich sogar noch die Augenmuskeln, wenn der Bulbus (Augapfel) ganz exstirpiert (ausgenommen) ist“ (E. Hering, Landois Physiologie). „Auch bei solchen Bewegungen, bei welchen das eine Auge scheinbar in der Ruhe verharren könnte[1]), findet an diesem dennoch eine Bewegung und zwar von zwei Antagonisten (Gegenmuskeln) statt, wie man an leisen Hin- und Herbewegungen ersehen kann.“

Mit der Fixationsbewegung ändert sich zugleich die Accomodations-Anstrengung, indem die Wirkung der Muskeln auf die

---

[1]) Wenn die aufeinanderfolgenden Fixationspunkte in seiner Gesichtslinie liegen.

Krystallinse immer stärker wird, je nähere Punkte wir betrachten, je größer daher der parallaktische Convergenz-Winkel der Sehaxen beider Augen wird. Bei normalen Augen sind diese Muskeln im Ruhezustande, wenn die Sehaxen parallel, die Augen somit zum deutlichen Sehen in die weiteste Ferne, d. i. für ihren Fernpunkt eingestellt sind. Die größte Anstrengung muss man leisten, wenn man sie für das deutliche Sehen im Nahpunkte einstellt, d. i. für den nächsten Punkt, wo noch überhaupt deutlich gesehen werden kann, der im Kindesalter nicht viel über 1 *dm* entfernt, mit zunehmendem Alter immer mehr hinausrückt, am raschesten gegen das 50. Lebenjahr. In diese Entfernung bringen wir nur kurze Zeit jene kleinen Gegenstände, von denen wir ein größeres und noch deutliches Netzhautbild erhalten wollen.

Mit dem Urtheil über die Entfernung, dem Wahrnehmen der Tiefe, geht Hand in Hand das Urtheil über die wahre Größe. Diese wird aus der Größe des Netzhautbildes, der scheinbaren Größe, mit welcher die Deutlichkeit im Nebeneinander wächst, und der Entfernung beurtheilt, wobei man den Gegenstand für um so größer hält, je größer sein Netzhautbild ist und je größer wir seine Entfernung nach dem stereoskopischen Sehen schätzen. Letzteres reicht aber nicht sehr weit, auf etwa 30 bis 40 *m*, wenn man gegen das Firmament sieht, weiter, wenn wir viele Zwischenobjecte und in die Tiefe gegliederten Hintergrund haben. Versuche des Verfassers über die Größe, in welcher man sich den Mond denkt, mit verschiedenen Personen vor circa 25 Jahren angestellt, ergaben als Mittelmaß für den Durchmesser des Mondes etwa 3 *dm*, wenn er sich in größerer Höhe über dem Horizonte befindet. Am Horizonte scheint er, des in die Tiefe gegliederten Vordergrundes und der Luftperspective wegen, oft im Durchmesser 1 *m* und darüber zu besitzen.

Bei diesen Versuchen darf man aber nicht etwa den Sehwinkel auf einem senkrecht zur Mondrichtung gehaltenen Maßstabe abnehmen, wie es die meisten versuchen, sondern man muss wie beim Contourenzeichnen nach einem Modelle verfahren, d. h. den Mond fixieren und dann auf dem Tische oder einem vor die Mitte des Leibes gehaltenen Maßstabe seine Dimension genauestens abnehmen, wobei man auch repetieren darf, d. h. Mond—Tisch, Mond—Tisch etc. betrachten.

Einen Gegenstand, der dieselbe scheinbare Größe hat, z. B. Collodium-Ballon, würden wir in einer Entfernung von circa 30 *m* für ebenso groß halten, dabei aber auch nach seiner wahren Größe richtig beurtheilen, während der Mond bekanntlich rund 460 Meilen im Durchmesser hat, was ganz über unsere sinnliche Anschauung geht. Wir sehen also Gegenstände, die sich außerhalb des Raumgebietes

für das stereoskopische Sehen[1]) befinden, immer kleiner, als sie sind, selbst solche, von deren Größe wir sonst eine genauere Vorstellung haben, während wir innerhalb dieses Gebietes selbst die unbekanntesten Dimensionen ohne andere Hilfsmittel richtig veranschlagen, d. h. ebenso gut für etwas größer als kleiner halten können.[2])

Alle Gegenstände außerhalb dieses stereoskopischen Raumgebietes, für deren wahre Größe wir sonst keinen Maßstab oder Anhaltspunkt erblicken, werden so beurtheilt, als ob sie sich bei derselben scheinbaren Größe (Dimension oder Fläche des Netzhautbildes) an dieser Grenze befänden (z. B. Abstand zweier Sterne, der wohl wegen Mangel an Gliederung noch kleiner geschätzt wird). Daraus erklärte sich auch die den Verfasser anfänglich befremdende Thatsache, dass Personen, denen das Winkelmaß weniger geläufig war, angaben, der Infanterist erscheine ihnen auf dieser Distanz 1 *cm*, auf jener 1 *mm* hoch etc.

Es ist aber hieraus auch klar, dass centralperspectivische Aufnahmen (daher auch Photographien) nur von Gegenständen, die sich außerhalb des stereoskopischen Raumgebietes befinden, richtige Ansichten wiedergeben, von jenen innerhalb dieses Gebietes aber verzerrte, dass daher die Maler-Perspective auch geometrisch ganz anderen und complicierteren Gesetzen folgt, als die Central-Perspective, dass selbst Porträt-Photographien, die ja ein centralperspectivisches Bild geben, nach der Parallel-Perspective corrigiert werden müssten, um vollkommen richtig zu erscheinen, denn innerhalb des stereoskopischen Gebietes sehen wir in angenähert richtigen Dimensionen.[3])

Welche Wirkung hat nun die Vergrößerung durch ein Doppelfernrohr (Binocle), dessen Rohrachsen gleich der Pupillendistanz abstehen?

Die scheinbare Größe (Dimension der Netzhautbilder) wächst entsprechend der Vergrößerung. Innerhalb des stereoskopischen Gebietes halten wir daher alles für größer und sehen auch plastischer, wegen des deutlicheren Hervortretens der Tiefendimensionen, aber deutlicher in der Unterscheidung der neben einander liegenden Theile sehen wir nur entsprechend der Vergrößerung des Netzhautbildes.

---

[1]) Man könnte es das stereoskopische Gesichtsfeld nennen und in eine, wenn auch nicht weitgehende Analogie mit dem magnetischen Feld eines Magnetstabes bringen.

[2]) Siehe Projections-Grenze für das Urtheil über die scheinbare Größe im Längenmaße in „Grundsätze zur Ausbildung des Augenmaßes" etc.

[3]) In dem schönen Panorama der Schlacht von Rezonville war durch Nichtberücksichtigung dieses Umstandes ein gefallener Deutscher beinahe wie der Riese Goliath dimensioniert.

Mit einem Rohre hätten wir dieselbe Deutlichkeit im Nebeneinander, aber geringere Plastik. Wo es nur auf erstere ankommt, also bei Betrachtung weit entfernter Gegenstände, leistet ein Rohr dasselbe, ja oft mehr als ein Binocle, das nicht genau auf den Pupillenabstand des Beobachters gestellt werden kann und das Auge in ungewohnte Verhältnisse zwingt, welche das Urtheil verwirren.[1]) Das stereoskopische Gebiet ist durch ein Doppelfernrohr erweitert, daher erscheinen auch die Gegenstände außerhalb desselben etwas größer, als wenn man sie nur mit einem Rohr betrachtet, aber diese Vergrößerung ist nur Urtheilssache, welche zur Deutlichkeit nichts beiträgt.[2])

Denken wir uns nun die Augen weiter auseinander gerückt, wie beim Hineinsehen in das Helmholtz'sche Telestereoskop, wo die Augen in *Ar* und *Al* sind (Fig. 1), aber so fixieren müssen, als wenn sie sich an Stelle ihrer Spiegelbilder *Ar"* und *Al"* befänden, so erweitert sich das stereoskopische Gebiet, ohne dass die Größe der Netzhautbilder, d. i. die Deutlichkeit zu- oder abnimmt. Die Gegenstände erscheinen nun kleiner und näher. Die Deutlichkeit in der Tiefenwahrnehmung nimmt zu, wobei aber die Tiefendimensionen nicht ganz dieselben Verhältnisse behalten. Jene Gegenstände, deren Tiefendimensionen scheinbar verloren haben, halten wir für abgeflacht,

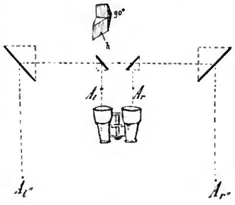


Fig. 1.

coulissenartig. Sehr weit außerhalb des neuen stereoskopischen Gebietes befindliche Gegenstände, wie z. B. den Mond, haben wir zunächst

[1]) Eine nicht auf Pupillenabstand gestellte Brille gibt bekanntlich Veranlassung zum Schielen.

[2]) Mit einem von Plößl stammenden dialytischen Fernrohre, das die Theresianische Militär-Akademie in Wr. Neustadt besitzt, hat der Jupiter ein im Durchmesser circa doppelt so großes Netzhautbild, als der Mond mit freiem Auge, was niemand zugeben will, wenn er den Mond nicht gerade neben dem auf den Jupiter gerichteten Rohre sieht. Die eben noch sichtbaren Äquatorialstreifen des Jupiter werden aber im letzteren Falle nicht deutlicher, obwohl wir den Planeten für größer halten.

Knaben riefen beim Durchsehen und Anblick der sichelförmigen Venus, dies sei der Mond, obwohl dieser überhaupt nicht zu sehen war.

keinen Anlass für größer oder kleiner zu halten, weil uns die Erfahrung für das erweiterte Gebiet fehlt. Diese würde nach längerer Übung und beständiger Benützung des Telestereoskopes nach und nach eintreten, sich mit den auf die Leistung anderer Muskeln und das Zeitmaß stützenden Erfahrungen in Einklang setzen, indem zugleich die Gegenstände innerhalb des erweiterten neuen Gebietes in richtigen Dimensionen erscheinen würden und ein bleibender Gewinn für die Raumbeherrschung bliebe. Dann würde uns aber auch der Mond dauernd größer erscheinen als 3 *dm* im Durchmesser.

Denken wir uns nun durch Fernrohre, deren Axen an Stelle der Sehaxen in *Ar* und *Al* sind, auch eine Vergrößerung in demselben Maße erzielt, wie der Augenabstand gewachsen ist, so trifft man nahezu die gewohnten Verhältnisse. Das stereoskopische Gebiet ist bedeutend erweitert, das Bild sehr plastisch, aber die Gegenstände innerhalb des neuen Gebietes erscheinen verkleinert, ohne dass die Deutlichkeit im Nebeneinander leidet, ja diese hat im Maße zugenommen, ebenso wie die Deutlichkeit der Tiefenwahrnehmung. Die Deutlichkeit im Nebeneinander wächst eben nur mit der Vergrößerung, jene in der Tiefenwahrnehmung mit dieser und dem Abstande der Spiegelbilder der Rohraxen *Ar*" und *Al*". Die Fernrohre können Galilei'sche, wie bei den gewöhnlichen Feldstechern, oder solche mit terrestrischem Ocular sein. Letztere sind weniger hell, geben aber bei stärkeren Vergrößerungen ein bedeutend größeres Gesichtsfeld; man sieht bei derselben Rohrstellung mehr Gegenstände nebeneinander. Um das Ganze handlicher und compendiöser zu machen, kann man die Fernrohre auch zwischen die Spiegel jeder Seite legen, oder wie es die Firma Zeiß in Jena gethan hat, man behält die Oculare knapp vor den Augen und wendet statt der Spiegel rechtwinkelige gleichschenklige total reflectierende Prismen an. Denkt man sich noch die vor dem Auge befindlichen Prismen um 90° so gedreht, dass die Hypothenusenfläche das von seitwärts kommende Licht vom Auge wegspiegelt und an der nun vom Auge abgewendeten Kathetenfläche ein analoges Prisma mit der Hypothenusenfläche so mit Canadabalsam aufgekittet, dass seine Seitenkanten senkrecht zu denen des anderen stehen, so finden an seinen Kathetenflächen noch zwei Spiegelungen statt, deren letzte das Licht in das beim Ocular befindliche Auge sendet. Durch diese der Dove'schen ganz analoge Combination erspart sich Zeiß auch die zur Aufrechtstellung des Bildes beim terrestrischen Ocular erforderlichen Umkehrungslinsen und erzielt eine größere Helligkeit des Bildes, welche aber jene des Galilei'schen Oculares nicht erreicht. Das ist die Einrichtung der Relief-Fernrohre.

Die sogenannten Relief-Feldstecher von Zeiß sind nur eine

ganz einfache Zusammenstellung zweier Dove'schen Prismen-Fernrohre, wobei die Oculare, auf Augenabstand stellbar sind, die Objective nach außen stehen und einen größeren Abstand besitzen. Das Exemplar mit 6facher Vergrößerung und Objectiven von 15 *mm* Durchmesser kostet loco Jena 140 Mark und sein Hauptvortheil besteht bei großer Compendiosität in dem großen Gesichtsfelde, so groß wie bei den bisher üblichen Galilei'schen Feldstechern etwa bei 3maliger Vergrößerung. Der Gewinn an Plastik kommt für den Soldaten nicht in Betracht, so dass Verfasser sich ein einzelnes Rohr um 50 Mark, allerdings vorzüglicher Arbeit kommen ließ, das an Helligkeit die besten terrestrischen Fernrohre gleicher Vergrößerung übertrifft, das Galilei'sche jedoch nicht erreicht.[1])

Beim Relief-Fernrohre, welches die oben beschriebene Einrichtung als Telestereoskop besitzt, lassen sich die beiden Oculare durch Drehen der Rohre um ein Charnier in zwei Stellungen für den jeweiligen Pupillenabstand verschiedener Personen einstellen.

Im gestreckten Zustande, wo die äußeren Prismen ungefähr 40*cm* bei dem Exemplar mit der stärksten (zehnfachen) Vergrößerung von einander abstehen, zeigt es bei einem Gesichtsfelde von nahezu 4° ein stereoskopisches Feld von bedeutender Tiefe mit coulissenartiger Abflachung einzelner Gegenstände, die näheren scheinbar kleiner. Prachtvoll ist der Anblick gegenüber befindlicher Berglehnen, die sonst dem Auge zu steil erscheinen, während man durch das Relief-Fernrohr auf 1000—2000 Schritt noch ganz deutlich unterscheidet, ob sie flacher oder steiler ansteigen. Der Preis ist 210 Mark.

Der in der Ankündigung angepriesene Umstand, dass man in dieser Stellung der Rohre den Gegner gedeckt hinter einem Baume beobachten kann, wenn die Objective beiderseits noch hervorragen, oder wenn man die Rohre in die andere Stellung mit nahezu paralleler Lage bringt, gedeckt hinter einer Brustwehr, wie bei dem aus zwei Parallelspiegeln bestehenden Polemoskop[2]), hat wohl nur mehr für den Optiker als für den Officier ein Interesse. Als dem Verfasser Ende 1894 bei Fritsch, Wien, Gumpendorferstraße, ein solches Ungethüm zu Gesichte kam, war es, ohne hineinzusehen (was der Gassenenge halber nicht viel genützt hätte) klar, dass dieser Aufwand an Hilfsmitteln weit besser für einen nicht zusammenklappbaren Distanzmesser eleganterer Form, etwa für Stäbe, und für die

[1]) Die Firma Fritz Ebeling, Wien, Hernalser Gürtel Nr. 2, will auf Anregung des Verfassers solche Fernrohre um den Preis von 15 fl. (mit 2 Ocularen mehr) herstellen. Das niedliche Ding, kaum 1 *dm* lang, kann bequem in der Brusttasche getragen werden.

[2]) Hess „Naturwissenschaften im Dienste des Krieges".

Beobachtung der Schüsse bei der Artillerie am Platze gewesen wäre, wenn auch das Einstellen auf den Pupillenabstand etwas complicierter wird. Eine sofortige diesbezügliche Äußerung gegen den Optiker wurde später in der Instruction für den Distanzmesser System Roksandić M. 1895 in einer Fußnote mit Rücksicht auf die Anwendbarkeit noch deutlicher präcisiert. Die Instruction erschien im Druck März 1895[1]).

Würde nun der stereoskopische Entfernungsmesser von Zeiß in unserem Vaterlande gefallen, aber ungeachtet dieser früheren Publication des Wesens das Patent Zeiß im Wege stehen, so könnte dem auch noch abgeholfen werden, wenn nicht vielleicht Zeiß trotz Patent noch billiger und besser arbeitet als unsere Optiker und Mechaniker.

Das ist der Grund, warum das Vorhergehende erwähnt wurde und nicht etwa lächerliche Prioritäts-Hascherei; denn es gibt nichts Neues unter der Sonne, wie schon König Salomon und nicht erst Ben Akiba sagte, wenn schon von Priorität die Rede sein soll. Das Verdienst der thatsächlichen Durchführung der Idee eines stereoskopischen Distanzmessers gebürt der Firma Zeiß, welche mit ihren reichen Hilfsmitteln auch hiezu leichter in der Lage war.

Bei den Zeiß'schen Fernrohren, wo ein reelles Bild der Objecte innerhalb des Fernrohres ganz nahe vor dem Ocular zustande kommt, können als Pointierungsmarken ebenso wie bei geodätischen Fernrohren Fadenkreuze Anwendung finden, oder da diese für Kriegszwecke zu empfindlich wären, auf Glas geritzte Striche. Wenn zwei solche Verticalstriche genau auf Pupillendistanz abstehen, so bekommt man ein einfaches stereoskopisches Bild in unendlicher Ferne (Grenze des stereoskopischen Gebietes), womit auch die Möglichkeit einer einfachen Rectification des Distanzmessers von der Stelle aus gegeben ist. Eine Annäherung der Striche lässt das stereoskopische Bild immer näher rücken und wenn es in derselben Entfernung erscheint, wie das Ziel, so kann die Entfernung des letzteren aus dem mikrometrisch sehr genau bestimmbaren Maße der Annäherung, welches dem parallaktischen Winkel entspricht, abgelesen werden.

Man kann aber auch auf den Glasplatten photographische Diapositive (oder auch Negative) von Stangen herstellen, die sich

---

[1]) Auch Fritsch bekam ein Exemplar dieser Instruction. Er hatte für den Distanzmesser Muster 1895 die Spiegel zu schleifen übernommen, was ziemlich langsam vorwärts gieng, und da zum Schluss von drei gelieferten per Stück (20×15 *mm* Fläche) mit fl. 5 ö. W. veranschlagten Spiegeln auch nur 2 Stück soplan waren, um zu entsprechen, so musste sich Verfasser anderswo umsehen, denn nicht die Spiegel allein, sondern ganz fertige Instrumente sollten im Maximum fl. 10 kosten.

in der Blicklinie, etwa 100*m* von einander entfernt, in die Tiefe erstrecken und zwei solche Diapositive als Pointierungsmarken benützen. Man hat dann gewissermaßen einen stereoskopischen Maßstab, an welchem sich nach einmal erfolgter richtiger Einstellung die Entfernung sofort aus der Vergleichung der stereoskopischen Bilder ablesen lässt, wenn die Theilstriche (Stangen) entsprechend angeordnet und die wichtigsten, etwa die Tausender, auch mit Ziffern bezeichnet sind. Durch diese Anordnung wird die immer etwas Zeit beanspruchende mikrometrische Einstellung erspart, die Rectification vereinfacht, es werden aber nur entferntere Gegenstände berücksichtigt werden können. Auf ganz kleine Entfernungen würde erstere Art besser passen. Doch die nähere Ausführung ebenso wie die Behebung anderer Schwierigkeiten z. B. des Anpassens an den Pupillenabstand verschiedener Beobachter etc. gehört nicht hierher, sondern in eine ausführliche Beschreibung des Instrumentes, von welchem hier nur eine das Wesen und die Anwendbarkeit umfassende Vorstellung gegeben werden sollte.

Man sieht, dass der zweite und dritte Theil des eingangs citierten Wunsches in einer nahezu idealen Weise erfüllt ist. Doch mit dem ersten Theile steht es schlecht. Das ausgeführte Instrument hat nach dem Autor im „Archiv“ eine Länge von 1·5 *m* bei 23facher Vergrößerung und es sollen Versuche im Gange sein, es im Verhältnisse 4 : 7 d. i. auf $^{6}/_{7}$ *m* oder nahezu 1 *m* Länge zu reducieren, was noch immer für eine Tasche viel zu groß ist, aber in Verbindung mit dem entsprechend construierten Stativ etwa wie ein Touristen-Bergstock sich fortbringen ließe. Wie weit in der Länge und Vergrößerung heruntergegangen werden darf, hängt von dem geforderten Grade der Genauigkeit ab, welcher hiebei immer geringer wird und für gewisse Zwecke auf immer kleinere Distanzen sich einschränkt. Dabei wächst das Gesichtsfeld mit der Abnahme der Vergrößerung, was ein nicht unerheblicher Vortheil ist.

Auf die größere Visurschärfe bei starken Vergrößerungen zu rechnen, ist nur erlaubt, wenn man Stative benützt und auch da nur bei günstigem Luftzustande und wenn das Instrument von Erschütterungen durch Bodenzittern und Wind unbeeinflusst ist. Bei einem Beobachtungsfernrohr am Schießplatze zu Sackelhausen bei Temesvár sah Verfasser das mannshohe Schwarze einer 4000ˣ entfernten Weitscheibe so flattern, dass es oft 6—8fach erschien. Diese Bilderunruhe, die auch bei geodätischen Arbeiten störend auftritt, kann die Leistungsfähigkeit so schwerer und theuerer Instrumente im Felde gerade in jenen Momenten beinahe auf Null herabdrücken, wo sie am größten sein soll.

Beschränkt man sich auf eine Länge von 5 höchstens 6 *dm* bei einer Vergrößerung von 10—15mal, so ist das Instrument zwar immer noch kein Taschen-Instrument, kann aber vom einzelnen Reiter noch leicht fortgebracht werden. Die Resultate werden auf den kleineren Distanzen bis etwa 3000ˣ ganz gut entsprechen, auf größeren ader nur dort, wo die Forderung an die Genauigkeit gegen den raschen Einblick in die Verhältnisse zurücktritt, wie z. B. bei Stäben, Recognoscierungen, beim ungefähren Beobachten der Shrapnelschüsse etc. Zur genauen Ermittlung großer Entfernungen lässt sich ein solches Instrument aber im Vereine mit guten Winkelspiegel-Distanzmessern, wenn diese vor einem Feldstecher gebraucht werden, recht gut und ohne großen Zeit-Aufwand verwenden. Nur müsste man noch dafür sorgen, dass es nicht übermäßig geschützt, und durch Futterale, Riemen etc. nicht zur Einnahmsquelle für Sattler — mit reichem Nebeneinkommen für den Optiker — umgestaltet und jener Hand schwer zugänglich gemacht werde, die es häufig braucht.

Eine ähnliche Combination zweier Instrumente — ein Doppelfernrohr (jumelles télémètre, Preis 110 Francs) für kleinere Entfernungen, das Distanzmesser-Prisma von Souchier auch für größere Entfernungen — hat man in Frankreich eingeführt. Das Fernrohr ist wahrscheinlich nach dem System des Distanzfernrohres von Rochon eingerichtet, indem im Bedarfsfalle ein doppeltbrechender Körper vor die Oculare geschoben wird, so dass man von einem Manne zwei Bilder bekommt. Nach dem Maße, um welches ein Bild das andere überragt, wird die Distanz geschätzt. Eine Scala unterstützt hiebei das Errathen der Entfernung und man hat nicht nöthig, den ganzen Mann zu sehen und die Einstellung so zu bewirken, dass sich beide Bilder berühren. Da der Ablenkungswinkel für das zweite Bild constant ist, so würden auch kleine, sehr spitzwinklige Glasprismen entsprechen, die von oben oder unten bis zur Ocularmitte vorgeschoben würden. Ein Jeder, der im Besitze eines Fernrohres ist, kann sich dasselbe so einrichten, nur muss er die Scala dem Ablenkungswinkel des Prisma (darf nur wenige Minuten betragen) entsprechend selbst anfertigen. Man schätzt natürlich von einem Standpunkte und die Basis ist wie bei den ältesten Distanzmessern, den Stadias, beim Ziele und auch da vielleicht selten sichtbar, niemals aber genau bekannt.

Beim stereoskopischen Entfernungsmesser hingegen liegt die Basis, wenn auch etwa von $^1/_3$ der Länge, im Instrumente, ist also sicher auf 0·1 *mm* constant und bekannt. Dieser gewährt daher auch eine viel größere Genauigkeit und Sicherheit und macht von dem Zufalle unabhängig, dass sich am Ziele gerade die zugrunde gelegte

Dimension antreffen lasse. Er ist ohne Vergleich leistungsfähiger und trotz des vielleicht viermal so großen Preises, den er haben dürfte, entschieden nützlicher.

Man könnte im Preise herunter gelangen, wenn man ein astronomisches Fernrohr benützt und den in Fig. 1 gezeichneten Theil der Umkehrungsprismen an die ebene Außenfläche der Ocularlinse aufkittet, oder wenn man auf den stereoskopischen Maßstab verzichtet und mit einem aus Galilei'schen Fernrohren zusammengestellten Telestereoskop noch das Princip des bei Wondre beschriebenen Entfernungsmessers des englischen Physikers Ramsden (1790) verbindet (welcher nur eine unbequeme Gestalt hatte). Dabei kann auch das Zeiß'sche Patent nicht im Wege stehen und die Genauigkeit jene des stereoskopischen Maßstabes mindestens erreichen, ja in manchen Fällen (nach den Versuchen des Verfassers über die Leistungsfähigkeit des Auges) sogar übertreffen. Freilich wird das Gesichtsfeld bedeutend kleiner ausfallen, der Apparat etwas voluminöser und der Preis in den Händen des reellsten



Fig. 2.

Geschäftsmannes auch nicht viel unter 100 fl. herabgehen. Die Einrichtung deutet die Skizze in Figur 2 an, der Spiegel in *A* müsste ziemlich groß ausfallen und wäre daher theuer, noch größer, wenn man eine Verlängerung der Basis anstrebt (wie ein Project von Professor Neesen, das im „Archiv" etc. besprochen ist), wo dann auch die Spiegel *A* und *B* durch Winkelspiegel oder doppelt reflectierende Prismen ersetzt werden müssten. Eine nähere Erörterung der Eigenschaften und Schwierigkeiten der Construction würde hier zu weit führen[1]).

Manche werden schon gedacht haben, wo bleibt denn nur jener einfachste Distanzmesser, bei dem man nicht zielt, sondern bloß zum Deutlichsehen einstellt und die Entfernung abliest? Muss denn immer gezielt werden? Wir haben ja doch an dem Binocle ein Beispiel, dass man das Ocular einfach so weit herausschraubt, bis man scharf

[1]) Verfasser ist gern bereit, mündliche Anfragen in jeder Richtung erschöpfend zu beantworten. Zur schriftlichen Correspondenz fehlt leider die Zeit, zur eigenen Durchführung bis zur vollkommensten Functionierung jedes Interesse, denn nur gesunde Triebe, die mit kräftigem Willen durch eigenes Verdienst emporstreben und die Protection selbst nur eines Instrumentes verschmähen, sind des Schweißes und der Opfer wert.

und deutlich sieht und dann am Ocularrohre die Distanz einfach ablesen könnte. Jeder Anfänger äußert den Wunsch, nach einem solchen Distanzmesser, manchmal sogar in dem Glauben, eine ganz neue praktische Idee gefunden und verteufelt befriedigt, sie auch ausgesprochen zu haben. Das Construieren lehnen solche Leute wohlweislich ab, wenn auch nicht das Kritisieren. Ersteres, meinen sie, wäre Sache des Physikers, Optikers, oder ganz allgemein der Naturwissenschaften, welche ja doch schon so viel geleistet, wenn auch noch nicht das Perpetuum mobile oder den Nürnberger Trichter entdeckt haben.

Es ist überflüssig zu versichern, dass vielleicht jeder Constructeur von Distanzmessern nach diesem System begonnen und alle Eigenschaften des Lichtes durchforscht hat, welche ähnliche Grundlagen liefern könnten, bis er sich nach mehr oder weniger langer Zeit überzeugte, es sei nicht möglich, befriedigende Resultate zu erhalten. Da aber diese sogenannten rein optischen Distanzmesser noch in Wondres Telemetrie ihr gespenstisches Unwesen treiben und sich beim Lesen der Beschreibung über den Bildweitenmesser der berühmten Optiker-Firma Merz zum Schlusse der Gedanke aufdrängen muss, warum denn dieses für die Bequemlichkeit so vortreffliche Instrument nicht schon lange Eingang gefunden hat, anstatt neben den anderen unpraktischen[1]) Distanzmessern ein kümmerliches theoretisches Dasein zu fristen und die brauchbarsten Ideen zu verscheuchen, so will Verfasser den Grund hier erklären.

Wer durch einen Gucker bei den Scheibenstutzen gesehen hat, der weiß, dass man nahe und ferne Gegenstände z. B. Grinsel, Korn und Ziel gleichzeitig scharf und deutlich sieht, ohne das Auge den verschiedenen Entfernungen anpassen zu müssen, was ja auch gleichzeitig nicht gelänge. Für Entfernungen über 100 oder gar 500 *m* sind aber die größten bei Handfernrohren gebräuchlichen Objective reine Gucklöcher. Freilich kommt die Linsenwirkung dazu, aber dies ändert an der Sache nichts, denn die Lichtstrahlen treffen sich im Licht- oder Bildpunkte unter so spitzem Winkel, das hierdurch entstehende Lichtstrahlenbüschel hat eine so feine und lange Spitze, dass man

[1]) Es ist immer gewagt, ein Instrument, das man nicht besonders kennt, als minder praktisch oder ein Gewehr z. B., mit dem man nichts traf, als minder gut zu erklären, da zum großen Theil jedes Urtheil auf den Beurtheiler zurückzielt. Für gewandte Reiter sind die Sporen zu Pferde ziemlich praktisch, für den Anfänger unpraktisch. Die Befestigung am Steigbügel wäre in gewissem Sinne praktischer, denn man glaubt kaum, was so kleine Dinger an den Stiefeln für ein Unheil anrichten können, indem sie durch nicht gehörig fundierte Steigerung des Selbstgefühles aus ehedem verständigen, fleißigen Menschen Phantasten machen können.

nur theoretisch aber nicht praktisch von Bildpunkten sprechen darf. Beim Brennweitenmesser von Merz sind diese Spitzen vom Objectiv nach vorne gerichtet zu denken und es kommt zum Schluss auf dasselbe hieraus, als wenn man durch ein Fensterglas statt durch eine Linsen-Combination durchsehen würde, denn es werden wenige Planparallelgläser zu haben sein, die man nicht als Linsen von 100 *m* (oder mehr) positiver oder negativer Brennweite ansehen könnte.

Dem Photographen, der verschieden weite Blenden benützt, um schärfere Bilder, und in den Bildpunkten spitzere Lichtbüschel oder, wie er sich ausdrückt, eine größere Tiefe der Schärfe zu erzielen, um nähere und entferntere Gegenstände im Bilde scharf zu erhalten, nützt diese Eigenschaft, den Distanzmesser macht sie unpraktisch und — unmöglich. Dazu kommt noch der Umstand, dass sich jedes Auge, besonders aber das jüngere, für verschieden stark divergierende Lichtkegel anpassen (accommodieren) kann, worin eine neue Fehlerquelle liegt; denn Anfänger brauchen oft sehr lange, bis sie ein Ocular gut und immer wenigstens nahezu gleich einstellen[1]). Am besten geschieht dies für den Fernpunkt des Auges, d. i. bei normalen Augen für Strahlenbündel (parallele Strahlen), die aus den unendlich entfernten Punkten verschiedener Richtung kommen, durch die Pupille ins Auge eintreten und auf der Netzhaut ohne Accommodationsanstrengung scharfe Bilder erzeugen, daher durchs Fernrohr oder Mikroskop eine Beobachtung gestatten, ohne dass das zweite Auge behufs Erzielung der Accommodation zum Schielen gezwungen wird.

Verfasser hat die zweckmäßigste Methode des Einstellens vor 20 Jahren publiciert; sie ist aber, so viel ihm bekannt, noch nirgends berücksichtigt worden, weil die uralte, viel abgeschriebene Weisung, das Bild solle in die deutliche Sehweite (man schreibt dazu: beiläufig 25 *cm*) eingestellt werden, hinderlich ist, eine Weisung, welche wahrscheinlich vom Zeichnen der Mikroskopbilder stammt, wenn diese mit einer camera lucida oder einem Sömmering'schen Spiegelchen auf die Zeichenfläche projiciert werden. Wäre das so erhaltene geometrische Bild in größerer Entfernung als die Zeichenfläche, so würde es sich

[1]) Dies ist der Grund, warum sich bei der Emsmann'schen Combination nach Wondre die Lupe nicht bewährt hat; das erstere aber, die Tiefe der Schärfe, warum sich die matte Glastafel nicht bewähren konnte. Verfasser, der ohne von Emsmann zu wissen, auch dieses Princip geprüft hat, konnte es glücklicherweise gleich richtig beurtheilen und auch den ungünstigen Einfluss der Störungen durch sphärische und chromatische Aberration etc. Man darf bei Constructionen und ihrer Beurtheilung nie auf die Annahmen und den Umstand vergessen, dass die Linsen-Formeln nur angenäherte, für specielle Fälle hinlänglich passende, aber nicht absolut richtige Werte für alle Strahlen geben.

bei den Ortsveränderungen des Auges mit diesem in gleicher Richtung verschieben, was für das Nachzeichnen hinderlich ist. Die scheinbare Größe, d. i. Ausdehnung des Netzhautbildes, ist nur vom Gange der Hauptstrahlen abhängig, die Deutlichkeit für dieselbe Stellung des Auges zum Ocular immer die gleiche, nur das Urtheil über die Größe wegen der Mitwirkung des zweiten Auges bei der Accommodation beeinflusst.[1]) Verfasser verlangte bei den geodätischen Übungen als zu berücksichtigendes Kennzeichen der richtigen Einstellung, das Fadenkreuz müsse schwarz und dick und nicht wie ein Spinnenfaden erscheinen.

Der Umstand, dass die Ocularrohre zur Verkürzung der Instrumente beim Verpacken und Transporte immer stark eingeschoben sind, veranlasst die meisten Anfänger, sobald sie deutlich zu sehen beginnen, mit dem Herausschrauben aufzuhören, anstatt so lange weiterzuschrauben, bis wieder Undeutlichkeit des Bildes beginnt und dann langsam wieder zurück bis zur vollsten, ohne Accommodationsanstrengung erreichten Deutlichkeit. Auch wäre behufs rascheren Einstellens des Fadenkreuzes (Mikrometer), damit es sich nicht bei Ortsveränderungen des Auges auf dem Bilde verschiebe, also zur Vermeidung parallaktischer Visurfehler (die bei Distanzmessern schon große Fehler im Resultate verursachen können) noch zu erwähnen, dass die Ursache der parallaktischen Verschiebungen beim Anvisieren terrestrischer Objecte meist in der nicht ganz entsprechenden Einstellung des trotz etwaiger Staubkörnchen wenig gegliederten Fadenkreuzes liege, daher die Bildweite zuerst an diesem zu corrigieren und durch stufenweise Einstellung auf das vom Gegenstande entworfene Bild der parallaktische Fehler wegzubringen sei, wobei Fadenkreuz und Bild an der äußeren Grenze der Accomodationsbreite (Fernpunkt des Auges) verbleiben müssen. Es wäre wünschenswert, wenn in geodätischen Werken und Instructionen sowohl für Oculare als Lupen diese Methode des Einstellens beschrieben und vorgeschrieben würde, denn mancher verdirbt sich die Augen, bevor ihn

[1]) In der Physiologie von Landois Bd. 2, Seite 908 heißt es: „Angehende noch ungeübte Mikroskopiker pflegen stets bei starker Accommodationsanstrengung zu sehen, während der Erfahrene accommodationslos beobachtet. Anfänger taxieren auch die Bilder zu klein.“ Warum lehrt man sie nicht gleich das Richtige? Zur Vermeidung der Bildverschiebung auf der Zeichenfläche könnte man auch von dieser und dem Zeichenstift durch ein Brillenglas für Weitsichtige ein geometrisches Bild in der accommodationslosen Ferne entwerfen und so lässt sich, nebenbei gesagt, auch der Winkelspiegeldistanzmesser des Verfassers zum genauen Nachzeichnen landschaftlicher Skizzen verwenden, was sich für jene empfiehlt, die keine photographische Camera auf Reisen mitnehmen können.

die eigene Erfahrung zur Berücksichtigung der physiologischen Verhältnisse führt.

Winkelspiegel und Winkelprismen.

Die bisher am meisten benützten Distanzmesser (bei uns, in Frankreich, Russland, Italien) basieren auf dem Princip der doppelten Reflexion durch einen Winkelspiegel oder ein Winkelprisma, wie es schon bei dem zu Beobachtungen auf dem Meere geeigneten Spiegelsextanten zur Anwendung kam, weil dabei ein vollkommen ruhiger Stand nicht nöthig ist, indem ein durch doppelte Reflexion erhaltenes Spiegelbild mit einem direct betrachteten Punkte zur Coïncidenz gebracht wird, so dass die Bilder beider Punkte auf der Netzhaut zusammenfallen, was wohl um so genauer beurtheilt werden kann, je langsamer diese Bilder bei Schwankungen sich über die Netzhaut bewegen. Diese Instrumente können leicht so compendiös gemacht werden, dass sie wirkliche Tascheninstrumente vorstellen, dass man sie gern und oft in der Tasche mitnimmt und daher zur Correctur und Entwicklung des Augenmaßes häufig benützt. Aber mit dem Hineinsehen geht es bei Anfängern etwas schlecht, obwohl dasselbe unter entsprechender Anleitung in weniger als einer Stunde gut erlernt und später zu einer Vollkommenheit gebracht werden kann, so dass man in kaum zwei Secunden das Spiegelbild eines Objectes auffinden und zugleich die Richtung, in der es gesehen werden soll, fixieren kann. Auch mit dem Ablesen der Entfernungen gienge es noch rasch, ja man braucht oft nur zählen zu können, aber leider muss man vorher eine längere Basis am Standorte ermitteln und abschreiten oder abmessen und hiebei mit einiger Geschicklichkeit verfahren, die von vornherein nicht jedermanns Sache ist, wenn sich auch manche den Anschein geben. Die Geschicklichkeit, zum Theile kostbares Erbe von guten, fleißigen, vernünftigen Eltern, zum Theile ureigenes Verdienst eines gesunden Urtheils und kräftigen Willens, kann jedoch durch verständige und fortgesetzte Übung ganz unglaublich gesteigert werden, wie man dies an guten Schützen sieht. Sie begründet die technische und einen großen Theil der moralischen Überlegenheit und ist selbstverständlich, wie alle wahren, edleren Güter, durch Kauf und Verkauf nicht von Person zu Person übertragbar.

Da bei diesen Distanzmessern, mit verhältnismäßig langer Basis außerhalb des Instrumentes, diese letztere nahe, das Ziel weit ist, so erscheint sie groß im Verhältnisse zur Entfernung, und da man die Aufgabe jetzt rein geometrisch anfasst als Auflösung eines Dreieckes, so pflegen sich die Constructeure ein solches Dreieck zu verzeichnen, in dem aber die Winkelverhältnisse der graphischen Deutlichkeit wegen ganz anders aussehen als in Wirklichkeit, was dann zu falschen

Schlussfolgerungen, selbst zu Versuchen verleitet, die Aufgabe mit Detaillierbrett und Bleistift graphisch lösen zu wollen, die Bedeutung des schiefwinkeligen Dreieckes zu überschätzen etc.

Zur Klarstellung betrachte man die Dreiecke in Fig. 3. Das Dreieck mit der Basis im Instrumente, z. B. beim (Zeiß'schen und Roskiewicz'schen) Entfernungsmesser, fällt bei Entfernungen über 1000 *m* ganz in die eine Dreieckseite *AO* selbst, ja über 1500 *m* lässt sich mit den gewöhnlichen, auch feinsten Hilfsmitteln (bestgeschärfter Rayonstift) keine Linie so schmal ziehen, als dieses Dreieck in der Verjüngung aussieht.



Modell 1895 — Modell 1875 Souchier.

Fig. 3.

Für diejenigen Leser, welche wenig oder gar nicht bei feineren geodätischen Arbeiten (trigonometrische Triangulierung etc.) beschäftigt waren und die keine erfahrungsgemäße Vorstellung von der Leistungsfähigkeit des Auges und der Instrumente haben, sei hier nur erwähnt, dass Winkel auf die Secunde genau nur bei Gebrauch vorzüglicher Instrumente auf sehr festen, erschütterungsfreien Unterlagen, Anwendung der besten Methoden, Markierung der anvisierten Punkte durch Körper, denen eine genaue Mittellinie zukommt und bei sehr oft wiederholter Messung erhalten werden. Auf 2 *km* muss die Visur auf weniger als 1 *cm* (Körperlänge einer Stubenfliege) scharf sein. Beträgt nun der mögliche Fehler beim Zeiß'schen Instrumente auch nur 5", so macht dies für 3000 *m* Entfernung, wo der ganze zu messende Winkel 1·7 × 60" besitzt, schon 5 Procent aus. Es ist aber sehr fraglich, ob bei 23facher Vergrößerung und nur ganz geringer Bilderunruhe, bei dem Umstande, dass man es mit Körpern der verschiedensten Gestalten zu thun hat, der Fehler im stereoskopischen Effect nicht noch größer, selbst doppelt so groß werden kann.

Hiebei ist noch von allen sonstigen Einflüssen abgesehen, z. B. Biegungen, Verschiebungen etc., die durch Rectification vor dem Gebrauch unschädlich gemacht werden müssen und die, wenn auch nicht

gerade einen Astronomen, jedenfalls aber einen gut geschulten Kopf verlangen, der nicht allein mit Fernrohren, sondern auch mit Messinstrumenten flink umzugehen versteht. Um eine Vorstellung von diesen Einflüssen zu geben, sei an die Behandlung des Aneroidbarometers erinnert, dessen Standcorrection sich durch Erschütterungen beim Transporte so leicht ändert, ferner an die Thatsache, dass man bei feineren Beobachtungen mit der Durchbiegung der Fernrohre unter ihrem eigenen Gewichte rechnet, dass ein leichtes Auflegen eines Fingers in der Mitte eines 1·5 *m* langen Rohres schon eine Durchbiegung von 0·01 *mm* (0·1 *mm* ist an der Grenze der Sichtbarkeit) veranlassen kann, was den Winkel der Rohraxen beim Zeißschen Entfernungsmesser schon um $\frac{0 \cdot 02}{1500} \times 206.265$, das ist circa 3″ ändert. Der Winkelsecunde gegenüber beginnen die festesten Körper dem Wachse oder Kautschukballen zu ähneln.

Auf dem Meere, wo der Transport nicht von solchem Einfluss, ein Geschoss aber oft theuerer als ein Distanzmesser ist, könnte man dem Telestereoskop selbst die Länge von 6—10 *m* geben und hätte dann bei cardanischer Aufhängung und entsprechender Unterstützung gegen Verbiegungen den Vortheil, auch die Schüsse auf's genaueste beobachten zu können. Jedenfalls würde ein solcher vom Commandanten allein zu beherrschender Distanzmesser besser entsprechen als andere, welche das Zusammenwirken zweier Beobachter erfordern, obwohl die Verständigung über die zu pointierenden Punkte hier leichter und besser möglich ist, als zu Lande. Auf diesem bildet die oft unbekannte Gestaltung der Körper, auf denen die anzuvisierenden Punkte gewählt werden müssen, eine Hauptschwierigkeit, welche nur durch richtige geometrische Deutung des in der Ferne Gesehenen nach anhaltender rationeller Übung, in der Mehrzahl der Fälle also durch persönliche Geschicklichkeit überwunden werden kann. Um diese zu erlangen, muss man das Instrument möglichst klein und handlich machen, damit es thunlichst oft und viel benützt werde und der Entwicklung des Augenmaßes und Schätzungsvermögens in zweckmäßigster Weise diene, ja zur Vervollkommnung des militärischen Blickes in der richtigen Deutung des Gesehenen geradezu ansporne.

Die Basis muss sonach außerhalb des Instrumentes verlegt werden, kann eine größere Länge erhalten, die einem größeren parallaktischen Winkel entspricht. Die Basisrichtung würde man nicht genau einzuhalten brauchen (Fehler bis zu 1° ohne Belang), wenn man immer irgend eine beliebige constante Richtung (AR BR Fig. 4) auf etwa eine halbe Minute genau zur Verfügung hätte. Der parallaktische Winkel γ ergibt sich dann als Differenz der Winkel α und β, die

die Visuren AO und BO mit dieser constanten Richtung einschließen. Die Magnetnadel mit Flüssigkeitsdämpfung, an die man denken könnte, leistet das aber in compendiöser Form nicht, abgesehen von allen anderen Störungen, die, was noch obendrein für gewöhnliche Kritiker am meisten in die Wagschale fällt, die Denkarbeit bei der Behandlung und Conservierung noch verwickelter machen, anstatt sie zu vereinfachen. Die Sterne als unendlich entfernte Punkte würden solche Richtungen markieren, wenn sich die Erde nicht drehen würde und sie immer am Platze und sichtbar blieben. Mit der Sonne und dem Mond steht es in dieser Richtung noch schlimmer. Bei ersterer könnten noch zwei Beobachter mit je einer Dunkelkammer etwas leisten, wenn die Anforderungen an die Intelligenz nicht noch größer und die Resultate mit compendiösen Instrumenten erzielbar wären, zudem die Sonne nie von Wolken verdunkelt würde.

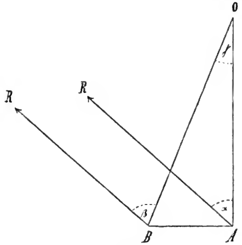


Fig. 4.

Irdische Objecte sind entweder nicht soweit, dass man die Richtung trotz Ortsveränderung als constant ansehen könnte (etwa das 7—10tausendfache der Basislänge entfernt), oder sie haben dann in so großer Ferne den Nachtheil, dass man an ihnen nicht viel unterscheidet, weshalb die Richtung nicht scharf fixierbar ist. Doch kann man sich, wenn letzteres zufällig möglich wäre, mit einer kleinen, leicht zu bewerkstelligenden Correctur helfen, wenn z. B. die Entfernung eines solchen markierten Punktes (Kirchthurmes etc.) aus der Karte entnommen werden kann, so dass sich der arcus des parallaktischen Winkels für eine gegebene Basislänge schnell und genau genug ermitteln lässt.[1])

Zur Schätzung oder Messung der Winkel benöthigt man jedoch

[1]) Andere Methoden siehe in „Grundsätze zur Ausbildung des Augenmaßes etc." Ein Beispiel, wie aus der bekannten Entfernung eines näheren Punktes jene eines entfernteren gefunden werden kann, ist auch in der Instruction für den Distanzmesser, System Roksandić M. 1895, aufgenommen.

immer einfache Instrumente, wenn sie verlässlicher ausfallen soll, und daher ist es besser, dieses Instrument gleich als Distanzmesser einzurichten und die berührten seltenen Fälle als Specialfälle der Anwendung zu behandeln.

So gelangt man auch zur Überzeugung, dass es am besten entspricht, die constante Richtung, welche man benöthigt, in die Basisrichtung selbst zu verlegen (also senkrecht oder nahezu senkrecht zur Zielrichtung) und die Ortsveränderung möglichst genau in dieser Linie zu bewirken, damit ein etwaiger parallaktischer Fehler vermieden werde und auch nähere Objecte zur Fixierung benützt werden können, was am genauesten mit Hilfe zweier Punkte in dieser Richtung geschieht, wovon der eine als Direction *D* (Fig. 5) dient und möglichst entfernt, der andere *Z* als Zwischenpunkt und möglichst nahe sein soll. Es ist kaum glaublich, dass es Leute gibt, welche diesen einfachen Grundsatz nicht begreifen und auf einen 30—40 *m* entfernten Punkt ohne Wahl eines Zwischenpunktes genau vorgehen wollen, sogar nach dem Gefühl, ohne überhaupt die Direction anzusehen. Solchen ist dann wohl schwer zu helfen.

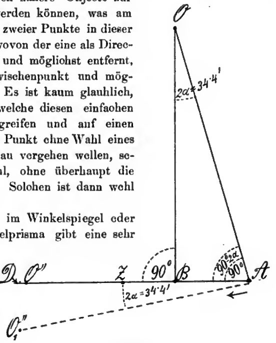


Fig. 5.

Das Spiegelbild im Winkelspiegel oder Souchier'schen Winkelprisma gibt eine sehr ruhige Visur aus freier Hand. Es erscheint nach doppelter Reflexion in einer Richtung, welche senkrecht zur Richtung des gespiegelten Objectes steht, wenn die Spiegelflächen den Winkel von 45° oder sein Supplement 135° einschließen. Der doppelt reflectierte Strahl steht im Durchschnittspunkte *C* (Fig. 6) genau senkrecht auf dem einfallenden. Ist eine Spiegelfläche um einen Winkel α drehbar, so bewegt sich das Spiegelbild in eine Richtung, die mit der früheren genau den Winkel 2α einschließt. Dieser kann nun als constanter parallaktischer Winkel (Fig. 5) angenommen werden, um die mit der Winkelmessung und Ablesung verbundenen Schwierigkeiten zu vermeiden, theuere, schwer zu behandelnde Mikrometer etc. zu ersparen und die nun veränderliche Basis *AB*

(Fig. 5) selbst gewissermaßen als Kreisbogen zu betrachten, auf dem die Ablesung erfolgt und welchem ein Radius $OA=OB$ (Fig. 5) gleich der Entfernung entspricht, so groß, dass ihm selbst bei 1000facher Vergrößerung durch ein Mikroskop kaum ein Radius der Theilkreise an Winkelmess-Instrumenten gleichkommt. Zum Messen der Distanz hat man sich dann nur in der Basisrichtung soweit vor oder zurück, zu bewegen, bis bei der veränderten Spiegelstellung das Spiegelbild

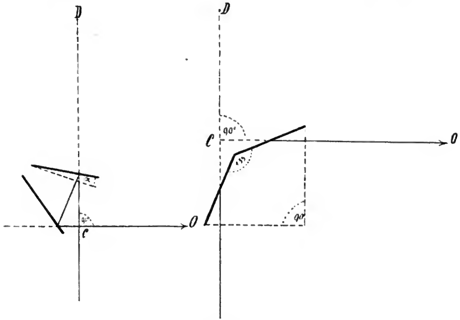


Fig. 6.

wieder in der genau festgehaltenen Basisrichtung erscheint, mit demselben entfernten Directionspunkte (*D* Fig. 5) in derselben Weise und bei gleicher Lage der anderen Spiegelbilder wieder coïncidierend. Dies ist das Princip des Distanzmessers M. 1875, wobei der parallaktische Winkel entsprechend dem Verhältnisse 1:50 der Basis zur Distanz gewählt und die Drehung des Spiegels durch Fingerdruck und entgegen wirkende Feder hervorgebracht wurde. Bei dem in Frankreich und Russland eingeführten Souchier'schen (und ebenso beim Balbreck'schen) Prisma erhält man aber die zweite Stellung des Spiegelbildes durch Combination mit der eigentlichen ablenkenden Prismenwirkung bei sehr spitzem brechenden Winkel. Indem der vom spiegelnden Objecte kommende Richtungsstrahl noch ein solches

Prisma (Fig. 7) passiert, erscheint das Bild bekanntlich nach der Seite der brechenden Kante verschoben. Die Ablenkung δ (Deviation) und die Farbenzerstreuung (Dispersion), welche hiebei auftreten, haben ein Minimum, wenn der Einfallswinkel α gleich dem Austrittswinkel β ist. Bei der geringen Größe des brechenden Winkels haben jedoch weder die geringen Ortsveränderungen in der Richtung des Spiegelbildes, wenn man das Prisma um eine zu den Seitenkanten Parallele dreht, noch die minimale Farbenzerstreuung unter gewöhnlichen Umständen einen merkbaren schädlichen Einfluss.

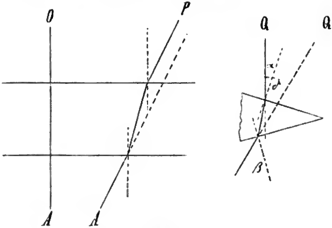


Fig. 7.

Beim Winkelspiegel sind aber die Spiegelbilder thatsächlich ruhiger, gestatten daher auch in Verbindung mit dem Fernrohr ein viel genaueres Arbeiten, denn eine Drehung um die Schnittlinie der Spiegelebenen oder eine zu ihr Parallele ändert an der Lage des doppelt reflectierten Strahles zum einfallenden gar nichts, wie ein so oft wiederholter, leicht durchzuführender geometrischer Beweis zeigt. Da ist nur für Nichtmathematiker ein Zweifel möglich. Aber die Bedingungen, die — für den logisch ungeschulten Kopf verborgen — in der Annahme liegen, müssen auch zutreffen. Der doppelt reflectierte Strahl muss den einfallenden thatsächlich direct oder in der Verlängerung schneiden, nicht darüber oder darunter weggehen, d. h. ihn bloß kreuzen. Beim Spiegel-Sextanten kann letzteres in schädlichem Maße nicht eintreten, weil die Stellung des Auges fixiert oder durch die Fernrohraxe die Richtung des doppelt reflectierten Strahles gegeben ist und eine Verdrehung des Instrumentes um Axen von anderer Lage, das Spiegelbild von seinem richtigen Platze und

sehr bald auch aus dem Gesichtsfelde bringt, nachdem letzteres verhältnismäßig klein ist.

Ein möglichst großes Gesichtsfeld bei möglichst geringem Preise der Spiegel zu erzielen, ist nur mit kleinen Spiegeln denkbar, die man auch der Compendiosität wegen nahe aneinander und nahe an das Auge bringt. Große Gesichtsfelder sind aber selbst für den geübtesten Beobachter nützlich, weil sie immer eine raschere Auffindung der Spiegelbilder, somit Zeitersparnis gestatten. Wer überdies die Unbehilflichkeit bemerkt hat, mit der sich Anfänger beim Winkelspiegel anstellen, bevor sie hinein- und gleichzeitig hinübersehen lernen, eine Unbehilflichkeit, welche bei entsprechender Anleitung wohl nur Minuten oder höchstens Viertelstunden dauert, wird schon aus diesem Grunde auf eine Fixierung der Augenstellung durch ein Guckloch verzichten, abgesehen von der Complication und anderen Umständen, die dies nicht räthlich erscheinen lassen.

Glücklicherweise lässt sich dem in vollkommenerer Art abhelfen. Die Ablenkung, die der ankommende, doppelt reflectierte Strahl gegen die Richtung des einfallenden zeigt, wenn man beide als vom Auge ausgehende Visuren auffasst, ist bei richtiger Stellung ein Maximum, und diesem kommt eben die Eigenschaft zu, dass eine stärkere Drehung sofort daran erkannt wird, dass sich das Spiegelbild dem gespiegelten Objecte nähert, dass geringe Verdrehungen nur ganz unerhebliche, unerkennbare und praktisch belanglose Änderungen in der Stellung des Spiegelbildes zum Basisdirections-Objecte bewirken, wenn dafür gesorgt wird, dass die Gesammtheit der Spiegelbilder in der ganzen horizontalen Ausdehnung des Gesichtsfeldes in dieselbe Lage zu den in der Basisrichtung beiderseits derselben sichtbaren Objecten kommt. Bei Klöckner, Gautier ist wie beim Spiegelsextanten durch das Fernrohr die Lage des reflectierten Strahles fixiert und der Verdrehung vorgebeugt. Bei dem in der Geodäsie gebräuchlichen Prisma von Bauernfeind (22 fl.) stellt man verticale Messtangen aufeinander ein, weil es sich nur um die Horizontal-Projectionen verhältnismäßig kurzer Strecken handelt.

Beim Telemeter-Prisma von Souchier und bei der Wollaston'schen camera lucida ist die Gefahr einer Verdrehung geringer, besonders wenn das Prisma eine größere Grundfläche besitzt. Das Auge wird in die obere Prismen-Grundfläche gezwungen, indem sonst das trübe unscharfe Netzhautbild dieser Fläche, welches bei größerer Pupillenöffnung ziemlich breit ausfällt und zwischen den Netzhautbildern der gespiegelten und direct sichtbaren Objecte liegt, diese theilweise überdeckend, bei jeder Verdrehung noch an Breite zunimmt und daher die Beurtheilung der Coïncidenz erschwert. Souchier hat auf

diese letztere nicht viel Wert gelegt, indem er noch eine Holzfassung anbrachte, welche Hauptmann Ottokar Farsky der Armee-Schießschule an geeigneter Stelle abnehmen ließ, wodurch er dieses Instrument nicht unwesentlich verbesserte, da es nun, in einer etwas größeren Entfernung vom Auge gehalten, zwar ein kleineres Gesichtsfeld, aber eine ziemlich scharfe Visur ermöglicht, und sich dadurch dem Distanzmesser M. 1875 mit Stahlspiegeln nähert. Aber ein Verdrehen, d. h. eine unrichtige Stellung des Auges, welche die Genauigkeit des Messungsresultates beeinträchtigt, ist auch beim Winkelprisma noch möglich, ja wird sogar manchmal durch Erzeugungsfehler in der gegenseitigen Stellung der Grund- und Seitenflächen unterstützt. Souchier hilft sich auch durch die Norm der Basis-Ermittlung nach rückwärts, welche der Neigung zum Verdrehen entgegenwirkt.

Ein fernerer Umstand, der die Ruhe und Gleichmäßigkeit der Visur hindernd beeinflusst, aber von Unerfahrenen übersehen wird, liegt darin, dass in der Annahme bestimmte Flächen als vollkommen eben (plan) gedacht werden. Dies trifft in der Ausführung nie ganz, sondern nur bis zu einem gewissen Grade zu, der selbst von besseren Optikern und Mechanikern, die sich des Probeglases und der Newton'schen Farbenringe bedienen, nicht immer sicher beurtheilt wird. Den Einfluss auf die Visurschärfe und Güte des Resultates können aber nur gewiegte Mathematiker richtig veranschlagen. Der Winkelspiegel mit nur zwei Planflächen ist hierin bei gleicher, der einzelnen Fläche gewidmeten Sorgfalt, entschieden im Vortheil gegen das Winkelprisma mit fünf Planflächen, wo bei jeder Visur sich die unvermeidlichen Schliffehler von je vier Flächen summieren (oder auch multiplicieren, da meist mit derselben Schleifschale geschliffen wird). Die Firma Balbreck wird gewiss sehr sorgfältig geschliffene Prismen auf den Markt bringen, wo dieser Übelstand kaum merkbar hervortreten dürfte (Verfasser bemerkte ihn dennoch bei einem Exemplar der Armee-Schießschule). Es werden auch nicht alle Prismen gleich gut entsprechen. So lange man aber bei der Firma Balbreck bleibt (oder diese nicht an einen bloßen Händler übergeht), wird man vor Schaden bewahrt sein. Anders ist es, wenn man Nachahmungen in die Hand bekommt. Hier kann nicht genug sorgfältig geprüft werden, denn ideenreiche, geistig und sittlich höher stehende Menschen ahmen nicht nach, sondern verbessern unter entsprechender Begründung und Berufung auf das Original, die Nachahmer eines Instrumentes aber, die es sofort in Verruf bringen, wenn es nicht durch ein Patent geschützt wird, verstehen das Wesen ausnahmslos nicht genügend, ebensowenig wie die Mechaniker, die sich zu früh vom Erfinder emancipieren; es ist ihnen immer nur der momentane Gewinn maßgebend und der

Geschäftsmann, Professionist oder Händler, rechnet mit der Unerfahrenheit der Kunden.[1])

Trotz der größeren Helligkeit der Bilder bei der Prismen-Reflexion hält Verfasser die Visurschärfe im allgemeinen für geringer als beim Winkelspiegel mit einfach spiegelnden Flächen, weil man meistens Punkte an den Objecten zur Coïncidenz zu bringen hat, was am genauesten geschieht, wenn sich die Netzhautbilder dieser Punkte, ungestört durch Trübungen, knapp übereinander befinden.

Noch ein Umstand soll erwähnt werden, welcher bei Winkelspiegeln nicht vorkommt, die Verwendung der Winkelprismen aber ungünstig beeinflussen kann, wenn es sich um Spiegelbilder näherer Objecte handelt. Beim Winkelprisma, dessen spiegelnde Flächen nach doppelter Reflexion genau den Winkel von 90° geben, müssen auch die Eintritts- und Austrittsfläche auf einander senkrecht stehen, wenn sie nicht (wie bei Souchier die eine Ocularfläche) gleichzeitig als Prisma wirken sollen, wie das oben erläutert wurde. Aber auch in

[1]) Verfasser bekam jüngst ein Binocle in die Hand, auf dem 8malige Vergrößerung geschrieben stand, während es doch nur 6fache hatte. Zur Orientierung derjenigen, welche sich mit redlichem Bestreben einer derartigen schwierigen Arbeit widmen wollen, sei hier erwähnt, dass sofort nach dem Bekanntwerden einer erfolgversprechenden, mit vieler Mühe halbwegs fertiggestellten Construction eine Menge Mitarbeiter und Concurrenten auftreten. So tauchte nach dem Bekanntwerden des M. 1875 ein System mit drei Spiegelflächen in Verbindung mit der Signalpfeife auf, ein englischer Officier auf Halbsold gieng gar auf zwei getrennte Winkelspiegel mit verschiedenen Winkeln über. Das erstere System, eine Nachahmung der Construction des bayerischen Majors Olivier, figuriert noch in Wondres Broschüre, aber nicht ganz verständlich erklärt und mit unrichtiger Analogie zum M. 1875, anstatt zur ganz gleichen Olivier'schen Construction, die wahrscheinlich nur infolge der Anwendung von Glasspiegeln keinen besseren Erfolg hatte, was Neulinge in dem Fache nicht leicht herausfinden. Die nur durch Fingerdruck und Federwirkung äußerst rasch ineinander übergehenden Stellungen des Spiegelbildes, wobei inzwischen keine Verdrehung möglich war, gestatteten bei M. 1875 eine Distanzermittlung durch Schätzen von der Stelle aus, die auf den kürzeren Entfernungen genau genug ausfallen konnte, und als immerhin wertvoller Specialfall behandelt wurde. Dies gab Anlass zum Aufleben der Stadia in einer veränderten und äußerst unbehilflichen Form, einer Platte mit Einschnitten, die den primitivsten Anforderungen an Ruhe und Schärfe der Visur widersprach. Auch der Mechaniker, der anfänglich gewollt hatte, man solle ihm einen Distanzmesser (zur Ausbeutung!) erfinden, der die Messung von der Stelle aus ohne Basis, wie er sagte, mit Hilfe von ein oder zwei „Winkeln" ermögliche, gieng später selbst unter die Erfinder und gab, nach Annahme des Titels „Principal", ein vom Verfasser in Verbindung mit einem Fernrohr gedachtes, mit bedeutenden Kosten hergestelltes Modell in verschlechterter Form unter eigenem Namen heraus. Zum Verfassen der Instruction hatte er aber gar kein Talent, fürchtete sich an die richtige Adresse zu gehen und versuchte, durch Zwischenträger das Ziel zu erreichen, doch ohne Erfolg. Verfasser hätte es für schwere Sünde gehalten, die Denkfaulheit durch eine Construction zu unterstützen.

diesem Falle tritt eine störende Erscheinung auf. Es wirkt das Prisma nämlich wie ein Winkelspiegel, in welchen das Licht nur durch ein sehr dickes Planparallel-Glas hineingelangen kann. Durch ein solches Glas erscheinen ja nur solche Gegenstände genau auf ihrem Platze, deren Lichtstrahlen senkrecht ein- und austreten O (Fig. 7), die anderen, z. B. P, nach jener Seite verschoben, nach welcher der ankommende Strahl den kleinsten Winkel mit der Fläche bildet. Die lineare Verschiebung, welche mit der Plattendicke und dem Neigungswinkel wächst, ist von der Entfernung unabhängig und gab dadurch dem Genie Helmholtz's ein Mittel an die Hand, die Größe der Bilder zu messen, welche eine Flamme bei der Spiegelung in den brechenden Flächen des Auges erzeugt, und auf diese Art die Vorgänge bei der Accommodation festzustellen. Auf größeren Entfernungen, etwa dem 10.000fachen ihres Maßes, ist diese Verschiebung nicht mehr wahrnehmbar, aber innerhalb dieser Grenze bekommt sie auf die Stellung der Spiegelbilder bereits einen merkbaren Einfluss und dann darf das Prisma nicht mehr um eine seinen Seitenkanten Parallele gedreht, sondern muss so gehalten werden, dass die Lichtstrahlen senkrecht ein- und austreten, was viele Verwendungen ausschließt, die der Winkelspiegel zulässt. Dass auch sehr nahe Gegenstände, aus deren hellen Punkten stärker divergierende Lichtstrahlenkegel ins Auge gelangen, infolge dieses Umstandes an Deutlichkeit verlieren, weil das Licht nach dem Durchgange nicht homocentrisch bleibt, d. h. die von einem Punkte ausgehenden Lichtstrahlen, nach rückwärts verlängert, nicht wieder in einem Punkte zusammentreffen, ist wohl nicht von Belang und nur bei der Construction optischer Instrumente, wie des Prismen-Fernrohres, zu beachten.

Wie man sieht, würde der bloße Anblick des Souchier-Prisma — ohne Verständnis aller Wirkungen — leicht verleiten, dasselbe als einfacher und handlicher zu bezeichnen als den Distanzmesser M. 1875, obwohl es nicht alle Verwendungsarten des letzteren so spielend gestattet und obwohl z. B. der Schuber, der eine der Ocularflächen verdecken soll, ferner die Bezeichnung seiner beiden Stellungen, damit man sich im Beginne zurechtfinde, recht schwerfällige Complicationen vorstellen. Man darf übrigens die Einfachheit und Handlichkeit nicht mit Niedlichkeit und Compendiosität verwechseln.

Ein Distanzmesser mit drei Stahlspiegeln war sammt Signalpfeife noch compendiöser als der Souchier und vielleicht in manchen Beziehungen besser. Die Einfachheit im Wesen aber ist meistens das Product einer lang andauernden unermüdlichen Gedankenarbeit und nicht, wie manche glauben, ein glücklicher Einfall eines sonst dummen und unbehilflichen Gehirnes. Sie ist auch von verständigeren Leuten

ihrem Wesen und vollen Werte nach schwieriger zu erfassen und festzuhalten, wenn sie uns der Zufall zeigt. Wie oft lässt man sie unerkannt weiter wandern? Hier findet das Wort des deutschen Dichterfürsten Anwendung:

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen, sie hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Der birgt den Stolz des Waldes, den Baum.
etc. etc. etc.

Wie man aber Einfachheit und Handlichkeit nicht mit Compendiosität verwechseln darf, so ist es noch gefährlicher, auf Verbesserungen auszugehen, bevor man nicht die bestehenden Constructionen gründlich durch genauestes Studium und durch eingehende Versuche kennen gelernt und sich durch gediegene Kenntnisse in den einschlägigen Wissenschaften und reelle Arbeit bei practischen Übungen eine sichere strategische Basis geschaffen hat. Wie viele Verbesserungsvorschläge man zurückweisen muss, die eigentlich Verschlechterungen wären, das erfährt man erst bei der Arbeit. Seichte Kritiker, welche vielleicht schlecht ausgeführte Exemplare von Winkelspiegeln zur Hand bekamen, meinten, es sei überhaupt eine für die Praxis genügend unveränderliche Befestigung der Spiegel nicht zu erreichen und stellten hier als Ideal das Winkel-Prisma auf. Obwohl dieses thatsächlich unveränderlicher, dafür aber in seiner Anwendbarkeit weit beschränkter ist, so muss man es doch sehr sorgfältig vor stärkeren Erhitzungen und Erschütterungen bewahren, ebenso vor dem Ausbrechen kleiner Partikelchen des Glases, indem sonst leicht gewisse nothwendige Eigenschaften der Flächen dauernd verloren gehen und eine Rectification oder Reparatur ausgeschlossen ist. Nichts auf der Welt ist vollkommen unveränderlich.

Die Nichtberücksichtigung der vom Verfasser schon lange publicierten Bedingungen für die Unveränderlichkeit der Visur bei einem Winkelspiegel hat auch ein Project mit einem einfachen Spiegel verschuldet, das infolge seiner gesunden Grundidee, die es übrigens — wenn auch wahrscheinlich vom Projectanten selbst erdacht — mit dem Nolan'schen Distanzmesser gemeinsam hat, sogar in die Mittheilungen unseres Comités hinaufgelangte. Der Autor im Archiv, welcher mit Recht eine große Achtung vor den Mittheilungen hat, behandelt es auch ganz zart, trotzdem er sonst gegen die einfachen Spiegel und eine Visirlinie ist, deren beide Diopter auf getrennten, gegen einander durch Gleiten verschiebbaren Theilen des Apparates auftreten.

Das Project hat bis jetzt wohl nur auf dem Papiere existiert trotz einiger Redewendungen, wie man das Instrument halten solle, damit der Senkel (!) nicht ins Schwanken gerathe etc. Dies zeigt auch die bei Projectanten stets wiederkehrende Behauptung, ein jeder gute Mechaniker werde das oder jenes treffen, vielleicht gar das Project ohneweiters ausarbeiten und alle die zahlreichen bei der Erzeugung auftretenden Fehler, die eine Abweichung von der theoretisch richtigen Grundidee bedingen, von denen aber der Schöpfer derselben derweilen noch keine Ahnung hat, selbst herausfinden und beheben können. Abgesehen davon, dass gute und dabei billige Mechaniker nicht so leicht zu finden sind, ist gerade das am schwersten, kostspieligsten und unangenehmsten an der Erfinderarbeit, dass man den Mechaniker zuerst mit aller Gründlichkeit gewissermaßen abrichten und seine beständigen unpraktischen Einfälle abwehren muss, dass sich dieser endlich als Geschäftsmann seine Zeit sehr gut zahlen lässt und bei oft minimaler wissenschaftlicher Vorbildung sehr begriffstützig ist, dass er schließlich, sobald er genügend gelernt zu haben glaubt, bei günstiger Gelegenheit den lästigen Erfinder, der nach seiner Ansicht nicht so viel und so schwer an der Sache zu studieren hatte (mehr durch eine glückliche Eingebung dazu kam) mit allen Mitteln abzuschütteln trachtet, wenn sich dieser nicht weiter ausbeuten lässt. Dass der Erfinder ihm nicht allein Unterricht ertheilte, sondern auch das Schulgeld zahlte, ficht ihn wenig an; denn das Heilige ist ihm fremd und jeder Tagesgötze, der Hilfe für den unedlen Zweck verspricht, höchst willkommen.

Der Übergang in diesem Projecte von der ruhigen Visur des Winkelspiegels zu jener des einfachen Spiegels, wo die Spiegelbilder bei unwillkürlichen Schwankungen sich doppelt so schnell drehen, als der Spiegel selbst; die kurze Visierlinie mit einem lichtschwachen Oculardiopter und der Senkel statt des Objectivfadens, beide auf zwei getrennten gegen einander durch Gleiten verschiebbaren Theilen des Apparates, machen wohl jede weitere Discussion überflüssig. Von den Schwierigkeiten der Rectification und dem Umstande, dass bei großen Entfernungen und geringerer Basislänge Fehler über 30 Procent möglich sind, ist gar nicht zu reden. Das schiefwinklige Dreieck gestattet aber einem gewandteren Mathematiker viel genauere und einfachere Auflösungen mit Hilfe des Winkelspiegels und eines Maßstabes, nachdem der erstere das Ziehen von Parallelen und Errichten von Senkrechten sehr genau und somit die Construction eines dem gegebenen ähnlichen Dreieckes ermöglicht, der letztere aber die directe Ermittlung der homologen Seiten und im Nothfalle selbst die Bestimmung der Winkelgröße nach dem arcus, sinus oder der tang.,

wobei die heiklichen Kreistheilungen und Mikrometer erspart werden, sowie alle überflüssigen irgendwie benamseten trigonometrischen Rechenschieber.

Speciell der Distanzmesser des Verfassers M. 1895, bei welchem auch noch der parallaktische Winkel für das Verhältnis 1 : 10 der Basis zur Distanz angeordnet ist, um die Basis und kleinere Distanzen mittelst eines kurzen Maßstabes oder Messbandes rasch und hinlänglich genau messen zu können, wird hier das möglichste leisten. Da die Auflösung in die Instruction nicht aufgenommen wurde, weil sie doch nur ein Specialfall ist, der an Schnelligkeit der Durchführung und Genauigkeit des Resultates der Anwendung des rechtwinkligen (oder nur wenig davon abweichenden) Dreieckes weit nach steht (mag das Instrument wie immer construiert sein), andererseits aber der Fall jene interessieren dürfte, die diesen Distanzmesser zu Aufnahmszwecken, besonders in noch nicht aufgenommenen Gegenden, benützen wollen, so sei es gestattet, hier nur eine ganz kurze Andeutung zu geben. Den Winkel *MAO* (Fig. 8), welchen die Visur *AM* nach einem zu bestimmenden Punkte *M*, mit einer fixen Richtung *AO* einschließt, bestimmt man durch sein Complement *MAO"*. Man lässt hiezu in *D* einen Maßstab in angemessener Entfernung (oder überhaupt einen geraden Stab) auf *O*, in der Augenhöhe etwa, einrichten, so dass *DF* ‖ *AO* bei großer Entfernung von *O* angenommen werden kann (übrigens ist auch einfache Correctur möglich). Wandert nun durch Druck auf den Spiegelarm, dessen Drehung dem Verhältnisse 1 : 10 entspricht, das Spiegelbild *O"* des Punktes *O*, vom Nullpunkt *D* bis zu einem Punkte E des Maßstabes, so hat man da $DE = 0{\cdot}1 AD$, diese letztere Distanz vor einem Feldstecher mindestens auf $^1/_{1000}$ genau. Mit dem Maßstabe selbst kann sie unter Umständen, wenn sie nicht zu groß gewählt ist, noch genauer ermittelt werden. Ebenso kann der Punkt *F*, wo die Visur *AM* vorbeigeht, bei entsprechender Geschicklichkeit leicht so markiert werden, dass der Fehler beim Messen von *DF* die Winkelgröße nicht mehr als um zwei Minuten beein-

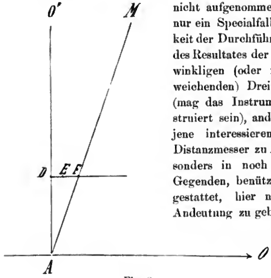


Fig. 8.

flusst. Fürs Distanzmessen müsste in einem zweiten Standpunkte der Strecke AO derselbe Vorgang beobachtet werden. Dadurch erhielte man einen Punkt F_1, wobei dann FF^1, die mit der Basis und FA die mit der Entfernung AM homologe Seite eines ähnlichen Dreieckes vorstellen.[1]) Diejenigen, welche beim Distanzmessen immer mit Latte und Absehkreuz arbeiten wollen, werden aus dem Gesagten die Schwierigkeiten ersehen, welche diese Hilfsmittel in ungleich höherem Grade für die Erreichung eines annähernd richtigen Resultates bieten und welche Basislänge, sowie Entfernung des Maßstabes gewählt werden müsste, selbst bei der verhältnismäßig sehr feinen Visur des Winkelspiegels vor einem etwa dreimal vergrößernden Fernrohre. Am flachen Ufer gegen See- und Flussfahrzeuge können zwei Stationen (zur Beherrschung größerer Räume auch drei), nach diesem Systeme vorbereitet, selbst für die Artillerie genügend genaue Resultate geben, weil die Verständigung über den einzustellenden Punkt, den Moment und die Größe der Ablesung selbst bei längerer Basis leicht und sicher geschehen kann. In Vertheidigungsstellungen und Schanzen wird diese Methode nur dort nützen, wo diese Verständigung Irrthümer ausschließt. Den zweckmäßigsten Vorgang, besonders für den etwaigen Entwurf von Tabellen zur Beschleunigung der Rechnung werden genaue Kenner des Distanzmessers wohl selbst herausfinden.

Schwer zu behandelnde, die Dauerhaftigkeit des Instrumentes beeinträchtigende Mikrometer-Einrichtungen, die ganz unnöthig complicieren und sehr vertheuern, können daher nicht angerathen werden, ebensowenig aber auch bei solchen projectierten Instrumenten, wo die Visur kaum genauer ist, als jene über eine Lattenkante. Für topographische Aufnahmen, also zu Orientierungszwecken, fallen die auf oben angegebene Art gemessenen Winkel genau genug und mindestens ebenso genau aus, als bei der Triangulierung mit dem Detaillierbrette. Techniker werden auch die Verwendbarkeit des Distanzmessers M. 1895 mit dem Verhältnisse 1 : 10 beim Detail der technischen Aufnahmen auf kleinere Entfernungen (Perpendikular-Methode etc.) bei Erdarbeiten u. s. w. für einen ganz bedeutenden Zeitgewinn entnommen haben, worüber die Instruction weitere Andeutungen gibt.

Distanzmesser Roksandić M. 1895.

Verfasser hatte vor 20 Jahren in der Broschüre „Grundsätze zur Ausbildung des Augenmaßes etc.“ behauptet, die Kenntnis der Schussdistanzen sei die schwierigste und wichtigste, aber nicht die

---

[1]) Beide nicht schwer zu messen, ebenso wie die Basis selbst nach dem in der Instruction erläuterten Verfahren. FA. kann auch aus AD durch rasche Correctur mit Hilfe der Cosinus-Reihe oft genau genug berechnet werden.

einzige Aufgabe bei der Entwicklung des Augenmaßes und des militärischen Blickes. Als Ideal eines Feld-Distanzmessers wurde ein Instrument einfachster Gattung bezeichnet, das, so compendiös wie die Uhr, bei Spaziergängen und allen Übungen leicht mitzunehmen ist, das eine dem anzustrebenden Grade der Genauigkeit und dem Zwecke angepasste Ökonomie mit der Zeit und dem Raume gestattet, das also vorwiegend ohne Fernrohr zur richtigen Auffassung der räumlichen Verhältnisse beim natürlichen Sehen und richtiger Ergänzung des aus der Karte zu Entnehmenden etc. benützt, auch die Verbindung mit Fernrohr und Binocle gastatten soll, um in Ausnahmsfällen auch die Distanzbestimmung nicht besonders deutlich wahrnehmbarer Objecte und einen höheren Grad der Genauigkeit innerhalb erreichbarer Grenzen zu ermöglichen. Die Benützung der Distanzmesser mit der Basis im Instrumente, welche nie compendiös und billig genug ausfallen, dabei selbst bei größerer Genauigkeit, als sie ermöglichen, nur eine mehr einseitige Verwendung finden können, war also von vorneherein ausgeschlossen.[1]) Ohne nämlich gerade die kurzsichtige Sehnsucht nach einem Instrumente zu theilen, welches den dümmeren Trägen dem verständigeren Thätigen gleichstellt, konnte man wohl einsehen, dass ein stereoskopischer Entfernungsmesser (oder ein Telestereoskop-Doppelfernrohr mit Distanzmesser nach Ramselen) für gewisse Zwecke eine recht brauchbare Combination geben, wenn das Instrument, dauernd in gestreckter Form, nicht länger als 0·5 bis 0·6 *m* ausfällt und noch vom Reiter leicht fortgebracht werden kann. Eine weitgehende Vervielfältigung der Instrumente bei der kämpfenden Truppe, wodurch die in der Geodäsie betonte unerlässliche Controle gegenseitig geübt, die Einsicht in die räumlichen Verhältnisse zum großen Theile Gemeingut wird und bei Ortsveränderungen das rasche Zurechtfinden in die neuen Verhältnisse auch Nichtbesitzern der Instrumente ermöglicht, gestattet aber diese Construction nicht. Diese Vortheile können jedoch nicht hoch genug angeschlagen werden, ebenso wie die fortgesetzte Übung in der richtigen geometrischen Deutung des in der Ferne Gesehenen. Ein über letzteres Thema etwa vor 20 Jahren im militärwissenschaftlichen Vereine zu Temesvár gehaltener Vortrag „Über das Sehen in größerer Ferne mit Rücksicht auf die Ausbildung des

[1]) Gar mit den Mitteln des Verfassers und in einer Stadt, wo ein Messerschmied der erste Präcisions-Mechaniker war, sowie mit der Einsicht, dass der theuere Nürnberger Trichter im Besitze des Einzelnen, wenn er auch vollkommen realisierbar wäre, schließlich keine Überlegenheit begründet, da sich ihn ja auch der Gegner anschaffen kann, weil er dazu nur Geld zu besitzen braucht, das ihm vielleicht sogar reichlicher fließt.

militärischen Blickes“ erschien im Organ der militär-wissenschaftlichen Vereine. Damals musste Verfasser, gedrängt durch die Verhältnisse und verschiedene Einflüsse, den Distanzmesser M. 1875 in einer dem Wesen nicht besonders angepassten Form herausgeben, wodurch er zweckwidrig zum Spielmann und ins Depôt gelangte und vielleicht auch die nachherige Entdeckung der Wildschützen mit dem Falkenauge verschuldete, welche im Schätzen das leisten sollten, was die andauerndste Übung bei natürlich veranlagten und geometrisch etc. geschulten Köpfen auf große Entfernungen nie zu leisten vermag.

Diese Umstände und die Aufforderungen einiger Kameraden, die allgemeinere Einführung der auf doppelte Reflexion basierten Distanzmesser, das Auftauchen von unrichtigen Behauptungen und Misskennen gewisser Grundsätze haben den Verfasser bewogen, alle interessanteren Probleme einstweilen ruhen zu lassen und die geringe Mußezeit wieder dem undankbaren Distanzmesser-Problem zuzuwenden.

Vor allem wurde das Instrument compendiöser gemacht, das Futteral, aus welchem der eigentliche bestens geschützte Messapparat (Fig. 9), bei seinem Gehäuse erfasst, zur Bereitstellung herausgezogen und im rechten Winkel umgekippt wird, ist als Handhabe eingerichtet (Fig. 10). Zusammengeschoben bildet das Ganze ein vierseitiges Prisma von 7 *cm* Länge und nahe quadratischer Grundfläche von 3 *cm* Seite, kann bequem in der rechten unteren Blousentasche fortgebracht und dann vom Momente des Entschlusses an in weniger als zwei Marschtakten bereitgestellt werden.

Der parallaktische Winkel wurde auf das schon ursprünglich in Aussicht genommene Verhältnis 1 : 100 der Basis zur Distanz gebracht, was durch sorgfältigere Controle der Ausführung bei Beachtung der in der Instruction empfohlenen Messmethoden ohne wesentliche Einbuße an Genauigkeit ermöglicht, aber mit ganz bedeutender Zunahme an Zeit- und Raumersparnis, daher auch Anwendbarkeit von jedem Standorte aus, verbunden ist. Das Spiegelmaterial ist dem Rosten weniger ausgesetzt, doch müssen die Spiegel, wenn durch Unvorsichtigkeit oder Zufall nass geworden, durch Reiben mit einem auf dünnem Hölzchen befestigten reinen Tuche bei ganz leichtem Drucke getrocknet werden.

Dem zeitweilig auftretenden Bedürfnisse nach größerer Genauigkeit wurde durch Einrichtung zur bequemen Verbindung mit einem Feldstecher oder kleinen Fernrohr abgeholfen. Da alsdann zur Vermeidung des Herumsuchens eines passenden Basisdirections-Objectes, welches mit und ohne Fernrohr gut erkennbar sein soll, auch der zweite Spiegel durch eine Stellschraube *S* (Fig. 9) drehbar eingerichtet

werden muss (analog wie bei Gautier[1]), so ergab sich die beste Gelegenheit, dem Hauptübelstand aller Distanzmesser mit längerer Basis, der Nothwendigkeit eines längeren Messbandes in geodätisch richtiger, einfachster Weise abzuhelfen. Merkwürdigerweise wollte diese wesentliche Verbesserung niemandem einfallen, trotzdem hier zahlreiche Mittel zugebote stehen und eine Beschleunigung der Messarbeit, ein genaueres Resultat als beim Abschreiten der Basis oft gewünscht werden musste. Man kann ja hier nach dem Princip der einfachen Distanzmesser mit der Basis am Ziele und der geodätischen Distanzmesser überhaupt verfahren (Reichenbach mit variabler, oder besser Stampfer mit constanter Lattenhöhe.)

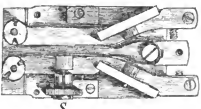


Fig. 9.

Ohne auf die vielen sorgfältigen Erwägungen über die zweckentsprechendste und billigste Methode einzugehen, schien es dem Verfasser am besten, die Beweglichkeit des zweiten Spiegels auf jenen Winkel zu begrenzen, bei welchem das Spiegelbild 5°42·6′, entsprechend dem Verhältnisse 1 : 10 der Basis zur Distanz, zurücklegt und im übrigen die beim Verhältnisse 1 : 100 prakticierten und bereits geläufigen Messungsmethoden beizubehalten. Man hat dann nur Ein Tausendtel der Entfernung zu messen, also nicht vielmehr als die

[1]) Hier sei es erlaubt, jenem freundlichen französischen Schriftsteller zu antworten, der es in seiner Beschreibung des M. 1875 unbegreiflich fand, dass diese Einrichtung nicht getroffen wurde. Verfasser hielt die Übung in der Schärfung des Blickes und Gedächtnisses, um die unscheinbarsten Details in der Ferne wahrzunehmen und festzuhalten, für viel wichtiger. Nicht für blöde Augen, deren trübe brechende Medien oder verödete Netzhaut die Wahrnehmung solcher Details verhindern und bei mattem Interesse ein mattes Gedächtnis hiefür verursachen, sondern für Augen, die möglichst scharf sehen und erkennen wollen, war der Distanzmesser berechnet. Zudem war der genaue rechte Winkel wegen seiner vielen nützlichen Anwendungen, z. B. Messen mit willkürlicher Basislänge etc., wichtig und das Bedürfnis nach größerer Genauigkeit durch Anwendung des Fernrohres, wenigstens bei der Infanterie, für welche das Instrument damals als passend bezeichnet wurde, beim Verhältnisse 1 : 50 nicht vorhanden. Die Schärfung des Blickes für die Wahrnehmung und das Festhalten von unscheinbaren Details in der Ferne ist für alle Distanzmesser wichtig, für jene, wo die Beobachtung aus zwei Standpunkten nach einander oder durch zwei Personen stattfinden soll, aber unabweisliche Nothwendigkeit, weil die Punkte nicht wie bei geodätischen Messungen durch Körper von zweifellos bekannter Gestalt markiert werden können. Hier ist das Falkenauge am richtigen Platze, aber geschult muss es werden, sonst leistet es nuch nichts.

Basislänge bei jenen Distanzmessern beträgt, welche sie am Instrumente selbst haben und infolge dessen unglaublich schwerfällig werden, während hier ein kleiner zusammenlegbarer Maßstab ausreicht, wie ihn Ingenieure, Baumeister etc. stets bei sich tragen, oder ein am Säbel etc. markiertes Maß.

Die erreichbare Genauigkeit steht dabei mit den anderen Factoren im Einklange; die Anwendbarkeit des Distanzmessers aber gewinnt ganz außerordentlich an Ausdehnung und Elasticität: Zur Controle der Schrittlänge, zum Zeitgewinn beim Abstecken gegebener Längen bei Erdarbeiten, auf Schießplätzen, zur genauesten Ermittlung kleinerer Strecken über unebenen Boden, der Ordinaten bei der Aufnahme nach der Perpendicular-Methode, zur Messung von Flussbreiten etc. etc.

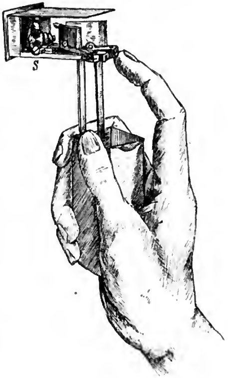


Fig. 10.

Es ergab sich ferner die Möglichkeit, größere Front-Ausdehnungen beim Gegner durch die zwei Bewegungsstrecken der Spiegelbilder beim Fingerdruck nach Zehnteln und Hunderteln der Entfernung beinahe momentan und in der für die rasche Beurtheilung zweckmäßigsten Art festzustellen. Auch die Beurtheilung kleinerer Winkel nach dem arcus wird durch fortgesetzte Handhabung des Instrumentes auf einen hohen Grad der Verlässlichkeit gebracht und zum raschen Verzeichnen derselben in Croquis gewissermaßen die beste Anleitung gegeben, ebenso wie man ganz von selbst darauf kommt, was immer für Strecken beim Gegner auch im Längenmaße genau anzugeben.

Durch die Anwendung der Stellschraube für die freie Wahl einer markierten Basisrichtung innerhalb eines Winkels von circa 6° ist noch ein Vortheil erreicht, nämlich die raschere Verständigung

über den einzustellenden Punkt des Zieles und die Art seiner Coïncidenz, wenn zwei Beobachter z. B. die Entfernung sich bewegender Ziele durch gemeinschaftliche Arbeit aus zwei Standpunkten bestimmen wollen. Die Schärfe der Visur wird hierdurch mit wesentlicher Zeitersparnis bei der Verständigung auf einen hohen Grad gebracht, vorausgesetzt, dass in der richtigen Auffassung der geometrischen Verhältnisse in der Ferne und in der Beurtheilung der die Grenzen der Sichtbarkeit bezeichnenden Winkel gut geübte Beobachter die Methode anwenden.

Anfänger und Bequeme leisten nach keiner Methode viel; es dürfte kaum ein Instrument geben, sei es noch so einfach, wo eine außergewöhnliche Leistung der Anfänger bei näherer Prüfung nicht dem Zufalle zugeschrieben werden müsste.

Die Versuchung, die Stellschraube auch für den Unbehilflichen leichter zugänglich zu machen, wurde aus mehreren gewichtigen Gründen, die der aufmerksame Leser sofort errathen wird, abgewiesen, ebenso jene, sie als Mikrometer einzurichten, was wegen der vielen nützlichen Verwendungen sehr verlockend ist, aber das Instrument ohne Noth vertheuert und compliciert.[1]) Wer gerade ein Mikrometer braucht, der construiere sich selbst ein solches, das anschraub- (oder anklemm-) und rectificierbar ist. Es wird ihm manchen Nutzen bringen, weil die Spiegelbilder markanter Objecte vor dem Galilei'schen Fernrohr die Stelle des Fadenkreuzes vertreten können mit dem Vortheile der ruhigen Visur aus freier Hand und dem ohne jedes Zuthun selbstverständlichen Fortfall parallaktischer Visurfehler bei guten Planspiegeln.

Unzweifelhaft sind Verbesserungen möglich, aber nicht leicht in den geometrischen oder optischen Principien, ohne das Wesen und

[1]) Bestimmen der Entfernung des Objectes aus der Zunahme des Sehwinkels einer unbekannten Dimension desselben, wenn man sich einer abgeschrittenen Strecke nähert, oder was noch besser dienen kann, aus dem Sehwinkel einer auf dem Angriffsobjecte schon aus großer Entfernung nach dem Satze, dass Parallele zwischen Parallelen gleich sind, ermittelten Strecke. Dieser schon vor 14 Jahren geplanten Einrichtung sollte ein vorgelegtes aber nicht acceptiertes Modell dienen, das später der Mechaniker unter seinem Namen herausgab, aber in Unkenntnis des Zweckes das hiebei angewendete Excenter lediglich als Bequemlichkeitskrücke functionieren ließ. — Beide oben angeführten Aufgaben lassen sich aber auch mit einem in bestimmter Entfernung vom Auge senkrecht zur Blickrichtung befindlichen Maßstabe oft hinlänglich genau lösen, wenn das Schätzen nach der Instruction nicht ausreicht. Bei der zweiten Aufgabe z. B. nimmt man als Einheit die Entfernung des Maßstabes (1^x, 10^x oder im Vorrücken auch 100^x), bestimmt den diesem Radius und dem Sehwinkel der am Objecte ermittelten Strecke entsprechenden Bogen, welcher in die Länge der Strecke dividiert, sofort das Maß der Entfernung in den gewählten Einheiten gibt.

die Anwendbarkeit zu gefährden, sondern im Detail der Ausführung betreffs Compendiosität, Gewicht, Dauerhaftigkeit, Eleganz etc. Bei den verschiedenen Anwendungen wird die Praxis selbst zu neuen Gesichtspunkten im Detail, zur Anpassung an die Richtung der individuellen Geschicklichkeit und Findigkeit am besten anleiten. Verfasser möchte in dieser Beziehung mit Rath und Zustimmung beistehen, aber sonst jedes weitere Verdienst ablehnen.[1])

Die Einrichtung zur Auflösung schiefwinkliger Dreiecke wurde schon in der Instruction zu diesem Modell als überflüssige Complication bezeichnet, bevor Verfasser das Project in den Comité-Mittheilungen zu Gesicht bekam.

Anders verhält es sich mit den schon vor Jahren geäußerten Wünschen nach einer compendiöseren Form der Binocles, deren Berechtigung jeder sofort erkennt, wenn er die Leistung dieser Ungethüme von 3- bis 4maliger Vergrößerung mit ihrem Gewichte und (durch Futterale und Riemen noch vergrößerten) Volumen vergleicht. Aluminium hilft dem Hauptübelstand nicht ab und vertheuert nur im Interesse des Händlers, trotzdem es im Preise schon sehr billig ist. Verfasser dachte zur Erhöhung der Compendiosität und Beschleunigung bei der Bereitstellung an eine Combination ähnlich den früher geschilderten Relief-Fernrohren, aber mit Galilei'schem Ocular. Doch machen die nöthigen Prismen, die Schwierigkeit der Ausführung bei der nothwendigen Centrierung das Project theuer bei nicht bedeutendem Gewinn an Plastik. Die Durchführung für eine 4- bis 5fache Vergrößerung könnte vielleicht dem Zeiß'schen Relief-Feldstecher trotz des kleineren Gesichtsfeldes etc. infolge des geringeren Preises und der größeren Compendiosität Concurrenz machen. Dieser Relief-Feldstecher von Zeiß, wie er dem Verfasser zu Gesichte kam, leistet bei doppelt so starker Vergrößerung und demselben Gesichtsfelde wie die gewöhnlichen dreimal vergrößernden Binocles bei Tage ausgezeichnete Dienste, gibt hellere Bilder als die langen terrestri-

[1]) Bei der ersten Einübung z. B. entdeckte Rittmeister Rudolf v. Strobl, dass zum Aufsuchen der mit dem Auge im gleichen scheinbaren Horizonte befindlichen Objecte den Officieren der zwischen zwei Fingern der freien Hand bei der Spitze gehaltene Säbel besser dienen könne als der Senkel. — Bemerkungen wie jene, dass bei Tiefstand der Sonne Reflexe genieren, wenn man nicht, wie es praktisch veranlagte Naturen sofort treffen, mit der freien, entsprechend über den Distanzmesser gehaltenen Hand abhilft, oder dass bei Regenwetter alles nass wird, wenn man nicht ähnlich verfährt, anstatt an die Construction von Sonnen- und Regenschirmen zu denken, verdienen keine Beachtung. Solche Wünsche bei Besprechung der Zeiß'schen Feldstecher in einem deutschen Militärblatt geäußert, wirken beinahe erheiternd und erinnern von Ferne an den Einwand, den Verfasser einmal zu hören bekam, nämlich, was man mit dem Distanzmesser bei Nebel anfangen solle. Ein rechter Kneippianer fürchtet das Wasser in keinerlei Gestalt.

schen Doppelfernrohre und ist vielleicht für Kurzsichtige, die immer die Brille tragen, wohl das zweckmäßigste Fernglas, weil die kleinen Oculare bei richtiger Einstellung auf den Augenabstand zur richtigen Haltung vor den Brillengläsern zwingen. Der Preis ist loco Jena 140 Mark bei 6maliger Vergrößerung. In etwas vorgerückter Dämmerung oder bei sehr trübem Wetter tritt seine Lichtstärke gegen jene der gewöhnlichen Feldstecher mit Galilei'schem Ocular entschieden zurück.[1])

Das Relief-Fernrohr, gegenwärtig sehr voluminös, wird in gestreckter Form wohl compendiöser, aber bei seinem Preise nur als stereoskopischer Entfernungsmesser praktisch (zum gedeckten Schauen über eine Brustwehr genügt ein Ocular ebenso gut).

Vor der Anwendung von Binocles hat man allgemein einzelne Fernrohre als Feldstecher gebraucht. Die Deutlichkeit in der Wahrnehmung entfernter Objecte ist ja gleich und die Unbequemlichkeit nicht wesentlich größer, wenn die eingangs beim Sehen mit beiden Augen erläuterten Grundsätze befolgt werden.

Ein Hauptvortheil der Binocles, der nicht sofort in die Augen sprang, besteht in der Möglichkeit der feinsten Einstellung der Oculare durch Schraubenbewegung, während bei einzelnen Fernrohren früher meist die Verschiebung des Ocularrohres aus freier Hand erfolgte, wenn die Vergrößerung nicht stark war. Dieser Vortheil ist jetzt bei dem einzelnen Prismen-Fernrohr auch vorhanden und ermöglicht daher eine scharfe Einstellung auf den Fernpunkt und Beobachtung ohne Accommodations-Anstrengung. Lernt man das zweite Auge hiebei offen zu halten, indem man es anfänglich mit der freien, ohne Anlehnen oder Andrücken vorgehaltenen Hand abblendet, bis sich die Aufmerksamkeit auf das durchs Fernrohr sichtbare Bild concentriert, so wird man auch durch sonstige physiologisch-psychische Nebenerscheinungen nicht gestört und nach einiger Zeit die Handblende (außer bei schwachem Lichte) entbehren können, wie man dies bei geodätischen Übungen erfahren kann.

Die geringe Abnahme der Helligkeit (psychophysischer Effect nach Valerius im Verhältnisse 1 : 1·15) hat gar keine Bedeutung.

---

[1]) Wie Verfasser soeben aus der „Centralzeitung für Optik und Mechanik" einem Aufsatze von Dr. Czapski, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter der Zeiß-schen Werkstätte, entnimmt, ist die Idee eines einfachen Prismen-Fernrohres mit drei Ocularen auch dort ausgesprochen und würde sich ein solches etwa fingerlanges Instrument (25 *mm* Objectivdurchmesser 2-, 6- und 12- oder 15fache Vergrößerung), entsprechend construiert, gewiss ein ausgedehntes Anwendungsgebiet sichern bei einem Preise, der 40 bis 50 Mark nicht übersteigt. Jedenfalls leistet es weit mehr, als die unförmlichen, theueren Doppelfernrohre mit terrestrischen Ocularen.

Ebenso stört der Wettstreit der Sehfelder beider Augen später beinahe gar nicht. Beim Sehen mit beiden Augen sind nämlich fast niemals beide gleichzeitig und gleichmäßig thätig, vielmehr lösen sich beide gewissermaßen mehr oder weniger umfangreich ab, so dass bald das Bild der einen, bald der anderen Netzhaut überwiegt." (Physiologie Landois.) Dies hängt mit dem Spiele der Aufmerksamkeit, dieser, wie Darwin sagt, vielleicht wunderbarsten unter den merkwürdigen Eigenschaften der Seele eng zusammen. Man gewöhnt sich bald, die Aufmerksamkeit — trotz der Lichteindrücke im geöffneten zweiten Auge — eine hinlängliche Zeit auf das durchs Fernrohr betrachtete Bild zu concentrieren.

Man hat dann sogar nach dem Herunternehmen des Fernrohres den Vortheil, dass beide Augen sich rascher in die gewohnten Verhältnisse finden, ohne Störung durch Thränen und Schleimpartikelchen, welche letztere das Augenlid manchmal über die Hornhaut führt, oder durch die beim Spannen und Entspannen der Muskeln veränderte Blutcirculation im Sehorgane etc. Während der Beobachtung besteht wieder der Vortheil, dass Aufmerksamkeit erheischende Vorgänge im weiten Sehfelde des anderen Auges rascher entdeckt werden, was für den Soldaten oft wichtig ist, dessen Aufmerksamkeit immer auf ein möglichst großes Gebiet empfindlich, dessen Urtheil möglichst objectiv und überlegt bleiben soll.[1])

Ein so großes Sehfeld, wie bei freiem Auge, ist bei Vergrößerungen der beschränkten Ausdehnung der Netzhaut wegen nicht erzielbar. Das Fernrohr soll also mehr zur genaueren Beurtheilung einzelner Details und immer nur kurze Zeit benützt werden. Für geringe Grade der Kurzsichtigkeit, wo man sich nur zuweilen des Nasenklemmers bedient, und die Beobachtung durchs Fernrohr ohne diesen zweckmäßiger ist, wird das einfache Zeiß'sche Prismen-Fernrohr mit mehreren Ocularen am besten entsprechen, weil es seines großen Gesichtsfeldes wegen das Richten auf den ins Auge gefassten Gegenstand erleichtert.

Normale Augen können sich immer mit einem kleineren Gesichtsfelde begnügen. Das Richten auf den zu betrachtenden Gegenstand, das richtige Halten ist bald erlernt und ebenso wie das Zielen umso

---

[1]) Ähnlich wie auf dem psychischen Gebiete die Harmonie und der von allzu warmen Wünschen und Begierden ungetrübte Friede der gottergebenen Seele für die Wahrnehmung und beste Auffassung des Wahren, Guten und Schönen, für möglichst richtige ästhetische und sittliche Urtheile unerlässliche Vorbedingung bildet. Die wahre gottbegnadete Kunst ist immer objectiv und in ihrer Wirkung erhebend und läuternd, die Pseudokunst strebt nach dem Scheine der Wahrheit oder will selbst wahr sein und ist doch subjectiv gefärbt dem ewigen Gesetze gemäß, das uns ins innerste Wesen geschrieben wurde.

besser, je häufiger es geschieht, je rascher das Fernrohr zur Hand und wieder versorgt ist. Dann kann aber das weitaus am billigsten und compendiösesten herzustellende Galilei'sche Rohr alle anderen mit Vortheil ersetzen, wenn es auch in der Schärfe der Bilder über das ganze Gesichtsfeld nicht soviel leistet, denn es gleicht hierin mehr dem Auge als einem Zeiß'schen Prismen-Fernrohre. Es besitzt dafür in der Mitte des Gesichtsfeldes, wohin die scharf zu fixierenden Punkte ohnedies gebracht werden müssen, eine größere Helligkeit und kann für Beobachtungen bei Tage einer zweiten stärkeren, in freier Hand noch nützlichen Vergrößerung (5- bis 6fach) leicht angepasst werden.

Man ist, um größere Gesichtsfelder und hellere Bilder (z. B. bei Theaterperspectiven) zu erzielen, im Durchmesser der Objective bei den Galilei'schen Rohren sehr weit hinaufgegangen, auf 40 *mm* und darüber, musste daher wegen des Einflusses der sphärischen Abweichung auch die Rohrlänge vergrößern und einen Theil des erlangten Vortheils hierdurch wieder aufgeben. Die Prismen-Fernrohre von Zeiß und die Doppelfernrohre mit terrestrischem Ocular von Balbreck zeigen aber bei entsprechender Helligkeit ganz kleine Objective (15 *mm* bei 6facher Vergrößerung), reichen bei Tage vollkommen aus, indem ja die natürliche Helligkeit trotz ihrer sehr bedeutenden Schwankungen nur vor starken Gewittern so tief sinken kann, dass die Lichtschwäche fühlbar würde. Auf so seltene Fälle, dann auf die früheste Morgen- und spätere Abenddämmerung, zwei im Verhältnisse zur Dauer der Tageshelle so kurze Zeiträume, darf man die Construction vielgebrauchter Fernrohre doch nicht basieren.

Die Aufnahme der kleinen Binocles unter dem Namen „Liliput“ zeigte, dass man der Compendiosität zustrebe, obwohl die Leistungsfähigkeit oft zu wünschen übrig ließ, da sie nicht dem Pupillen-Abstand angepasst waren und auch die Einrichtung zu dieser Anpassung nicht hatten. Auch wurde auf eine zweite stärkere Vergrößerung, die man nur kurze Momente benöthigt, etwa zur Unterscheidung von Freund und Feind, nicht Rüksicht genommen.[1]) Die zweite Vergrößerung, welche 6—8mal nicht übersteigen darf, wenn die Vortheile durch die Unruhe der Hand nicht ganz verloren gehen sollen, lässt sich am billigsten, wie schon bei besseren Feldstechern üblich war, durch ein zweites schärferes Ocular erzielen, und dadurch compliciertere Constructionen, die mehr nur einer zu weit gehenden Bequemlichkeit dienen, vermeiden. Verfasser ließ sich daher zum eventuellen Gebrauch

[1]) Der Übergang auf die theueren Fernrohre mit continuierlich veränderlicher Vergrößerung hat mehr Wert für den Gebrauch auf Stativen. Die optisch sehr vollkommenen panorthischen Fernrohre von Steinheil in München haben nur eine Vergrößerung, die bis 4·4 geht.

mit dem Distanzmesser und als Ersatz der gewöhnlichen theueren und schwerfälligen Binocles ein kleines Galilei'sches Fernrohr von 15—20 *mm* Durchmesser und 80 *mm* Brennweite des Objectivs nach nebenstehender in natürlicher Größe ausgeführter Zeichnung (Fig. 11) anfertigen. Ein Schuber *S* enthält die beiden Oculare von circa 9 *mm* Durchmesser, deren Vergrößerung durch die eingeschlagenen Ziffern auf der betreffenden Schuberseite gekennzeichnet ist. Der auf der Ocularröhre befindliche Schräubchenkopf *k* bewegt sich beim Drehen in einem schraubenförmig gewundenen Schlitz der Objectivröhre, wodurch die feinste Einstellung für accommodationslose Beobachtung (auf den Fernpunkt des Auges) ermöglicht wird. Es ist zu empfehlen, dass man sich die beiden richtigen Einstellungen (für die schwächere Vergrößerung näher, für die stärkere weiter vom Objectiv) zuerst bei unterstütztem Fernrohre auf eine 20—30 *m* entfernte Schrift ausmittle und durch Marken beim Schräubchenkopf am Schlitz bezeichne.

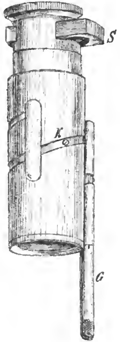


Fig. 11.

Beim Durchsehen durchs Fernrohr trachte man das Auge gut in der Axe zu erhalten, was durch die kleineren Oculare zwar erleichtert ist, aber nur dann zutrifft, wenn das Gesichtsfeld vollkommen kreisrund und das Fernrohrbild an derselben Stelle erscheint, wo der Gegenstand mit freiem Auge gesehen wird. Ein nicht in der Axe befindliches Auge sieht die Gegenstände wie durch ein Prisma verschoben und mit Farbenrändern. Die fixierten Objecte selbst müssen in die Mitte des Gesichtsfeldes gebracht werden, wo die größte Helligkeit und Schärfe herrscht. Beim Wechsel der Vergrößerungen muss der Schuber soweit als zulässig gedrückt werden, damit die Axe der Ocularlinse mit jener der Objectivlinse zusammenfalle.

Im Anfange ist der Gebrauch dieses Fernrohres gegenüber dem des Binocles etwas unbequem, besonders da es auch nach rechts und links stärkere Schwankungen zulässt, später, nach erlangter Geschicklichkeit im ruhigen Halten, fühlt man den Vortheil der Compendiosität umsomehr. Den störenden Einfluss starken Nebenlichtes, ungünstiger Sonnenstellung etc. kann man immer durch Abblenden mit der Hand wegbringen. Wer sich ein Futteral dazu machen lässt, kann dieses

als eventuelle Blende einrichten. Das Gesichtsfeld umfasst bei dreifacher Vergrößerung etwa 5—6°, bei 6facher 3° oder etwa $^1/_{10}$ und $^1/_{20}$ der Entfernung.

Zur Befestigung am Distanzmesser dient die in einer Hülse am Objectivrohre angebrachte Gabel *G*, welche, wie die Fig. zeigt, herausgedrückt wird, bis der daran befindliche Schräubchenkopf in den Querschlitz der Hülse kommt, sodann etwas gedreht und mit ihrem Schlitze auf die obere federnde Platte des Stahlgehäuses in entsprechende Lage geschoben, worauf man durch Drehung des Fernrohres (wenn erforderlich) seiner Axe die beste Richtung gibt, d. i. ungefähr jene, in welche sonst die Gesichtslinie des Auges (Sehaxe) kommt (Fig. 12). Hält man den Distanzmesser so, dass sich das helle Firmament darin spiegelt, und sieht aus einer Entfernung von 10 bis 15 *cm* durch das Fernrohr, so ist leicht jene Stellung zu finden, wo man im Winkelspiegel das größte Gesichtsfeld hat, welches bedeutend größer ausfällt als vor dem gewöhnlichen Binocle. Man kann diese Stellung durch einen Ritz mit dem Messer längs der Gabel auf der oberen federnden Gehäuseplatte ein- für allemal markieren.

Durch geringe Drehung der Fernrohraxe um die Gabelaxe kann auch das richtige Verhältnis in der Lichtstärke der Spiegelbilder und direct sichtbaren Gegenstände hergestellt werden, und hat dann das Fernrohr während einer Messung in der einmal ertheilten Lage zu verbleiben.

Die Beigabe des kleinen Fernrohres erleichtert und vereinfacht auch die höchst selten nothwendige Überprüfung und eventuelle Berichtigung (Rectification, nicht so häufig wie bei Uhren) beim Messungsverhältnis 1 : 100 mit 6facher, bei jenem 1 : 10 auch mit 3facher Vergrößerung und dem in der Instruction für das letztere Verhältnis angegebenen Vorgange. Diese Prüfung ist in wenigen Minuten durchführbar.[1]) Die Prüfung auf den rechten Winkel wird wohl am raschesten durch den Vergleich mit einem anderen Distanzmesser bewirkt, was ja ohnedies bei der Messmethode mit zwei Beobachtern, wo man diesen Winkel sehr genau haben soll, leicht geschehen kann. Dem in allen Messungen geübten, in praktischen

[1]) Diese Fernrohre können selbstverständlich nur mit dem Distanzmesser geliefert werden und sind Bestellungen bis auf weiteres nur an den Verfasser oder an den Laboranten der k. u. k. Theresianischen Militär-Akademie zu richten. Im Subscriptionswege oder bei Bestellungen von mehr als 20 Stück lässt sich der Distanzmesser um 10 fl., das Fernrohr um 4 fl. 50 kr. herstellen, doch werden aus erklärlichen Gründen keine Subscriptions-Listen versendet. Der Einzelpreis für den Distanzmesser sammt Instruction beträgt ohne Fernrohr 12 fl., mit Fernrohr 17 fl., falls bei letzterem auch achromatische Oculare gewünscht würden, entsprechend mehr. Da kein großer Vorrath gehalten wird und Verfasser selbst jedes

Kunstgriffen erfahrenen und geometrisch vorgebildeten Beobachter wird sie auch bei Anwendung der 6fachen Vergrößerung in der durch die Instruction angedeuteten Weise entsprechend genau gelingen.

Ein stichhaltiger Grund, sich auf die etwas stabileren aber in der Anwendung viel ungelenkeren und bedeutend weniger benützbaren Prismen - Distanzmesser einzuschränken, liegt somit nicht vor, besonders wenn man noch bedenkt, dass Rostflecke bei Stahlspiegeln oft Jahrzehnte lang ohne Nachtheil bestehen können und dass auch Glas vor dauernder Einwirkung der Nässe und der Säuren geschützt werden muss.

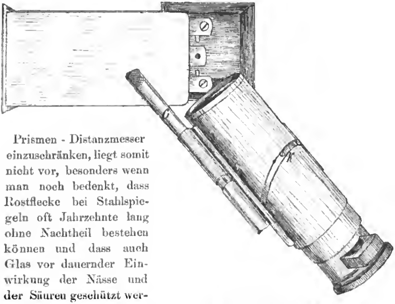


Fig. 12. (Natürliche Größe).

Was den Preis betrifft, so zwaugen die Umstände, den ursprünglich als obere Grenze gedachten Betrag von höchstens 5 fl. zu überschreiten, da schon der Ausschuss und die nothwendige zeitraubende Controle der eingelieferten Bestandtheile bei der großen Präcision, mit der bei der Arbeit und Zusammenstellung vorzugehen ist, beinahe soviel verschlingt. Es kosten ja übrigens ganz gewöhnliche, nur zum Abstecken rechter

einzelne Instrument in Bezug auf Erzeugungsfehler etc. durchprüfen und rectificieren muss, so kaum es geschehen, dass die Ablieferung auch erst 2—3 Monate nach erfolgter Bestellung möglich, obwohl thunlichste Beschleunigung angestrebt wird.

Wirklich praktische Vorschläge zur Verbesserung werden unter Wahrung aller Rechte dankend angenommen und ist Verfasser stets gerne bereit, detaillierte Auskünfte mündlich zu ertheilen. Zu schriftlichen Correspondenzen fehlt die Zeit, wenn sie nicht etwa ganz kurze Anfragen betreffen, oder scheinbare Anstände, die mit Angabe der Instrumentnummer bekannt gegeben werden.

Winkel dienende Winkelspiegel ebensoviel. Auch dürfte trotzdem kaum etwas gefunden werden, das eine gleich günstige Verzinsung des Anlagecapitals, in idealem Sinne, bei so winziger Amortisationsquote ermöglicht. Die praktisch nicht viel bedeutende Entwicklung des Augenmaßes beim Billardspiel verschlingt oft mehr Geld in einigen Monaten, als selbst ein stereoskopischer Entfernungsmesser kosten würde. Der Revolver z. B. verursacht noch bedeutende Betriebskosten, wenn er entsprechen soll, nützt sich rascher ab und kommt vielleicht nie zur wirklichen ernsten Verwendung. Verfasser schreibt dies, um etwaige Einwürfe von ökonomischer Seite zu kennzeichnen, die oft in recht kurzsichtiger Weise zum Ausdrucke kommen, auf keinen Fall aber in der Absicht, dem Distanzmesser eine größere Verbreitung zu geben, als er verdient; er besorgt vielmehr, dass dem neuen Modell nicht das Schicksal des alten zutheil werde, ungekannt und gefürchtet dem Depôtroste zu verfallen und warnt daher hier, wie schon in der Instruction, alle jene vor dem Ankaufe, die nur einen Schimmel (oder ein perpetuum mobile) wollen. Für das Depôt neben allerhand glänzend gepflegten Knöpfen ist das kleine Ding doch zu gut, es offenbart seine Geheimnisse erst bei fortgesetzter Anwendung und — einem unabänderlichen Gesetze gemäß — nur denen, die eines guten Willens sind. Ohne anhaltende Vorübung kann es nur dem Geodäten allein wichtige Dienste leisten, weil es ihm eine Menge theuerer Instrumente ersetzt und oft bedeutende Auslagen an Gehilfen etc. erspart.

Gleichzeitig war mit diesem Aufsatze die Absicht verbunden, auf die wenig beachteten Grundsätze beim stereoskopischen Sehen und bei der Behandlung der Fernrohre erneuert hinzuweisen, damit nicht wieder etwas vaterländisches unter ausländischer Marke seinen Einzug halte, und ein eventueller friedlicher Beutezug verhindert werde. Ferner sollte eine Antwort auf die Frage in der schönen Einleitung zu Wondres Telemetrie[1]) gegeben und die Vermuthung bestätigt werden, dass das Bessere des Guten Feind ist, am meisten wenn es im Bunde mit der Bequemlichkeit und anderen Vorurtheilen auftritt und nur in der Einbildung als realisierbar existiert, oder gar so hingestellt wird, denn trotz Röntgen-Strahlen wird aller Wahrscheinlichkeit nach das zu Anfang geschilderte, übrigens kaum besonders begehrenswerte Ideal niemals erreicht. Wir müssen das Licht wie eine Wellenbewegung ansehen und an dieser lässt sich bis

[1]) Verfasser hat die dort geschilderten Gefühle und deren hohen moralischen Wert einstens in der Artillerie-Akademie selbst empfunden und darum schon von jener Zeit an, als für die Schussweiten des Infanterie-Gewehres noch kein Distanzmesser nöthig war, die Frage zu lösen getrachtet.

jetzt keine Veränderung denken (auch die Lichtstärke nicht), die als reine Function der Entfernung mittelst eines kleinen Instrumentes über diese hinlänglich genauen Aufschluss gäbe, ohne dass die wechselnde Beschaffenheit der Luft und andere Einflüsse störend auftreten würden.

Auch der stereoskopische Entfernungsmesser wird einen optisch und geodätisch gut geschulten Beobachter erfordern, damit es ihm, wenn etwas Unvermuthetes passiert, was ja leicht geschehen kann, nicht so ergehe, wie einem Beobachtungs-Fernrohre, das Verfasser auf dem Schießplatze in Sackelhausen sah. Für Stäbe und Artillerie in einer Länge von 0·6 *m* mit 13maliger Vergrößerung ausgeführt, würde er bei einem Gesichtsfeld von 3^0 ($^1/_{19}$ der Entfernung) und Fehlen der Bilderunruhe auf 1600 *m* keinen größeren Fehler als 7 % (auf 3200 *m* 20 %) bei Anwendung des stereoskopischen Maßstabes erwarten lassen. Nach dem Ramsden'schen System wäre die erreichbare Genauigkeit noch etwas größer, das Instrument aber unbequemer. Voraussetzung in beiden Fällen ist ein gewandter Beobachter und tadellose Rectification. In der Hand leistet das Instrument wohl bedeutend weniger, kann aber immerhin noch wertvolle Aufschlüsse rasch geben.

Bei der Marine hätte ein stereoskopischer Entfernungsmesser in der Länge von 6 *m* mit 20facher Vergrößerung ein Gesichtsfeld von rund 2^0. Er würde bei tadelloser Ausführnng und Rectification noch auf 5000 *m* mit dem stereoskopischen Maßstab sicher keinen größeren Fehler als etwas über 1 %, bei der Einrichtung nach Ramsden aber noch weniger als 1 % geben können. Auf 3000 *m* gäbe letztere Einrichtung einen kleineren Maximalfehler als 0·3 %, d. i. 9 *m*.

Der Distanzmesser M. 1895 gibt auf alle Distanzen bei Anwendung des dreimal vergrößernden Fernrohres und Beachtung des empfohlenen Vorganges beim Messen sicher kleinere Fehler als 0·5 % mit dem Verhältnisse 1 : 100 der Basis zur Distanz. Er gestattet mit gleicher Vergrößerung unabhängig von der Entfernung das Messen einer markierten Dimension beim Ziele mit einem Maximalfehler von weniger als $^1/_{10\cdot000}$ der Distanz (z. B. ein Schritt auf dem eine Meile entfernten Objecte). Mit dem Verhältnisse 1 : 10 der Basis zur Distanz ist selbst mit freiem Auge der größte mögliche Fehler bei einem gründlich geübten Beobachter kleiner als bei Kettenmessungen auf minder ebenem Boden. Im Schätzen von der Stelle nach dem von einem markanten Spiegelbild auf einer gegenüberstehenden Front beim Verhältnisse 1 : 100 zurückgelegten Wege wird er vor dem kleinen Fernrohr mit 6maliger Vergrößerung mindestens so genaue Resultate

geben, als die in Frankreich und nun in Russland auch eingeführten Doppelfernrohr-Telemeter, deren Preis 110 Francs beträgt.

Zum Schlusse sei darauf hingewiesen, dass, wie die Geschichte dem durch Tendenzfärbungen unbeirrten Blicke überall zeigt, kein auch noch so vollkommenes Instrument verhindern kann, dass moralisch gesündere und Ideale pflegende Völker schließlich den Sieg erlangen. Es sei nur an die Worte des Gründers der persischen Weltmonarchie erinnert: „Ich habe mich noch nie vor Menschen gefürchtet, die auf dem Marktplatz zusammenkommen und einander mit Eidschwüren betrügen.“ Den Wert lebloser Dinge betreffend, verliere man aber nie Goethes Verse aus dem Sinn:

Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.

Wr. Neustadt, März 1896.

Berichtigungen.

In Figur 5, Seite 171, ist der Bogen für 90° bis zur Linie AO_1" zu führen.
In Figur 6, Seite 172, ist der einfach reflectierte Strahl nachzutragen.

Erzherzog Carl Ludwig †.

Der erlauchte Bruder unseres geliebten Kaisers, Se. k. u. k. Hoheit der General der Cavallerie Erzherzog Carl Ludwig starb zu Wien am 19. Mai 1896 an Malaria.

Geboren zu Schönbrunn den 30. Juli 1833, erreichte Erzherzog Carl Ludwig in der militärischen Hierarchie den Rang eines Generals der Cavallerie. Höchstderselbe war Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, besaß das Großkreuz des St. Stephan-Ordens, die Militär-Verdienstmedaille am rothen Bande, die Kriegsmedaille, das Officiersdienstzeichen und das Ehren-Großkreuz des souveränen Johanniter-Ordens; war Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Inhaber des k. u. k. Uhlanen-Regiments Nr. 7 seit 1848, Chef des kaiserlich russischen Lubny'schen Dragoner-Regiments Nr. 24 und des königlich preuß. ostpreußischen Uhlanen-Regiments Graf Dohna Nr. 8.

Erzherzog Carl Ludwig vermählte sich den 4. November 1856 mit Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Margarethe, Tochter weiland Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen; Erzherzogin Margarethe starb am 15. September 1858. Zum zweitenmale vermählte sich der Erzherzog mit Maria Annunciata, Tochter weiland Sr. Majestät des Königs Ferdinand II. beider Sicilien im October 1862. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder, Ihre kais. und königl. Hoheiten: Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Franz Ferdinand, geboren zu Graz den 18. December 1863, Oberst Erzherzog Otto, geboren zu Graz den 21. April 1865, Major Erzherzog Ferdinand, geboren zu Wien den 27. December 1868 und Erzherzogin Margaretha, geboren

zu Artstetten den 13. Mai 1870. — Die zweite Gemahlin des Erzherzogs Carl Ludwig starb am 4. Mai 1871.

Am 23. Juli 1873 vermählte sich der Erzherzog mit Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Maria Theresia, Tochter weiland Sr. königl. Hoheit Dom Miguel, Infanten von Portugal, geboren zu Heubach den 24. August 1855; dieser Ehe entstammen die beiden Töchter Erzherzoginnen Maria Annunciata, geboren zu Reichenau den 31. Juli 1876 und Elisabeth, geboren zu Reichenau den 7. Juli 1878.

Der älteste und der jüngste Sohn Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Carl Ludwig sind unvermählt; Se. k. u. k. Hoheit der Erzherzog Otto ist seit 2. October 1886 mit Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Maria Josepha, Tochter Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Sachsen vermählt. Dieser Ehe entstammen zwei Söhne, die Erzherzoge Carl, geboren zu Persenbeug den 17. August 1887, und Maximilian, geboren zu Wien den 13. April 1895.

Mit Erzherzog Carl Ludwig verliert die kaiserliche Familie einen edlen Prinzen, der von Jedermann ob seiner schönen Charakter-Eigenschaften aufrichtig geliebt wurde.

Die bewaffnete Macht Österreich-Ungarns trauert um den edlen Prinzen und fleht inbrünstig zu Gott:

»Halte ab jeden weiteren Schicksalsschlag von unserem Allerhöchsten Herrn und Kaiser, dem Schwergeprüften! Beschütze gnädig sein Leben noch viele, viele Jahre! Spende ihm Freuden nach so vielen Bitternissen!«

Aufklärung und Verschleierung.

Von Major **Wilhelm Buschek** des k. u. k. Generalstabs-Corps.

Einleitung.

Das Dienst-Reglement II. Theil schreibt den vor der Front oder in den Flanken einer Armee verwendeten größeren selbständigen Cavallerie-Körpern zwei Aufgaben vor: sie sollen 1. die Kriegslage klären, also selbst den Aufklärungsdienst betreiben und 2. zugleich die Bewegungen der eigenen Armee verschleiern, d. h. mit anderen Worten, den Aufklärungsdienst des Gegners verhindern.

Sind die beiden Aufgaben vereinbar, lassen sich dieselben zugleich und beide gleich gut lösen?

Dies wäre nur möglich, wenn beide durch dasselbe Mittel gelöst oder bei Verschiedenheit der Mittel letztere gleichzeitig angewendet werden könnten.

Während aber die Aufklärung durch Sehen und Beobachten gelöst wird und den Kampf nur als äußerstes Mittel verlangt; während eine aufklärende Abtheilung ihren Dienst am besten zu versehen vermag, wenn sie dem Gegner verborgen bleibt; während der Aufklärungsdienst fordert, dass man möglichst unbemerkt an den zu gleichem Zwecke vorgeheuden feindlichen Abtheilungen vorbeikommt: fordert der Verschleierungsdienst das Zurückwerfen alles vom Gegner Herankommenden. Diese Aufgabe kann nur durch Kampf, u. z. Angriff und energische Verfolgung bis zur Vernichtung gelöst werden. Eine solche Verfolgung würde aber von der vorgezeichneten Linie, vielleicht auch aus dem zur Aufklärung zugewiesenen Raume gänzlich abziehen, sie hätte unausweichlich eine Vernachlässigung, eine längere Unterbrechung der Lösung der anderen Aufgabe, der Aufklärung, zur Folge, während wieder das frühere Ablassen von der Verfolgung im Interesse der Aufklärung dem Gegner die Möglichkeit gibt, nach seiner Retablierung die Aufklärung selbst auch fortzusetzen, in welchem Falle die Aufgabe der Verschleierung nicht, oder doch nur ganz vorübergehend gelöst, der gegnerische Aufklärungsdienst um kurze Zeit verzögert, keineswegs aber gänzlich verhindert wird.

Man muss sich demnach vor allem fragen, welche der beiden Aufgaben die wichtigere ist. Die Antwort kann nicht zweifelhaft

sein; unbedingt muss der Aufklärung der weitaus größere Wert beigemessen werden, denn es ist doch gewiss immer noch besser, dass beide Parteien gute Nachrichten erhalten, als dass man ebenso im Unklaren bleibt wie der Gegner. Daraus folgt, dass in erster Linie alles daran gesetzt werden muss, die Kriegslage zu klären, dass die Verschleierung in zweiter Linie steht und nur insoweit erfüllt werden darf, als mit der Lösung der wichtigeren Aufgabe, der Aufklärung, vereinbar ist.

Dementsprechend muss man zuerst die Mittel und Maßnahmen zur Durchführung der Aufklärung, die Gliederung und Gruppierung des Cavallerie-Körpers und das Verhalten der einzelnen Theile im Aufklärungsdienste betrachten, um Schlüsse auf die Durchführbarkeit und die Mittel der Verschleierung ziehen zu können.

Das Reglement spricht sich über die Verwendung großer Cavallerie-Körper im Aufklärungsdienste sehr kurz und knapp aus, schreibt keine Form vor, sondern lässt dem Führer völlig freie Hand; es präcisiert bloß die Aufgabe solcher Cavallerie-Körper, während für die Art der Durchführung nur wenige, ganz allgemeine Anhaltspunkte gegeben werden.

Daneben jedoch hat sich für die Form des strategischen Aufklärungsdienstes ein Schema eingebürgert, welches, ohne vorgeschrieben zu sein, allgemein angewendet wird.

Da Kriegserfahrungen über die Zweckmäßigkeit dieses Schemas, welches wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf, fehlen, so müssen den Betrachtungen die Manöver-Erfahrungen zugrunde gelegt werden. Um jedoch hiebei nicht auf Irrwege zu gerathen, wie es nur allzu leicht geschieht, darf man nicht einfach die Manöver-Erfahrungen auf den Krieg übertragen; man muss vielmehr, soweit thunlich, die Verhältnisse des Krieges ins Auge fassen, alle Hemmnisse und Schwierigkeiten, welche sich im Kriege dem Aufklärungsdienste entgegenstellen und dessen Resultate gegenüber den Friedensergebnissen bedeutend reducieren, in Rechnung ziehen.

In letzterer Beziehung dürfte der Hinweis auf den deutsch-französischen Krieg 1870/71 genügen, welcher, obwohl der Aufklärungsdienst der deutschen Cavallerie durch die gleiche Thätigkeit der gegnerischen Reiterei nicht behindert war, doch sehr häufig recht ungeklärte Situationen und irrige Combinationen zeigt. In einem künftigen Kriege aber werden sich aus der beiderseitigen Verwendung der Cavallerie für den strategischen Aufklärungsdienst Schwierigkeiten ergeben, die sich in ihrem vollen Umfange kaum noch ermessen lassen.

Gerade dies aber macht es einerseits nothwendig, schon im Frieden nach Möglichkeit jenen Modus zu finden, welcher entsprechende Resultate erwarten lässt, und fordert andererseits, dass die aufklärenden Abtheilungen das Höchste anstreben, um wenigstens Genügendes zu leisten, wobei wohl der Vorsicht halber auch jener Fall erwogen werden muss, wo die feindliche Cavallerie der eigenen an Zahl überlegen ist.

Aufklärung bei den Manövern.

Im Aufklärungsdienste bei den großen Manövern tritt vor allem das Streben hervor, die eigentliche Aufklärung durch möglichst geringe Kräfte, wenige und schwache Nachrichten-Detachements und Nachrichten-Patrouillen, zu bewirken, dagegen das Gros möglichst stark zu halten und mit diesem den Kampf gegen das feindliche Gros — man kann sagen um jeden Preis — zu suchen.

Im Durchschnitte beträgt die Breitenausdehnung des einer Cavallerie-Truppen-Division zur Aufklärung zugewiesenen Raumes 45 Kilometer, wozu in erster Linie durchschnittlich $2^1/_2$ Escadronen, d. i. der neunte Theil des Cavallerie-Körpers, in 3—4 Nachrichten-Detachements und 2—3 selbständige Nachrichten-Patrouillen gegliedert, verwendet wird. Die Nachrichten-Detachements sind $^1/_4$ bis 1, ausnahmsweise $1^1/_2$ Escadronen stark und fällt hiebei einer Escadron ein Raum von durchschnittlich 18 Kilometer Breite zu.

Es finden sich jedoch Fälle, wo nur der siebzehnte Theil des Cavallerie-Körpers den eigentlichen Aufklärungsdienst versieht und $^1/_2$ Escadron einen Raum von 25 Kilometer, $^1/_4$ Escadron einen solchen von 15 Kilometer Breite aufzuklären hat. Die Stärke der Nachrichten-Patrouillen, u. zw. sowohl der selbständigen als der von den Nachrichten-Detachements entsendeten, beträgt gewöhnlich 4—6 Reiter.

Diese Maßnahmen erweisen sich im allgemeinen bei den Manövern für die Aufklärung als ausreichend, die vorgesendeten schwachen Abtheilungen erfüllen in den meisten Fällen ihre Aufgabe, Einblick in die gegnerischen Verhältnisse zu gewinnen. Das genügt aber nicht, wenn die Meldungen nicht auch rechtzeitig bei jenem Commando einlangen, welches dieselben zu verwerten hat; der Aufklärungsdienst umfasst neben dem Vorgehen bis an den Feind und dessen Erkundung noch eine zweite, gleich wichtige Thätigkeit, das Zurückbringen der Meldungen, sagen wir zum Armee-Commando, welchem die Verwertung der Ergebnisse des strategischen Aufklärungsdienstes zukommt.

In dieser Beziehung zeigen die Manöver mitunter Unregelmäßigkeiten, welche im Kriege schwere Folgen mit sich brächten: Das Unterlassen von Meldungen über wichtige Wahrnehmungen, das verspätete Einlangen von Meldungen infolge Irrereitens oder weiter, nicht immer gerechtfertigter Umwege der Überbringer, das Nichteinlangen von abgesendeten Meldungen infolge falscher Dirigierung des Überbringers oder Ortswechsel des Adressaten, Abfangen schriftlicher und Abhorchen telegraphischer Meldungen durch den Gegner etc.

Wenn auch solche sogenannte Zufälle im Kriege nie ganz zu vermeiden sind, so besteht doch die Pflicht, ihnen nach Thunlichkeit vorzubeugen, welchem Zwecke ja eben die Friedensausbildung und Übung dient.

In welcher Art werden nun bei den Manövern die Meldungen im Aufklärungsdienste befördert? Fast ausnahmslos, ohne Rücksicht auf deren Wichtigkeit und die Gefährdung des Weges, durch einen einzelnen Ordonnanzreiter; die Verbindung zwischen dem Gros des Cavalleriekörpers und dem Parteicommando vermitteln öfter Ordonnanzcurse mit ganz schwachen Posten unter Commando von Unterofficieren, welche, d. i. die Unterofficiere, die schwachen Posten und die ganzen Ordonnanzcurse, schon im Frieden nicht gut functionieren; endlich wird der Telegraph öfter, manchmal auch da, wo dies im Kriege nicht möglich wäre, für die Erstattung von Meldungen ausgenützt.

Aufklärung im Kriege.

Nachdem im Vorstehenden die bei den Manövern üblichen Maßnahmen für die Aufklärung und die Übermittlung der Meldungen, soweit erforderlich, kurz skizziert wurden, sollen nun jene Umstände des Krieges angeführt werden, welche im Frieden gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maße zur Geltung kommen.

Es ist dies die Gegenwirkung des wirklichen Feindes, die fortdauernde große Gefahr, in welcher sich die vor die Front der Armee vorgeschobenen Nachrichten-Detachements und Patrouillen, sowie die Überbringer von Meldungen befinden, die Unsicherheit der Verhältnisse, die stete Ungewissheit, was der nächste Moment bringen wird; beim Manöver lässt sich vielleicht manchmal mit Berechtigung sagen: „Heute kann ich mit dem Gegner noch nicht zusammentreffen“ — im Kriege aber können und dürfen dies die weit vorgeschobenen isolierten Abtheilungen nicht sagen, das zeigt die Kriegsgeschichte zur Genüge.

All' diese Umstände verschärfen sich noch in bedeutendem Maße, wenn man sich in Feindesland befindet; aber auch unbekanntes Ter-

rain im eigenen Lande bildet schon eine nicht zu unterschätzende Erschwerung der Aufgabe.

Der Einfluss dieses Unterschiedes gegenüber dem Friedens-Manöver macht sich in erster Linie in moralischer Hinsicht geltend: der Einzelne fürchtet sich, zu Zweien fühlt man sich schon etwas sicherer und besser ist es, eine Escadron als einen Zug hinter sich zu haben; je schwächer die Abtheilung ist, desto vorsichtiger tritt sie auf, desto leichter wird eine Viehherde für feindliche Cavallerie, ein Zaun für feuerbereite Infanterie angesehen.

Man denke sich nur mit ganzer Phantasie in die Situation einer schwachen Abtheilung, die durch eine Woche und vielleicht länger auf ihrem isolierten Zuge von früh bis abends und von abends bis früh, Tag für Tag, von Moment zu Moment, auf das Erscheinen des Gegners gefasst sein muss. Dass hiebei eine fortdauernde, sorgfältige Sicherung sowohl während des Marsches als in der Ruhe erforderlich ist, bedarf ebenso wenig der Begründung, wie die daraus sich ergebende Folge großen physischen Kraftverbrauches. Wie wenige Leute und Pferde aber genießen der Nachtruhe, wenn sich $^1/_4$ oder $^1/_2$ Escadron unter solchen Verhältnissen durch mehrere Nächte zu sichern hat, wogegen eine oder zwei Escadronen keiner wesentlich erhöhten Sicherungsmaßnahmen bedürfen, daher ein auch relativ bedeutenderer Theil ruht und der Einzelne viel seltener von dem so anstrengenden Sicherungsdienste betroffen wird.

Der Krieg erschwert aber auch das Erkunden der gegnerischen Verhältnisse und die Beobachtung selbst ganz wesentlich. Beim Manöver reitet eine Patrouille in größter Seelenruhe mitten zwischen feindliche Colonnen oder selbst in feindliche Cantonierungsorte hinein, nahe an gegnerische Infanterie heran; die Exercierpatronen vertreiben dieselbe nicht, sie beobachtet ungestört, zählt die Bataillone oder Compagnien und Geschütze ab, unterscheidet genau die Aufschläge und erkennt vielleicht auch die Führer; schließlich wird die Meldung ungestört geschrieben. Im Kriege aber tritt der Aufklärende naturgemäß viel vorsichtiger auf, sobald er sich dem Gegner nähert; er gewinnt nur einen oberflächlichen Einblick in die feindlichen Verhältnisse, weil er weiter abbleibt — besonders angesichts der modernen Infanteriewaffe —, und die Beobachtung des öfteren durch gegnerische Patrouillen, Seitenhuten, Feldwachen u. s. w. gestört wird, ebenso wie das Schreiben der Meldung; und selbst dieser oberflächliche Einblick wird öfter nur durch Kampf zu gewinnen sein, oder doch durch Verwendung einer größeren Kraft, welche zu entschiedenem Auftreten, zum Kampfe, befähigt. Wie schwer wird es oft einer schwachen Patrouille, durch die einen Raum von gewisser Breite aufklärende

Vorhut-Cavallerie des Gegners durchzureiten oder seitwärts an ihr vorbei zu kommen und doch ist damit erst die Hälfte gethan, denn es muss auch noch gelingen, die Meldung auf dem gefährdeten Wege zurückzubringen. Mehr Aussicht, in beiden Richtungen zu reussieren, ist vorhanden, wenn ein starkes Nachrichten-Detachement anreitet, welches sich den Weg bahnen kann und dann erst nach Bedarf Patrouillen zur Erkundung der gegnerischen Colonne aussendet. In bedecktem Terrain können allerdings schwache Patrouillen die Aufgabe lösen, wenn sie sehr geschickt und kühn geführt werden und nebstbei sehr viel Glück haben; wo aber das Terrain ein verborgenes Vorgehen nicht begünstigt, da werden schwache Patrouillen, gehetzt vom Gegner, nichts leisten.

Für das Zurückbringen der Meldungen gibt im Kriege bei der Gefährdung des Raumes durch den Gegner ein einzelner Ordonnanzreiter noch viel weniger als beim Manöver genügende Sicherheit. Unter dem Drucke der Angst vor dem Feinde und der Verantwortung für die Erfüllung des Auftrages sich in unbekanntem Terrain den Weg suchen, dabei aber fortwährend Auge und Ohr offen haben, um den Gegner rechtzeitig zu bemerken, das ist zu viel von einem Menschen verlangt; nebstdem kommen noch die Zufälligkeiten zu bedenken, welche dem einzelnen Reiter zustoßen können.

Sowie als Vedette zwei Mann aufgestellt werden und zu Patrouillengängen in der Feldwachenlinie in der Regel zwei Mann entsendet werden sollen, wären auch zum Überbringen jeder Meldung, sobald man in Fühlung mit dem Gegner getreten ist, mindestens zwei Mann zu verwenden, wichtige Meldungen aber in doppelter Ausfertigung durch je zwei Reiter abzuschicken. Das gilt von Meldungen der Patrouillen an die Nachrichten-Detachements. Das von Patrouillen im Frieden hie und da angewendete Mittel, einen einzelnen Reiter als Relais, d. i. als Ordonnanzposten, zwischen die Patrouille und das Nachrichten-Detachement einzuschieben, wird ein Patrouille-Commandant im Kriege vielleicht einmal, dann aber nie wieder anwenden, weil er den ersten so verwendeten Reiter wahrscheinlich verliert; es lässt sich aber auch im Kriege gar nicht im vorhinein bestimmen, auf welcher Linie die Meldungen zum Nachrichten-Detachement zu senden sein werden. Die Entfernung soll eben nicht so groß sein, dass ein Relais nothwendig wird.

Die Meldungen der Nachrichten-Detachements an das Gros haben infolge der Sammlung der Beobachtungen aller Patrouillen und Beifügung der eigenen Wahrnehmungen einen höheren Wert, müssen daher reglementgemäß nach Bedarf durch verlässliche Unteroffieiere,

unter Umständen selbst durch Officiere mit einigen Reitern befördert werden.

Das Cavallerie-Gros mit den Nachrichten-Detachements im Kriege durch Ordonnanzcurse zu verbinden, dürfte nicht durchführbar sein; der Raum ist zu gefährdet, als dass man schwache Ordonnanzposten exponieren könnte, zu starken Posten aber fehlt die Kraft; überhaupt sind die Verhältnisse zu wenig stabil, als dass man die Meldungen im vorhinein an eine bestimmte Linie binden könnte, wie es die Etablierung eines Ordonnanzcurses verlangt. Man darf daher die Entfernung wieder nicht so groß machen, dass dieselbe die relaisartige Beförderung erheischt.

Bezüglich der Ordonnanzcurse überhaupt wurde bereits gesagt, dass die schwachen Posten selbst im Frieden oft nicht functionieren. Nun ziehe man noch die Gefährdung des Raumes im Kriege in Betracht, sowie die Nothwendigkeit, Ordonnanzcurse an Communicationen zu etablieren und die Ordonnanzposten an leicht auffindbaren Orten aufzustellen, so ergibt sich, dass die schwachen Posten schon darum nicht functionieren können, weil sie jeder feindlichen Patrouille Platz machen müssen. Es lässt sich aber auch bei einiger Phantasie eine große Zahl von Situationen solcher Posten denken, welchen das militärische Urtheil und die Entschlussfähigkeit eines Unterofficiers nicht im entferntesten gewachsen sind. Schwache Ordonnanzposten mögen gut sein innerhalb eines gesicherten Raumes, keineswegs aber mitten in dem Felde der Thätigkeit feindlicher Cavallerie.

Hierauf soll später noch zurückgekommen werden, nachdem auch die übrigen Unterschiede zwischen der strategischen Aufklärung im Frieden und im Kriege angeführt wurden.

Weitere Unterschiede zwischen Friedens- und Kriegs-Aufklärung.

1. Die großen Manöver dauern wenige Tage, der strategische Aufklärungsdienst ist gewöhnlich nach den ersten zwei Tagen beendet.

Dagegen dauert dieser Dienst im Kriege oft 8—14 Tage, so der Vormarsch der deutschen 3. und 4. Armee im Jahre 1870 von Metz bis Sedan 9 Tage, von dort bis Paris 16 Tage.

Diese lange Zeit im Vereine mit den bedeutend schwierigeren Verhältnissen des Krieges stellt an die aufklärende Cavallerie derartige Forderungen, dass sowohl die Leistungen der ganzen Abtheilungen wie auch einzelner Meldereiter keine so großen sein können, wie häufig im Frieden. Wohl sind auch in der Kriegsgeschichte hervorragende Leistungen in dieser Beziehung verzeichnet;

doch soll hier nur hervorgehoben werden, dass man die zweitägige Manöverleistung nicht als Durchschnitts-Norm auf den Krieg übertragen darf.

2. Bei den Manövern sind in der Ausgangs-Situation die Infanterie-Gros 50 bis höchstens 90 Kilometer (letzteres in einem einzigen Falle) von einander entfernt, und denselben die großen Cavalleriekörper auf einen kleinen Tagmarsch vorgeschoben. Nur in einem einzigen Falle betrug die Entfernung von dem Cavalleriekörper bis zum Gros des Corps 50 Kilometer. Dieselbe verringerte sich aber rasch, weil das Gros des Corps vormarschierte, während der Cavalleriekörper, welcher fast schon in der Ausgangs-Situation mit der gegnerischen Cavallerie Fühlung hatte, nicht vorrückte; überdies war die telegraphische Verbindung hergestellt.

Im Kriege dagegen müssen die Cavalleriekörper weiter, deren Gros 3 Tagmärsche und mehr vor die Front der Armee vorgeschoben sein, weil sonst eine rechtzeitige Verwertung der Meldungen nicht möglich ist.

Das directe Melden von Detachements und Patrouillen an das Corps- oder Armee-Commando mit Umgehung der Zwischenstellen, wie es bei den Manövern öfter vorkommt, wird daher im Kriege wohl ausgeschlossen sein; die Bedeutung des Nachrichten-Detachements als Sammelstelle der Meldungen von den ausgesendeten Patrouillen, besonders aber die Wichtigkeit des Cavallerie-Gros als Sammelstelle der Meldungen von den Detachements tritt erst unter den Raumverhältnissen der Kriegs-Aufklärung voll hervor. Die Aufgabe des Sammelns der Meldungen erfordert zweifellos eine gewisse Stabilität, die Sammelstelle muss auf einer bestimmten, vorher bekanntgegebenen Linie, in einem beschränkten Raume in der Nähe eines vorher verlautbarten Punktes zu finden sein.

Functioniert in dieser Beziehung ein oder das andere Nachrichten-Detachement nicht, so bleiben aus einer oder mehreren Richtungen die Meldungen aus. Darauf muss man im Kriege jedenfalls gefasst sein, aber man soll andererseits auch das Möglichste thun, damit dieser Misserfolg nicht schon eine nothwendige Folge der getroffenen Anordnungen sei. Letzteres wäre aber der Fall, wenn man das Nachrichten-Detachement so schwach machen würde, dass es jeder feindlichen Abtheilung ausweichen, also seine Linie verlassen müsste, den angegebenen Punkt nicht erreichen könnte; die gleiche Folge hätte es auch, wenn man einem starken Nachrichten-Detachement die Verschleierung als eine der Aufklärung gleichwertige Aufgabe übertragen würde, weil, wie schon in der Einleitung gesagt, das Detachement durch die Verfolgung leicht abgelenkt und

hiedurch das Einlangen der Meldungen von den Patrouillen in Frage gestellt wird.

In noch viel höherem Maße muss die Forderung einer gewissen Stabilität an das Cavallerie-Gros gestellt werden; denn erstens ist der Raum, aus welchem die Meldungen zu sammeln sind, viel größer als bei einem Nachrichten-Detachement, die Entfernungen weiter, daher das Sammeln der Meldungen viel schwieriger, und zweitens ist der Nachtheil ungleich größer, wenn das Gros als Sammelstelle nicht functioniert, weil dann die Meldungen aus einem weit größeren Raume ausbleiben.

3. Die beschränkten Zeit- und Raumverhältnisse lassen bei den Manövern eine wichtige Aufgabe der aufklärenden Abtheilungen nicht recht zur Geltung kommen, nämlich: das Erhalten der Fühlung mit dem einmal gefundenen Gegner, weil schon sehr bald, nachdem der Feind constatiert wurde, die Infanterien zusammenstoßen. Im Kriege aber liegt ein Zeitraum von mehreren Tagen dazwischen, während dessen der Gegner von der Cavallerie beobachtet werden muss, um die Ergebnisse der ersten Erkundung fallweise zu modificieren. Allerdings darf man sich nicht vorstellen, dass die Cavallerie, wie es bei Manövern vorkommt, mitten im feindlichen Echiquier marschiert oder nächtigt, sie wird vielmehr vor- oder seitwärts desselben, aber in Fühlung bleiben müssen. Wie wichtig dies ist, welche Folgen das Unterlassen dieser Aufgabe haben kann, zeigt die Kriegsgeschichte an vielen Beispielen.

Das Erhalten der Fühlung fordert Nächtigung in der Nähe des Gegners, Aussenden zahlreicher Patrouillen, Beobachtung an verschiedenen Punkten und nach verschiedenen Richtungen, wenn der Gegner sich theilt, sorgfältige Sicherung gegen Überraschungen, Ausnützung von Gelegenheiten zur Überraschung des Gegners, schließlich öfteres Melden über die Vorgänge beim Feinde, kurz große Rührigkeit, Entschiedenheit und Zuversicht, welche nur ein starkes Nachrichten-Detachement entwickeln kann.

4. Der Vollständigkeit halber soll auch der Verpflegung gedacht werden.

Wenn dieselbe an einem oder dem anderen Manövertage nicht klappt, so ist dies zwar gewiss recht unangenehm, aber mit Rücksicht auf die kurze Dauer und die Gewissheit baldiger Erholung beiweitem nicht so nachtheilig, wie im Kriege.

Bei der üblichen Manöver-Gruppierung der großen Cavalleriekörper würde es im Kriege den schwachen Detachements mit der Verpflegung vielleicht ganz leidlich ergehen, ein aus 20 Escadronen und einer reitenden Batterie-Division bestehendes Gros aber würde

wahrscheinlich häufig Mangel leiden und müsste sich oft bloß aus Verpflegsrücksichten theilen.

Dagegen wäre die Verpflegung sehr erleichtert, wenn durch Entsendung starker Nachrichten-Detachements das Gros schwächer würde; den ersteren brauchte es deshalb nicht schlechter zu gehen, denn es steht ihnen ein genügender Requisitionsraum zur Verfügung und sie können wegen der größeren Stärke auch bei der Requisition mit mehr Entschiedenheit vorgehen.

Folgerungen.

1. Die Nachrichten-Patrouillen müssen im Kriege in der Regel stärker sein als bei den Manövern, 12—15 Reiter, unter Umständen ein ganzer Zug.

Der Satz des Reglements, dass sich zum Sehen einzelne Reiter oder kleine Patrouillen am besten eignen, wird hiedurch nicht berührt; die Patrouille muss nicht zum Sehen so stark sein, sondern zur Lösung ihrer Gesammtaufgabe. Denn letztere bringt es mit sich, dass die Patrouille durch mehrere Tage isoliert vorgeht, weil eine tägliche Ablösung zahlreiche Frictionen, sowie eine bedeutende Mehrleistung im Gefolge hätte, die Aufklärung nur behindern und die Cavallerie bald zugrunde richten würde. Die Patrouille muss sich während dieser Zeit sichern, sie muss, oft mit Gewalt, requirieren, ihre Meldungen in gesicherter Weise an das Nachrichten-Detachement senden, wie bereits ausgeführt, durch je zwei Reiter, manchmal in doppelter Ausfertigung; ferner kann die Beobachtung eine Theilung der Patrouille erfordern; letztere soll, wenn sie auch im allgemeinen dem Kampfe auszuweichen hat, doch im Interesse der Aufklärung Gefangene machen und das ist für eine schwache Patrouille sehr schwer, wenn es aber selbst gelingt, nur eine Quelle von Verlegenheiten; schließlich muss man auch Verluste durch Zufälligkeiten oder durch Kampf in Rechnung ziehen.

Dass diese Patrouillen von Officieren oder sehr geschickten erprobten Unterofficieren, deren es nicht viele gibt, geführt sein müssen, bedarf kaum der Erwähnung; wohl aber muss darauf hingewiesen werden, dass stets ein Unterofficier als Stellvertreter des Commandanten jeder solchen Patrouille beigegeben werden sollte.

Was die Zahl der Patrouillen anbelangt, so braucht man ihrer viele, um angesichts aller Schwierigkeiten, Reibungen und Zufälle des Krieges mit einiger Sicherheit auf Meldungen rechnen zu können.

Patrouillen, welche von Nachrichten-Detachements fallweise auf kurze Entfernung nur zum Sehen ausgeschickt werden, können selbstverständlich schwächer sein.

2. Die Nachrichten-Detachements müssen im Kriege ebenfalls stärker gemacht werden, als bei den Manövern. Dies fordert vor allem die Zahl und Stärke der auszusendenden Patrouillen, sowie die Auswahl geeigneter Commandanten für dieselben, was bei $^1/_4$ oder $^1/_2$ Escadron einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist. Weiters soll der Rest des Detachements als Kern mit einer gewissen Entschiedenheit auftreten, den Patrouillen als Rückhalt dienen, die Aufklärung nach Bedarf in der einen oder anderen Richtung vervollständigen, versprengte oder abgefangene Patrouillen durch neue ersetzen, bei längerer Dauer alle Patrouillen ablösen. Dabei bleibt das Detachement durch mehrere Tage isoliert, muss sich sichern und requirieren, soll eine verlässliche Sammelstelle für die Meldungen der Patrouillen bilden und wenigstens einmal im Tage in gesicherter Weise an das Gros melden, was die Entsendung eines Officiers oder Unterofficiers mit einigen Reitern erfordern kann.

Um eine Grundlage für die Bemessung der erforderlichen Stärke von Nachrichten-Detachements zu gewinnen, sei eine Escadron betrachtet, welche in diesem Dienste durch 4 Tage verwendet wird und einen Raum von 8—10 *km* Breite aufzuklären hat. Der Stand darf auf Grund der Kriegserfahrung mit nicht viel mehr als 100 Reitern angenommen werden.

Zur Aufklärung des zugewiesenen Raumes dürften 3 Patrouillen das Minimum, häufig aber 4 und selbst mehr Patrouillen nothwendig sein. Bei 4 Patrouillen von entsprechender Stärke geht die $^1/_2$ Escadron für diesen Dienst auf. Rechnet man nun täglich nur eine Meldung zum Gros und sieht gänzlich von maroden Pferden, erkrankter Mannschaft und sonstigen Abgängen durch Zufälle oder Kampf ab, so ist schon nach 2 Tagen eine Ablösung der Patrouillen nicht mehr möglich. Aber selbst bei Aussendung von nur 3 Patrouillen, wo zwar der Kern des Detachements zur einmaligen Ablösung der Patrouillen genügt, ist die Sache immer noch recht ungünstig, denn die ablösenden Patrouillen haben beim bisherigen Kern des Detachements den Sicherungsdienst versehen und sind nicht viel mehr geschont gewesen, als die einrückenden Patrouillen, welche nun in ihrem gewiss nicht mehr frischen Zustande den Kern zu bilden haben.

Zum Zwecke der Ablösung reiten die neuen Patrouillen vom Standpunkte des Kernes zu den Aufstellungsplätzen der alten Patrouillen und übernehmen den Dienst, worauf dann letztere gesammelt werden. Während dieser Zeit, gewiss durch 3—5 Stunden, besteht der Kern des Nachrichten-Detachements, welcher mit Entschiedenheit auftreten und den Patrouillen als Rückhalt dienen soll, — aus dem Escadrons-Commandanten und seinem Trompeter.

Nun zur Verwendung der Officiere. Einer derselben muss als Stellvertreter des Detachements-Commandanten beim Kerne bleiben, die übrigen sind Patrouille-Commandanten. Von einer Ablösung der letzteren, von Übersendung wichtiger Meldungen an das Gros durch einen Officier kann keine Rede sein, und ist der Stand an Officieren nicht voll, was wohl bald nach oder selbst schon bei Beginn des Krieges der Fall sein dürfte, so sind nicht einmal genügend Officiere für die Führung der Patrouillen verfügbar. Nebstdem soll aber auch nach Reglement die Vorpatrouille von einem Officier commandiert werden und im Verlaufe der Vorrückung dürfte nicht selten der Fall eintreten, dass in der einen oder anderen Richtung eine neue Patrouille ausgesendet werden muss.

Auch die Zahl der Unterofficiere reicht bei einem schwachen Nachrichten-Detachement nicht aus, wenn man jeder Nachrichten-Patrouille einen Unterofficier als Stellvertreter beigibt und alle anderen Dienste in Rechnung zieht, welche die Unterofficiere während einer mehrtägigen Verwendung des Nachrichten-Detachements zu versehen haben (Zugscommando für die als Patrouillen-Commandanten verwendeten Officiere, Sicherungsdienst in der Bewegung und in der Ruhe, etc.).

Man wird vielleicht einwenden, dass in der ersten Zeit, entfernt vom Gegner, überhaupt Nachrichten-Patrouillen noch nicht nothwendig sind, sondern dass das Detachement geschlossen vorgeht. Das ist Friedens-Theorie. Im Kriege beginnt die Unsicherheit schon sehr bald nach dem Aufbruche und das Gefühl: „Feindesnähe" beherrscht alle Maßnahmen. Mit der Entsendung von Nachrichten-Patrouillen zu warten, bis durch das Erblicken feindlicher Patrouillen die Feindesnähe constatiert ist, wäre unvorsichtig, weil man unmittelbar darauf auch schon mit stärkeren Kräften des Gegners zusammenstoßen kann, ja bei geschicktem Vorgehen der feindlichen Patrouillen diese überhaupt nicht zu Gesichte bekommt.

Man gelangt demnach zu dem Schlusse, dass im Kriege eine Escadron für die Stärke eines Nachrichten-Detachements nur unter günstigen Verhältnissen — kurze Dauer der Verwendung, geringe Breite des aufzuklärenden Raumes bei Übersichtlichkeit desselben — genügt. Je nach den Umständen wären die Nachrichten-Detachements 2—3 Escadronen stark zu machen, vielleicht manchmal sogar in einer besonders wichtigen Richtung, welche von der Vorrückungslinie des Cavallerie-Gros weit abführt, ein ganzes Regiment zu entsenden. Solche Nachrichten-Detachements werden vielleicht nicht so beweglich sein wie $^1/_4$ oder $^1/_2$ Escadron, aber sie werden dafür die Gewähr bieten, dass der Aufklärungsdienst günstige Resultate fördert

und die Meldungen auch rasch und sicher dorthin gelangen, wo sie sehnsüchtig erwartet werden.

Das Auskunftsmittel, die Nachrichten-Detachements je eine Escadron stark zu machen und die von ihnen abhängigen Patrouillen dem Gros des Cavalleriekörpers zu entnehmen, läuft strenge genommen auf den hier gemachten Vorschlag stärkerer Nachrichten-Detachements hinaus; nur würde die erstere Anordnung unvermeidlich Reibungen im Gefolge haben und eine Selbsttäuschung über die Stärke des Gros bedeuten.

3. Trotz dieser Stärke der Nachrichten-Detachements soll jedem einzelnen kein größerer Raum als 8—10 *km* zugewiesen werden, weil sonst die Kraft wieder nicht ausreicht und das Einlangen der Meldungen von den Patrouillen nicht gewährleistet ist.

4. Da man solcher Nachrichten-Detachements in dem einer Cavallerie-Truppen-Division zugewiesenen Raume etwa 3—4, vielleicht manchmal 5 benöthigt, so erübrigen für das Gros 10—16 Escadronen, welche nicht imstande sind, das feindliche Gros mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen, wenn die gleich starke gegnerische Cavallerie-Truppen-Division nur schwache Nachrichten-Detachements ausgesendet hat oder wenn die feindliche Cavallerie überhaupt stärker ist.

Es fragt sich vor allem, welchem Zwecke der Kampf des Gros eines großen Aufklärungskörpers dient.

Ist derselbe für die Aufklärung selbst nothwendig oder fördert er letztere?

Bei den Manövern ist dies nicht der Fall; hier ist fast immer die strategische Aufklärung schon beendet, wenn sich die beiderseitigen Cavallerie-Gros im Kampfe messen und in allen Fällen bleibt der Ausgang dieses Kampfes ohne jeden Einfluss auf den Dienst der Patrouillen und Detachements, d. h. auf die Aufklärung. Ja die Manöver zeigen Beispiele, wo jene Partei, deren Cavallerie-Gros siegte, weniger gut mit Nachrichten über den Feind bedient war, als die Gegenpartei, deren Cavallerie-Gros geworfen wurde.

Hieraus, sowie aus der allgemeinen Manövererfahrung, dass die Aufklärung im ganzen immer bei beiden Parteien functionierte, ergibt sich die Folgerung, dass der Kampf der Cavallerien auch der Verschleierung nicht dient, weil Patrouillen und Detachements — auch der geschlagenen Cavallerie — an die Gegenpartei herankommen.

Die beiderseitigen Nachrichten-Detachements haben sich bei den Manövern lange schon gekreuzt, wenn die Cavallerie-Gros zusammenstoßen.

Wird dies im Kriege ebenso verlaufen, oder wird die Vorrückung der Detachements stocken und des Impulses durch den siegreichen Ausgang des großen Cavalleriekampfes bedürfen?

Die erstere Ansicht vertritt FZM. Johann Frhr. v. Waldstätten, welcher diesbezüglich schreibt:

„Die Bestimmung der Haupttruppe der Cavallerie-Division kann nur ausnahmsweise der Kampf sein. Man darf den Erscheinungen der Friedensmanöver nicht zu sehr nachgeben; der mühsame, ereignisreiche und nutzbringende Dienst der vorgeschobenen Escadronen tritt hier ganz in den Hintergrund vor den glänzenden und aufregenden Bildern der Cavallerie-Attaquen. Gewöhnlich ist der Einsatz viel höher als der Preis, und im Kriege werden auch die Verschwender des Friedens zu Rechenmeistern. Der taktische Schlag fordert Zusammenfassen der Kraft, der Beobachtungsdienst Ausbreiten derselben, das sind Gegensätze. Das Schwergewicht soll im Dienste der vorgeschobenen Escadronen und in ihrer geschickten Leitung gesucht werden."

Nach der zweiten Ansicht, ausgesprochen in der Taktik von Thyr, binden sich die Nachrichten-Detachements beim Zusammentreffen gegenseitig und erst nach erfolgtem Kampfe der Gros setzen die Detachements der siegreichen Cavallerie den Weg fort, während die vom geschlagenen Gros abhängigen umkehren. Wenn letztere Ansicht sich als richtig erweist, so ist die Ursache dieses gewaltigen Unterschiedes zwischen Frieden und Krieg ausschließlich moralischer Natur, indem sich die Nachrichten-Detachements im Kriege nicht in das Netz der gegnerischen Cavallerie hineinwagen, so lange sie nicht sicher sind, dass ihnen das Gros folgen wird. Wäre dies der Fall, dann würden die Manöver irrige Vorstellungen über den Aufklärungsdienst erzeugen und ihren Zweck, für den Krieg vorzubereiten, in dieser Richtung nicht recht erfüllen. Es wäre aber auch die ganze Anlage der Aufklärung verfehlt; denn wenn letztere einzig von dem Ausgange des großen Cavalleriekampfes abhängt, wenn die Nachrichten-Detachements im Kriege überhaupt erst nach dem gelungenen Schlage gegen das feindliche Cavallerie-Gros functionieren, so wäre es ein unverzeihlicher Fehler, sich vor dem alles entscheidenden Kampfe durch Entsendung von Detachements zu schwächen. Man müsste vielmehr mit der vereinigten Cavallerie-Division vorgehen, nur soweit aufklären, als für den bevorstehenden Cavalleriekampf erforderlich ist, also sich auf die taktische Aufklärung beschränken, und erst nach dem Durchbruche durch die feindliche Cavallerie den strategischen Aufklärungsapparat in Form von starken Nachrichten-Detachements in Thätigkeit setzen.

Diese Art der Lösung wäre wohl auch in dem Falle der Erwägung wert, als man der Ansicht Thyrs nicht beipflichtet. Besonders wenn die an Zahl überlegene gegnerische Cavallerie durch Aussendung von Nachrichten-Detachements vor dem Zusammenstoße sich schwächt, gäbe das Vorgehen der vereinigten Cavallerie-Division zum Zwecke des Durchbruches größere Aussicht auf Resultate des Aufklärungsdienstes, als die bei den Manövern übliche Gruppierung, bei welcher einem an Cavallerie bedeutend überlegenen Feinde gegenüber wahrscheinlich weder die schwachen Nachrichten-Detachements noch das durch deren Entsendung geschwächte Gros reussieren werden, weil jeder einzelne Theil des Gegners bei analoger Gruppierung mit Überlegenheit auftritt.

Bekennt man sich zur Ansicht des FZM. Frhrn. v. Waldstätten, welche die richtigere sein dürfte, so wird man zugeben, dass das Cavallerie-Gros den Kampf durchaus nicht zu suchen hat; wohl aber wird es denselben annehmen müssen, wenn der Gegner die so wichtige Stabilität des Gros als Sammelstelle der Meldungen bedroht. Also nicht für die Aufklärung, nicht für die Verschleierung kämpft das Gros in diesem Falle, sondern um die eigene Vorrückungslinie, an welche die Detachements ihre Meldungen zu senden angewiesen wurden, einhalten zu können, um jene Punkte zu erreichen und festzuhalten, wohin die Detachements zu melden haben. Für diesen Kampf genügt allerdings die Stärke von 10—16 Escadronen, welche für das Gros nach Entsendung starker Nachrichten-Detachements erübrigt, einem überlegenen Feinde gegenüber nicht. Es würde aber auch eine größere Cavalleriekraft nicht oder doch nicht in allen Fällen genügen, weil einerseits der Ausgang eines reinen Cavalleriekampfes selbst bei eigener Überlegenheit immer zweifelhaft, von Zufällen und ganz besonders auch vom Glücke abhängig ist, andererseits aber der Zweck dieses Kampfes in dem Behaupten einer Linie oder eines Punktes besteht, demnach defensiver Natur ist, welche dem Wesen der Cavallerie nicht entspricht. Allerdings lässt sich eine defensive Aufgabe auch offensiv lösen, aber nur wenn man über die erforderlichen Mittel verfügt. Das trifft aber im vorliegenden Falle für denjenigen nicht zu, der überhaupt wenig Cavallerie hat und dieselbe für andere Zwecke schonen muss. Daraus ergibt sich ganz von selbst die Nothwendigkeit der Beigabe von Fußtruppen und Artillerie zur Lösung der defensiven Aufgabe des Gros und als Ersatz für die mangelnde Cavallerie; an Fußtruppen werden jedoch zwei Bataillone nicht genügen, um das Gros zu einer verlässlichen, stabilen Sammelstelle der Meldungen zu machen, sondern es wird hiefür eine Infanterie-Brigade,

je nach den Verhältnissen vielleicht fünf bis sieben Bataillone, nothwendig sein.

Es ist nicht zu fürchten, dass hiedurch die Bewegungen der Cavallerie behindert, die Reiterei zum Nachtheile der Aufklärung schwerfällig werde. Denn die Infanterie befindet sich beim Gros, welchem Stabilität innewohnen muss; jene Theile jedoch, welche beweglich sein müssen, die Nachrichten-Detachements und Patrouillen, sind nicht behindert.

Aber der Offensivsinn der Cavallerie wird doch untergraben werden?

Ja, jener Offensivsinn, der die Attaque um jeden Preis sucht, auch wenn dieselbe zur Erfüllung des Auftrages nicht nothwendig ist, auch wenn hiedurch die Lösung der Aufgabe und die Existenz der Truppe aufs Spiel gesetzt wird — dieser Offensivsinn möge dadurch untergraben werden.

Der richtige Offensivsinn aber, welcher nur zur Attaque schreitet, wenn es die Lösung der Aufgabe erfordert, und dann, aber auch nur dann, alles daransetzt bis zur Selbstaufopferung, jener Offensivsinn, welcher außer dem vorangeführten Falle auch Gelegenheiten zur Schädigung des Gegners richtig und rasch erkennt und ohne Beeinträchtigung der Aufgabe energisch ausnützt, jener Offensivsinn endlich, welcher sich selbst zu zügeln und scheinbar günstige Gelegenheiten unbenützt zu lassen versteht, wenn die Aufgabe es erfordert: Dieser Offensivsinn braucht durch die Beigabe starker Infanterie nicht zu leiden, sondern kann sich im Gegentheile erst frei und voll entfalten. Die Cavallerie, selbstverständlich im Marsche nicht an die Infanterie gefesselt, weiß nahe hinter sich ein Reduit, wo sie für alle Fälle Schutz findet und welches einen Theil ihrer Aufgabe — den auf die Stabilität bezüglichen — verlässlich besorgt; dieser Rückhalt setzt die Cavallerie in die Lage, unter Umständen mehr zu riskieren, als in isolierter Situation; endlich besorgt die Infanterie-Brigade den Sicherungsdienst in der Ruhe, was bei der Beigabe von nur zwei Bataillonen nicht möglich ist, der Cavallerie aber ihre Offensiv-Fähigkeit erhält.

Werden die Cavallerie-Divisionen mit den Infanterie-Brigaden und den reitenden Batterie-Divisionen schon während des Aufmarsches der Armee entsprechend vorgeschoben, so sind in der Vorrückung meist nur normale Tagmärsche nothwendig, um das richtige Verhältnis aufrecht zu erhalten. Allerdings wird es öfter, so bei unvorhergesehenen Änderungen in der Operationsrichtung, nur mit starken Anstrengungen, manchmal vielleicht auch gar nicht möglich sein, die Infanterie-Brigaden weit vorzubringen; das braucht aber nicht zu

hindern, den Cavalleriekörpern starke Infanterie dort beizugeben, wo es die Verhältnisse gestatten. Übrigens ist schon das Zurückbringen der Meldungen wesentlich unterstützt, wenn die Infanterie-Brigade anfangs auch nur 1—2 Märsche vorgeschoben ist und erst allmählich einen größeren Abstand gewinnt. 25—30 *km* per Tag kann eine allein marschierende Infanterie-Brigade durch mehrere Tage leisten und mehr wird das Cavallerie-Gros in der Regel auch nicht zurücklegen.

Aber, so kann man noch einwenden, diese den Cavallerie-Divisionen beigegebenen Infanterie-Brigaden gehen vielleicht für die große Schlacht der Armee verloren und das darf besonders der an Infanterie schwächere Theil nicht riskieren.

Freilich, möglich ist dies, aber doch nur dann, wenn sie ihren Dienst nicht richtig erfassen, wenn sie sich in Kämpfe und Unternehmungen einlassen, welche den Rahmen ihrer Aufgabe überschreiten; das riskiert man schließlich bei jeder Detachierung. Aber selbst in dem Falle, als eine oder die andere dieser Brigaden in der Entscheidungsschlacht nicht mehr als vollwertig auftreten könnte, wäre das gebrachte Opfer nicht zu groß, wenn damit ausreichende Nachrichten über den Gegner erzielt wurden, welche das Armee-Commando in die Lage versetzen, gut zu operieren.

Die Landskroner Manöver des Jahres 1894 zeigen ein Beispiel eines ähnlich zusammengesetzten Aufklärungskörpers: eine Cavallerie-Brigade, ein Infanterie-Regiment zu 4 Bataillonen, ein Jägerbataillon und eine Batterie.

Der Kampf des Gros bei Landskron mit dem an Cavallerie doppelt überlegenen Gegner diente nicht der Aufklärung, denn diese wurde von Detachements und Patrouillen bewirkt, während das Gros nicht über Landskron vorzubrechen vermochte; der Kampf erzielte auch keine Verschleierung, denn, obwohl das gegnerische Cavallerie-Gros am Vorgehen verhindert wurde, klärten doch die feindlichen Detachements und Patrouillen auf. Das Resultat des Kampfes, in welchem sich das Gros des Aufklärungskörpers des 9. Corps dank der geschickten Führung der Cavallerie und der starken Fußtruppen in dem Raume südlich von Landskron behauptete, war: dass die Sammelstelle für die Meldungen der Detachements und Patrouillen verlässlich functionierte.

Hat die combinierte 9. Cavallerie-Brigade t r o t z oder i n f o l g e der Zutheilung starker Infanterie reussiert? Hat ihre Offensivfähigkeit gelitten, oder ermöglichten es ihr nicht gerade die Fußtruppen, kühn der doppelt überlegenen Cavallerie entgegenzutreten?

Das durchschnittene Terrain war nur insoferne von Einfluss, als dasselbe erleichterte, die 7. Cavallerie-Truppen-Division am Vorbrechen

zu verhindern; dies diente aber, wie bereits gesagt, weder der Durchführung der eigenen, noch der Verhinderung der feindlichen Aufklärung; das Behaupten als Sammelstelle der Meldungen jedoch, also die wesentlichste Errungenschaft, wäre durch die starke Infanterie auch in weniger durchschnittenem Terrain gewährleistet gewesen, da der 7. Cavallerie-Truppen-Division nur 3 Bataillone beigegeben waren.

Soweit sich urtheilen lässt, hätten die 5 Bataillone der 9. Cavallerie-Brigade durch die im Aufklärungsdienste durchgeführten Kämpfe nicht derart gelitten, dass sie nicht auch im Kriege an den weiteren Gefechten in jener Weise theilnehmen konnten, 'wie es thatsächlich beim Manöver geschah.

5. Nach dem vorstehenden ergeben sich zwei Verfahrungsarten, welche im Kriege Resultate des Aufklärungsdienstes erwarten lassen: *a)* Von Haus aus Entsendung starker Nachrichten-Detachements und Verstärkung des Gros durch Infanterie; *b)* vereinigtes Vorgehen des Cavalleriekörpers und Entsendung der Nachrichten-Detachements nach dem Durchbruche durch die gegnerische Cavallerie. Da aber auch bei dem letzteren Verfahren mit Rücksicht auf die Verhältnisse des Krieges die Detachements stark gemacht werden müssen und die Stabilität des Gros unter allen Umständen die gleiche Wichtigkeit behält, so wäre auch in diesem Falle die Beigabe starker Infanterie zweckmäßig.

Jedes der beiden Verfahren hätte seine Vortheile und es ist schwer, sich für eines derselben unbedingt zu entscheiden, weil die mannigfaltigsten Verhältnisse mitsprechen.

Auf der einen Seite scheint das System der starken vorderen Linie die größere Sicherheit zu bieten, dass der Aufklärungsdienst wenigstens in einigen Richtungen, wenn schon nicht allseits, Erfolg bringt, während man in dem anderen Falle alles auf e i n e Karte setzt und die ganze Aufklärung von dem Waffenerfolge des vereinigten Cavalleriekörpers abhängig macht; auf der anderen Seite entspricht die letztere Art besser dem Grundsatze, e i n Ziel mit ganzer Kraft anzustreben, während es bei der anderen Art naturgemäß jedem Führer große Überwindung kosten würde, vor einem wahrscheinlichen oder doch möglichen Kampfe einen großen Theil der Kraft aus der Hand zu geben.

6. Was das Zurückbringen der Meldungen betrifft, so wurde die Art der Verbindung von den Patrouillen zu den Nachrichten-Detachements und von letzteren zum Gros bereits besprochen; es handelt sich also nur mehr darum, die Übermittlung der Meldungen vom Gros des Cavalleriekörpers zum Armee-Commando zu erörtern.

Die Entfernung beträgt mehrere Tagmärsche, die Meldungen müssen daher relaisartig befördert werden; der Raum ist bis an die Vorhuten der Armee-Colonnen durch die feindliche Aufklärungs-Cavallerie außerordentlich gefährdet, die Verbindung bedarf daher der Sicherung gegen Cavallerie.

Die Benützung des Telegraphen wird wegen der erforderlichen großen Vorsicht gegen Abhorchen und Missbrauch, dann wegen der leichten Möglichkeit der Unterbrechung durch den Gegner nicht allzu häufig eintreten, und selbst dort, wo die telegraphische Verbindung hergestellt ist, muss es als ganz unerlässlich bezeichnet werden, für alle Fälle nebstbei auch Vorsorgen zur gesicherten Beförderung schriftlicher Meldungen zu treffen.

Dies ist nur durch starke Ordonnanzposten mit genügender Widerstandsfähigkeit möglich, etwa $^1/_2$—1 Compagnie mit der erforderlichen Cavallerie, deren Entfernung ungefähr 12—15 *km* untereinander beträgt. Hiedurch gewänne diese Ordonnanz-Curslinie eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Etappenlinie, sie würde die erforderliche Stabilität und Sicherheit erlangen, wobei nebstdem auch der etwa vorhandenen oder eingerichteten Telegraphenlinie ein gewisser Schutz erwachsen würde.

Ist der Cavallerie-Truppen-Division eine Infanterie-Brigade beigegeben, so kann ein solcher Ordonnanzcurs mit der erforderlichen Zahl von Posten (etwa 4—6) aufgestellt werden, ohne dass hiedurch der eigentliche Zweck, welcher der Beigabe starker Infanterie zugrunde liegt, beeinträchtigt würde.

7. Die Zutheilung einer Infanterie-Brigade an jede im Aufklärungsdienste verwendete Cavallerie-Truppen-Division im Vereine mit der eben besprochenen Einschaltung starker Ordonnanzposten zwischen das Cavallerie-Gros und die Vorhuten der Armee-Colonnen würde die Vorbereitung der Requisition für letztere ermöglichen.

Bei der üblichen Durchführung des Aufklärungsdienstes ist dies nicht möglich, denn wenn es selbst der Cavallerie gelänge, Vorräthe, die sie selbst nicht braucht, zu sammeln, so wäre sie doch nicht in der Lage, dieselben bis zum Eintreffen der Armee-Têten zu sichern. Wohl aber wäre dies durchführbar, wenn genügend Infanterie zur Verfügung stünde und die angeregten Infanterie-Ordonnanzposten aufgestellt würden; denn da es sich nur um die Sicherung gegen feindliche Cavallerie handelt, könnte der Nebenzweck: Bewachung von Vorräthen, ohne Beeinträchtigung der Hauptaufgabe erfüllt werden.

Auch die Verpflegung der Cavallerie selbst wäre durch die Beigabe starker Infanterie unterstützt, indem die Mitnahme von Train

möglich würde, wenn auf genügende Requisitions-Ergebnisse nicht gerechnet werden kann.

Die Verschleierung.

Dass bei den Manövern eine Verschleierung durch die aufklärende Cavallerie nicht stattfindet, beweist der Umstand, dass in der Regel beide Parteien genügende Nachrichten über den Gegner erhalten; in jenen Fällen, wo der Aufklärungsdienst weniger gute Ergebnisse lieferte, war dies nicht das Verdienst der „verschleiernden“ gegnerischen Cavallerie, sondern die Schuld lag auf eigener Seite.

Man braucht sich doch nur das Bild einer Cavallerie-Truppen-Division im Aufklärungsdienste nach Manöverart vorzustellen, um zu erkennen, dass dabei von einer Verschleierung nicht die Rede sein kann. $2^1/_2$ Escadronen, d. i. im besten Falle 300 Reiter, sollen einen Raum von 45 *km*, $^1/_4$ oder $^1/_2$ Escadron, also 30—60 Reiter, einen Raum von 15—25 *km* oder 20.000 – 30.000ˣ verschleiern, d. h. der gegnerischen Cavallerie das Vorgehen verwehren.

Macht man die Nachrichten-Detachements stärker, wie besprochen 2—3 Escadronen, so sind sie befähigt, sich ohne Nachtheil für die Aufklärung in Kämpfe zum Zwecke der Verschleierung einzulassen und feindliche Abtheilungen zurückzuwerfen. Aber wie schon in der Einleitung gesagt, darf sich das Nachrichten-Detachement nicht auf eine Verfolgung des geworfenen Gegners bis zur Vernichtung einlassen und es wird höchstens gelingen, den feindlichen Aufklärungsdienst in einzelnen Richtungen, nie aber gänzlich zu verhindern. Die Lücken zwischen den einzelnen aufklärenden Abtheilungen sind zu weit, als dass der Gegner nicht durchkommen sollte, der Raum zu ausgedehnt, als dass man den Schleier genügend dicht, d. h. undurchbrechbar machen könnte; wenn eine Armeefront von 10 Mann Tiefe in der Schlacht durchbrochen werden kann, wie soll eine Cavallerie-Truppen-Division einen Raum von 30 – 40 *km* Breite decken?

Eine halbwegs wirksame Verschleierung ließe sich nur bei ganz bedeutender Überlegenheit an Cavallerie erzielen; derjenige aber, welcher an dieser Waffe nicht reicher oder gar schwächer ist als der Gegner, darf wohl keine großen Hoffnungen auf die Verschleierung setzen.

Die Kriegsgeschichte zeigt allerdings Beispiele von gelungenen Verschleierungen durch Cavallerie, aber nur in solchen Fällen, wo der Gegner nichts that, um den Schleier zu lüften. Heute jedoch muss man erwarten, dass beide Parteien ihre Cavallerie in modernem Sinne verwenden werden, und dabei ist auf eine Verschleierung nicht zu rechnen.

Auch die Zutheilung von Infanterie wird hieran nichts ändern; wenn letztere auch in defiléreichem oder bedecktem Terrain manchmal das Vorgehen der gegnerischen Aufklärungskörper zu verzögern vermag, so kann sie es doch nicht gänzlich verhindern.

Ein solches Beispiel zeigen die Landskroner Manöver, wo am 2. September durch die Infanterie-Vorposten der 9. Cavallerie-Brigade das Vorgehen zweier Nachrichten-Detachements der 7. Cavallerie-Truppen-Division um 10, beziehungsweise 15 Stunden verzögert wurde, was ja immerhin einen Vortheil bringen kann.

Ein besonderen Erfolg versprechendes Mittel gegen den feindlichen Aufklärungsdienst ist die Verschleierung jedenfalls nicht, wohl aber meist ein gewagtes Mittel, dessen Anwendung die eigene Aufklärung aufs Spiel setzt, weil dabei die eigenen Aufklärungskörper zugrunde gehen können.

Ergibt sich eine günstige Gelegenheit, im Sinne der Verschleierung zu wirken, so ist dieselbe von den aufklärenden Abtheilungen auszunützen. Nebstbei aber sollte man auch die Resultate der gegnerischen Aufklärung nach Kräften zunichte machen, indem man das Zurückbringen von Meldungen thunlichst verhindert.

Bei den Manövern kommt es hie und da vor, dass ein feindlicher Meldereiter abgefangen wird; aber diese vereinzelten Resultate sind einem günstigen Zufalle, nicht einer planmäßigen Jagd zu danken, wie sie nöthig wäre, um durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Die Organisierung einer solchen Jagd mag auf den ersten Blick recht schwierig scheinen, doch wird sie dadurch wesentlich erleichtert, dass einerseits die Meldereiter bei den großen in Betracht kommenden Distanzen sich an die Communicationen halten müssen und dass andererseits die Meldungen auf dem weiten Wege von den Patrouillen bis zum Armee-Commando mehrere gefährdete Zonen zu passieren haben. Jagd auf feindliche Meldereiter wäre zu machen von den Vorhuten und Divisions-Cavallerien der Armee-Colonnen, von den angeregten starken Ordonnanzposten, den Gros der Cavallerie-Divisionen, den stark gehaltenen Nachrichten-Detachements und schließlich auch von den Patrouillen.

Da zu der Zeit, wo diese Jagd besonders wichtig wird, d. i. wenn die aufklärenden Abtheilungen an die Armee herankommen, erstere relativ kleinere Märsche (Rückmärsche in Fühlung mit dem Gegner) zu machen haben, so könnte diese Jagd in reger Weise ohne Überanstrengung der Truppe durchgeführt werden. Es brauchen ja hiezu nur ganz schwache Patrouillen, welche bei Tag streifen, bei Nacht im Vorpass liegen, verwendet zu werden. Sie können der

Infanterie oder Cavallerie entnommen werden; von ersterer gute Schützen, von letzterer gut berittene, schneidige Reiter.

Wenn es auch gewiss nicht gelingen wird, das Zurückbringen von Meldungen gänzlich zu verhindern, so ist doch schon sehr viel gewonnen, wenn eine größere Anzahl feindlicher Meldungen aufgefangen wird, und der gegnerische Aufklärungsdienst nur lückenhafte, unvollständige Resultate ergibt.

Schluss.

Die außerordentliche Wichtigkeit des Aufklärungsdienstes, sowie der Umstand, dass die Ansichten über die zweckmäßigste Art der Durchführung desselben mangels der Kriegserfahrung bei beiderseitiger Verwendung der Cavallerie noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden können, möge die Veröffentlichung dieser Zeilen rechtfertigen, deren Vorschläge sich in Folgendem zusammenfassen lassen:

1. Beigabe starker Infanterie an die im Aufklärungsdienste verwendeten großen Cavalleriekörper.
2. Vereinigtes Vorgehen der Cavallerie-Divisionen behufs Durchbruch durch die feindliche Cavallerie oder Aussendung der aufklärenden Abtheilungen von Haus aus.
3. In beiden Fällen starke Nachrichten-Detachements und Patrouillen.
4. Einhaltung der reglementarischen Bestimmungen für die Übersendung von Meldungen beim Verkehr von den Patrouillen zu den Detachements und von diesen zum Gros.
5. Etablierung starker, aus Infanterie und Cavallerie bestehender Ordonnanzposten zwischen Cavallerie-Gros und Armee-Tête.
6. Wirksame Verhinderung des feindlichen Aufklärungsdienstes durch Jagd auf gegnerische Meldereiter von allen vor der Armeefront befindlichen Abtheilungen.

Die Landsturmpflicht und der Turnunterricht an den Volks-, Bürger- und Mittelschulen Österreichs.

Eine Studie über die Mittel zur Erhöhung der Wehrkraft des österreichischen Kaiserreiches.

Motto: „Einseitigkeit ist der größte Fehler unserer Erziehung."
Erzherzog Carl von Österreich.

Gemäß § 2 des Gesetzes vom 6. Juni 1886, betreffend den Landsturm für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder mit Ausnahme von Tirol und Vorarlberg (R.-G.-Bl. Nr. 31), sind alle wehrfähigen Staatsbürger, welche weder dem k. u. k. Heere, der Kriegsmarine oder Ersatz-Reserve, noch der k. k. Landwehr angehören, vom Beginne des Jahres, in welchem sie ihr 19. Lebensjahr vollenden, bis zum Ende des Jahres, in welchem sie ihr 42. Lebensjahr vollstreckt haben, zum Landsturmdienste verpflichtet.

Mit dem Gesetze vom 11. April 1889, betreffend die Einführung eines neuen Wehrgesetzes (R.-G.-Bl. Nr. 41), § 7 wurde die Pflicht zum Eintritte in das Heer, die Kriegsmarine oder Landwehr auf den 1. Jänner desjenigen Kalenderjahres verschoben, in welchem der Wehrpflichtige das 21. Lebensjahr vollendet und es lassen sich daher die in beiden Landsturm-Aufgeboten befindlichen, militärisch nicht ausgebildeten Landsturmmänner in zwei Kategorien scheiden, und zwer *a)* jene des 1. Aufgebotes, welche schon vor Erreichung des stellungspflichtigen Alters (21. Lebensjahr) durch 2 Jahre der Landsturmpflicht unterliegen und *b)* jene des 1. und 2. Aufgebotes, welche infolge irgend eines leichteren, die Dienstuntauglichkeit im stehenden Heere, der Kriegsmarine oder Landwehr begründenden Körpergebrechens oder aus anderen Befreiungstiteln zur activen Dienstleistung nicht herangezogen wurden, vom Landsturmdienste aber nicht enthoben sind.

Nach § 1 der „Vorschrift über die Organisation des k. k. Landsturmes v. J. 1889" (ausgegeben im Jahre 1890) hat der Landsturm die Bestimmung, die Wehrkraft der Monarchie durch Aufstellung eigener Landsturmformationen zn verstärken und eine Personal-Reserve

zu bilden, aus welcher die im Kriege sich ergebenden großen Abgänge an Officieren und Mannschaft beim Heere, der Kriegsmarine und Landwehr aushilfsweise gedeckt werden können.

Auf die Frage: „Welche Verwendung finden die militärisch nicht ausgebildeten Landsturmpflichtigen im Kriegsfalle bei Aufbietung des Landsturmes?“ geben — die §§ 23 und 29 der letzterwähnten Vorschrift Aufschluss.

Einen Theil erhalten die Ersatz-Compagnien der „Auszugs-Bataillone“, bei welchen der durch militärisch nicht ausgebildete Landsturmpflichtige zu deckende Restbedarf eines 25procentigen Mehrbedarfes, mit Rücksicht auf die sehr verschiedenen Tauglichkeitsverhältnisse in den einzelnen Bezirken, mit der fünf- bis zehnfachen Zahl zu berechnen ist.

Ein zweiter Theil findet Eintheilung bei den Landsturm-Territorial-Bataillonen und der dritte endlich wird zu Ersatzzwecken verwendet, wenn die zur Erhaltung des Heeres und der Kriegsmarine auf dem gesetzlichen Kriegsstande bestimmte Ersatz-Reserve nicht ausreicht, beziehungsweise eine Ergänzung der Landwehr auf den gesetzlichen Kriegsstand nothwendig wird.

Zu Ersatzzwecken werden insbesondere die einer stellungspflichtigen Altersclasse angehörigen Entlassenen und Zurückgestellten und die noch nicht stellungspflichtigen Neunzehn- und Zwanzigjährigen herangezogen.

Die Auftheilung dieser Landsturmpflichtigen auf das Heer und die Landwehr erfolgt, wenn diesbezüglich nicht anders verfügt wäre, im Verhältnisse sechs zu eins und es werden dieselben in der Regel für jene Truppenkörper verwendet, welche einen Theil ihrer regelmäßigen Ergänzung aus dem betreffenden Landsturmbezirke erhalten, d. h. sie werden zunächst den Ersatzkörpern des Heeres und der Landwehr überwiesen und daselbst der ersten militärischen Ausbildung unterzogen werden müssen.

In Anbetracht dieser Verwendung landsturmpflichtiger Personen des 1. und 2. Aufgebotes ist es zweifellos ein großer Übelstand, dass selbe erst im Bedarfsfalle für den Kriegsdienst geschult werden sollen. Ein Mann, welcher unter dem Eindrucke kriegerischer Ereignisse von seiner Familie getrennt, seinem bürgerlichen Berufe entrissen, den Waffendienst lernen soll, wird ein schlechter Soldat werden; einer aus solchen Soldaten zusammengesetzten Truppe aber wird das Gefühl eigener Leistungsfähigkeit und innerer Tüchtigkeit abgehen,

weil die erste militärische Ausbildung die Grundlage für die ganze militärische Erziehung und Verwendbarkeit des Soldaten nur eine oberflächliche und lückenhafte gewesen sein wird.

Da jedoch eine acht- oder zehnwöchentliche militärische Ausbildung dieser Wehrpflichtigen, analog den Ersatz-Reservisten, aus budgetären Rücksichten in absehbarer Zeit kaum denkbar sein dürfte und es nicht nur für die Institution des Landsturmes, die Schlagfertigkeit der Auszugsformationen und der Ersatzkörper des Heeres und der Landwehr, sondern auch für die active Dienstleistung im Heere, der Kriegsmarine oder Landwehr von unschätzbarem Werte wäre, wenn diese Kategorien landsturmpflichtiger Individuen nicht als unwissende Recruten, sondern als halbwegs brauchbare Soldaten einrücken würden, so ist es klar, dass eine entsprechende Vorschulung der voraussichtlich wehrfähigen Staatsangehörigen vor ihrem Eintritte in das landsturmpflichtige Alter eine der brennendsten Fragen der Gegenwart sein dürfte.

Die große Tragweite einer zweckentsprechenden Lösung dieser Frage für den einzelnen Staatsbürger, wie auch für das Staats- und Heerwesen geht aber auch daraus hervor, dass die in Frankreich und Deutschland wiederholt angeregte und auch schon in den österreichisch-ungarischen Vertretungskörpern zur Sprache gebrachte Herabsetzung der activen Dienstzeit im Heere eventuell nur dann zulässig erschiene, wenn die fast ein Jahr beanspruchende erste militärische Ausbildung des Soldaten aus der gesetzlichen Liniendienstzeit eliminiert werden könnte.

Diese hochwichtige Zeit- und Streitfrage kann aber nur auf einem Wege, d. i. durch eine feste, auf militärischer Grundlage beruhende Reorganisation des Turnunterrichtes in den Volks- und Bürgerschulen, dann den unteren Classen der Mittelschulen, sowie durch weitgehendste Förderung der Exercier-Übungen in Turner- und Schützen-Vereinen in einfachster Weise und fast kostenlos gelöst werden. Im großen ganzen handelt es sich eben nur darum, die allgemeine Wehrpflicht mit der allgemeinen Schulpflicht in Einklang zu bringen. Es bedarf wohl keiner besonderen Hervorhebung, dass die männliche Jugend überall und zu jeder Zeit eine besondere Vorliebe für das Militärwesen an den Tag gelegt hat und legen wird. Die Knabenscharen, welche „Soldatenspielen“ oder im Winter „Schneeballengefechte“ liefern, sind keine ungewöhnlichen Erscheinungen: es gilt also nur diese Vorliebe unter geeigneter Leitung zu festigen, den kriegerischen Geist zu wecken und den Knaben

schon in ihrem jugendlichen Alter Neigung für den Beruf des Soldaten einzuflößen.

Das Befremden darüber, dass diesem Gegenstande von Seite der höheren Schul- und anderen competenten Behörden bisher fast gar keine Beachtung gezollt wurde, wird aber noch größer, wenn man den hohen Wert in Betracht zieht, den ein solcher Unterricht und die mit demselben eng verknüpfte Herabsetzung der dreijährigen Liniendienstzeit bezüglich der allgemeinen Bildung, des Volkswohlstandes und der patriotischen Gesinnung in sich birgt. Je kürzer nämlich die Zeit, während welcher ein in das stellungspflichtige Alter eingetretener junger Mann seinem bürgerlichen Berufe entzogen ist, desto eher kann er wieder für den eigenen materiellen Wohlstand und für die Erwerbung solcher Kenntnisse und Geschicklichkeiten thätig sein, welche zur Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes und des allgemeinen Culturgrades der Nation geeignet sind. Es wäre ein Irrthum, zu glauben, dass die militärische Ausbildung und Erziehung kein Culturmittel ist, da im Gegentheile die Erziehung zum Gehorsam, zur Selbstverleugnung und zum Ertragen von Beschwerden eine unerlässliche Bedingung für alle Diejenigen ist, denen die Vertheidigung des Vaterlandes, die Sicherheit der Nation anvertraut wird, und der Sinn für Ordnung, die strenge Achtung vor dem Gesetze zweifellos die erste Grundlage jeder Cultur, jedes Staatslebens ist. Cultur und Wohlstand beruhen aber außerdem noch auf vielen anderen Bedingungen, welche sich nur im bürgerlichen, friedlichen Leben erfüllen lassen. Landwirthschaft, Industrie und Gewerbe, Handel und Wissenschaft erfordern zu ihrem Gedeihen eine ungestörte Pflege. Je weniger Kräfte und je kürzer dieselben solcher Thätigkeit entzogen werden, desto geringer ist der Ausfall an den Früchten der Arbeit, desto höher steigert sich die Summe des Gesammtvermögens, der allgemeinen Bildung und Gesittung.

Es ist aber auch von außerordentlichem Werte, dass diejenigen Kenntnisse, sittlichen Überzeugungen und gesellschaftlichen Anschauungen, deren jeder wehrpflichtige und wehrfähige Mann bedarf, um als einfacher Soldat, als Unterofficier oder als Officier dem Vaterlande zu dienen, im Volke recht bald und weit verbreitet und Eigenthum aller besseren Classen werden. Denn je größer die Zahl derjenigen ist, welche aus Überzeugung eine Ehre darin finden, Schild und Schwert nach außen, sowie die Stütze des Thrones und der gesetzlichen Ordnung im Innern zu sein, desto ruhiger kann das Vaterland den Angriffen äußerer Feinde und den Agitationen innerer Gegner entgegensehen. Wenn die überwiegende Mehrzahl der Bürger in unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit zu Kaiser

und Reich steht, wenn denselben Ehre und Pflicht mehr als Worte bedeuten, wenn sie in weite Kreise ihrer bürgerlichen Wirksamkeit ähnliche Gesinnungen zu tragen und zu festigen bemüht sind, so ist dies von dem größten Werte dafür, dass die bestehende Ordnung der Dinge vor unbefugten Berührungen bewahrt bleibt und dass an ihrer Vervollkommung durch die dazu berufenen Kräfte ungestört weiter gearbeitet werden kann.

Schließlich ist es einleuchtend, dass eine auf den allernothwendigsten Umfang beschränkte und mit dem Turnunterrichte combinierte theoretische Belehrung über die Pflichten und Rechte aus dem Wehrgesetze, dann die Organisation der k. u. k. Truppen und Militär-Bildungsanstalten wesentlich dazu beitragen würde, diejenigen Kenntnisse zu verbreiten, welche den angehenden Wehrpflichtigen in Erfüllung ihrer gesetzlichen Wehrpflicht von Nutzen sind, im allgemeinen aber aufklären, falsche Vorstellungen und Auffassungen beseitigen und dergestalt die noch immer weit verbreitete Abneigung gegen den Waffendienst nach und nach verschwinden machen würde. Es könnte doch nur vortheilhaft sein, die großen Massen heranwachsender Wehrpflichtiger über das Unteroffizier-Versorgungs-Gesetz eingehend zu belehren und ihnen klar zu legen, welche Vortheile mit der Erwerbung der Unterofficiers- und Officiers-Charge für die Ableistung der Wehrpflicht verbunden sind und in welcher Weise die Qualification zum Officier erlangt werden kann

Dass der bisherige Turnunterricht, insbesondere aber das sogenannte Freiturnen zur Stärkung des Körpers und zur Hebung der Gesundheit der durch geistige Überbürdung herabgekommenen Jugend selbst den Pädagogen nicht mehr genügt, beweisen die Discussionen und Beschlüsse des zu Ostern 1890 in Wien versammelten zweiten deutsch-österreichischen Mittelschultages. — Gegenüber der in den letzten Jahren immer mehr zu Tage tretenden Überbürdung der Schuljugend gelangte dortselbst eine Reihe von Anträgen zur Berathung, welche in der Ausführung einerseits entlastend, anderseits zur Entwicklung und Kräftigung des Körpers, sowie zur Hebung der Gesundheit und Abhärtung der Jugend wesentlich beitragen könnten. So wurde unter anderem zur Erreichung dieses Zweckes angeregt Jugendspiele und körperliche Geschicklichkeiten wie Eislaufen, Fechten und dergleichen mehr durch die Schule selbst zu pflegen. In seinem diesbezüglichen ausführlichen und gediegenen Referate wies Dr. Burgerstein den hohen erziehlichen, wie auch den gesundheitlichen Wert der „Jugendspiele“ und „Jugendsporte“ nach und wurde im Sinne dieser höchst beherzigenswerten Ausführungen einstimmig der Beschluss gefasst, die Einführung derselben von

schulwegen mit aller Entschiedenheit bei der Unterrichtsbehörde anzustreben, was seither auch geschah.

Es ist hohe Zeit, der immer mehr zutage tretenden körperlichen Verkümmerung der Jugend mit allen Mitteln entgegenzutreten. Der Staat muss ein Interesse daran haben, über eine möglichst große Zahl wehrfähiger, allen Strapazen und Feldfatiguen gewachsener Bürger zu verfügen, und von der Heeresleitung, welche aus den statistischen Nachweisungen der Ergänzungsbezirks-Commanden über die regelmäßigen Stellungen unserer Ansicht nach genug Anklagematerial in den Händen hat, sollte die Initiative ergriffen werden, um ehestens Abhilfe zu schaffen.

Nicht alle Eltern sind in der Lage, für die körperliche Entwicklung ihrer Kinder sorgen zu können, weil vielen einerseits die materiellen Mittel, andererseits die Zeit zur Beaufsichtigung und Leitung solcher Jugendbeschäftigungen fehlen. Dass aber die nach bestimmten Grundsätzen von praktischen und erfahrenen Männern geleiteten und streng beaufsichtigten Spiele und körperlichen Übungen der Jugend, auch einen moralischen und sittlichen Wert haben, bedarf keiner Klarlegung, wenn man sich die leider immer zunehmenden, sich selbst überlassenen Gruppen herumbalgender, das Publicum an öffentlichen Orten geradezu behelligender, vielfach sehr verrohter Knaben vor Augen führt.

Um so verblüffender musste daher der am Mittelschultage von einer Seite gestellte Antrag sein, die Schülerausflüge, sobald dieselben keine wissenschaftliche Basis haben, gänzlich entfallen zu lassen. Es freut uns indessen, constatieren zu können, dass dieser Antrag allseitig in voller Übereinstimmung bekämpft und ganz in unserem Sinne der Wunsch ausgesprochen wurde, nebst den bestehenden Schülerausflügen auch „Schüler-Reisen“ anzustreben. Auf letztere soll übrigens weiter unten nochmals zurückgekommen werden.

Die Geschichte lehrt uns ja, dass ein Volk groß und mächtig nur durch kriegerische Erziehung der Jugend zu werden vermag. So finden wir, dass die den Spartanern im Jahre 820 v. Chr. von Lykurgos gegebene Verfassung großentheils auf der kriegerischen Erziehung der Jugend basiert. Die Aussetzung schwächlicher Kinder in den Felsschluchten des Berges Taygetos und die Abhärtung des Körpers von frühester Jugend auf (ohne warme Kleider, bei geringer Kost, gewöhnt allein zu sein ohne sich zu fürchten oder zu schreien); die vom 7. Lebensjahre an beginnende öffentliche Erziehung in Erziehungshäusern (Unterricht, Übungen, Baden im Eurotas, Spiele, Nachtlager gemeinschaftlich in Abtheilungen); die Gewöhnung an verständige, kurze und bestimmte Antworten mit Hinzufügung eines Grundes

(lakonische Redeweise); die Anleitung zur Ehrfurcht vor älteren Leuten, endlich die eigentliche, vom 18. bis 20. Lebensjahre dauernde militärische Ausbildung zu unbedingtem Gehorsam, zu Mannhaftigkeit, Muth und todesverachtender Tapferkeit waren die Grundlagen zur nachherigen Größe Spartas.

Aus der Geschichte der Neuzeit ist der Einfluss des Turnens, aus den patriotischen Bestrebungen Friedrich Ludwig Jahns, des sogenannten „Turnvaters", auf die Befreiung vom Joche des großen Corsen genugsam bekannt. Bildete doch der Turnunterricht, welcher damals öffentlich ertheilt und, man könnte fast sagen, leidenschaftlich betrieben wurde, eine wertvolle Ergänzung des „Krümpersystems", d. i. der wiederholten Entlassung und Einberufung von Recruten, wodurch es Preußen möglich wurde, trotz der Abmachungen des Tilsiter Friedens (7.—9. Juli 1807), wornach es nur 42.000 Mann stehender Truppen halten durfte, in Kürze eine Armee von etwa 150.000 ausgebildeten Männern (einschließlich der Reserve) aufzustellen. Der Turnunterricht trug also wesentlich zur Erhöhung der Wehrkraft und der Schlagfertigkeit des arg gedemüthigten Preußen bei. —

Schreiten wir nun zur Betrachtung der gegenständlichen Verhältnisse in Österreich, so finden wir, dass die militärische Bedeutung des Turnens, gleich der pädagogischen, für die Jugenderziehung sehr spät zur Geltung gelangte, denn die gymnastischen Übungen wurden im allgemeinen erst seit Mitte der 30iger Jahre gewürdigt, in Schulen nach und nach eingeführt, in die militärischen Übungen (Exercier-Reglements) aufgenommen und in Vereinen (Turnvereinen) cultiviert. Bis dahin, und selbst auch nachher noch, waren von dem 1810 von Jahn errichteten öffentlichen Turnplatze auf der Hasenheide bei Berlin überkommene turnerische Bestrebungen, als politisch gefährlich, heftigen Anfeindungen und sogar gewaltsamen Verhinderungen seitens der Behörden ausgesetzt. Nichtsdestoweniger finden wir schon im Jahre 1805 eine ganz ansehnliche Jugendtruppe in Wien nach dem damaligen Infanterie-Reglement exercieren.

Als in dem genannten Jahre Österreich gegen Frankreich rüstete und die neuen Recruten auf allen Glacis exercierten, sah man die gesammte, bekanntlich leidenschaftlich für das „Soldatenspielen" eingenommene Jugend Wiens ebenfalls auf allen Plätzen, in allen Straßen, mit papierenen Grenadiermützen, hölzernen Gewehren und Säbeln unter Trommelschlag aufmarschieren und die Soldaten nachahmen. Die größte Truppe dieser Art war täglich auf der Praterwiese zu finden; sie zählte 300 Knaben, welche von einem Invaliden geschult, so geschickt ihre Evolutionen ausführte, so hübsch und gleichmäßig

ausgerüstet war, dass die halbe Stadt hinauslief, um den Kindern zuzuschauen. Sie besaßen sogar einige schön gestickte seidene Fahnen, ein Geschenk der in der Jägerzeile wohnenden Gräfin Surville, deren Knabe Oberst dieser muthigen Kinderschar war.

Zwölf Tambours trommelten mit Virtuosität, die Zimmerleute hatten ihre Schurzfelle und Äxte, ja sogar falsche lange Bärte, kurz, die kleine „Bubenarmee“, wie man sie nannte, war allerliebst; man musste die Gravität ihrer Stabsofficiere, Hauptleute, Ober- und Unterlieutenants bewundern. Der Chronist erzählt uns noch, dass der damalige, als Militär-Schriftsteller und Lehrer der meisten kaiserlichen Prinzen bekannte Feldzeugmeister Carl Friedrich von Lindenau, welcher überdies durch seine Absonderlichkeiten zu jener Zeit eine der bekanntesten Wiener Straßenfiguren war, dieses Jugendbataillon besichtigte, wobei alles so am Schnürchen gieng, als ob eine veritable Truppe auf dem Platze gewesen wäre.

Wurde auch späterhin der Turnunterricht an den Volks-, Bürger- und Mittelschulen Österreichs, anfänglich erst als „unobligater“ Lehrgegenstand eingeführt und ihm wöchentlich eine knappe Stunde gewidmet, so war doch im großen ganzen mangels an Interesse für die Sache und mangels tüchtiger, militärisch vorgeschulter und erzogener Lehrkräfte, ein Fortschritt kaum wahrzunehmen. Die Lehrer genossen damals noch die Begünstigung der Befreiung von der activen Dienstleistung im Heere, waren also niemals Soldaten gewesen, brachten, wie leider vielfach auch noch heute wahrzunehmen, dem Soldatenstande überhaupt wenig Sympathien entgegen und hatten daher nicht nur nicht die Befähigung zur militärischen Vorbildung ihrer Schüler gelegentlich des Turnens, sondern auch keine Neigung für diesen, zweifellos wichtigen Theil rationeller Jugenderziehung. Man trug in jener Zeitperiode der gegebenen Anregung bei uns eben nur scheinbar Rechnung, kümmerte sich aber um die Ausführung wenig oder gar nicht, welcher überdies viele Eltern, die die Verweichlichung ihrer Kinder aus Besorgnis für deren leibliches Wohl systematisch groß zogen, viele Schwierigkeiten bis zu jenem Zeitpunkte bereiteten, wo der Turnunterricht theilweise „obligater“ Lehrgegenstand wurde.

Sehen wir von den durch alte Privilegien ins Leben gerufenen bewaffneten und militärisch organisierten „Bürgercorps“, welche theilweise auch noch heute bestehen, von den sich nach und nach bildenden Schützen- und Veteranenvereinen, in denen militärische Übungen und militärischer Geist gepflegt werden sollte, ab, so können, das gleiche Ziel verfolgend, in der vorerwähnten Zeitperiode nur wenige hervorragende und sehr lobenswerte Ausnahmen in einigen Mittel-

schulen der deutschen Provinzen Österreichs verzeichnet werden, an denen tüchtige Lehrer dem Turnunterrichte eine militärische Grundlage gaben. Verfasser selbst erinnert sich mit großem Vergnügen an die vorzüglichen turnerischen Leistungen einer Unterrealschule Schlesiens, an welcher Ende der sechziger und anfangs der siebziger Jahre zwei sehr tüchtige, stramme Lehrer mit wahrer und selbstloser Hingebung für die gute Sache arbeiteten. Es war eine wirkliche Freude, die Schüler aller Jahrgänge üben zu sehen. Mit großer Sachkenntnis, ja mit militärischem Verständnisse waren aber auch hiefür alle Vorbedingungen geschaffen: Ein großer, wohl eingerichteter Turnplatz, auf welchem nach militärischen Begriffen ein Infanterie-Regiment mit 3 Bataillons in jeder Formation Aufstellung nehmen und sich bewegen konnte, wurde von der fürsorglichen Gemeinde, welche die Unterrichtsanstalt ins Leben rief und erst viele Jahre später dem Staate übergab, erworben; die Verpflichtung an den Turnübungen (Frei- und Ordnungsübungen) theilzunehmen, wurde auf alle Schüler ausgedehnt und die Leitung des Unterrichtes ausgezeichneten Lehrern übertragen, welche, obwohl Ausländer (Reichsdeutsche), auf Grundlage unseres damaligen Infanterie-Exercier-Reglements, die Einzelausbildung, dann das formelle Zugs-, Compagnie- und Bataillons-Exercieren in die Frei- und Ordnungs-Übungen mit einbezogen; die Eltern wurden ersucht, ihren Söhnen Turneranzüge nach einheitlichem Muster (Bluse und Pantalons aus Zwilch, leichte Turn- (Schnür-) Schuhe und eine uniforme Kappe) anzuschaffen, was bei den geringen Kosten nirgends auf Widerstand stieß; freiwillige Beiträge und Aushilfen der Direction aus den Mitteln der Schule ermöglichten die Anschaffung von Trommeln und Signalhörnern, in deren Handhabung freiwillig sich meldende und von Ärzten als tauglich erkannte Schüler oberer Classen durch den Stadt-Capellmeister unterwiesen wurden; die besten Schüler der obersten zwei Classen wurden, soferne sie die physische Eignung besaßen, zu Vorturnern ausgebildet und dann erst mit Hilfe dieser Instructoren der Unterricht begonnen; jede Classe (Jahrgang) wurde in eine Abtheilung (Compagnie) à 3 Riegen (Züge) zu ca. 20—30 Schülern formiert; die Vorturner waren als Flügelchargen, Zugs- und Compagnie-Commandanten eingetheilt und durch rothe Schärpen mit weißen (silbernen) Fransen, (je nach ihrer Commandostellung um den Leib oder von der rechten Schulter zur linken Hüfte getragen), kenntlich gemacht; eine Turnerfahne „Gut Heil“ angeschafft, die Träger derselben (3 Schüler) mit gestickten rothweißen Bandoulièren versehen; die Spielleute einem Tambour-Major unterstellt, welcher ebenfalls eine Schärpe und weiters den Stock trug, wie er bei den Bataillons-Tambours der Armee üblich, wogegen die

ersteren sogenannte „Schwalbennester“ in den Turnerfarben als Abzeichen auf den Schultern hatten. — So rückte, fast einheitlich adjustiert, die Schuljugend zu jeder Turnübung aus und nahm gewöhnlich in Masse oder in der früheren Doppelcolonne Aufstellung bis zum Erscheinen des Turnlehrers, welchem der Rapport erstattet wurde.

Dann begannen die Übungen mit Freiübungen (Gelenkübungen) durch ca. 10 bis 15 Minuten; diesen folgten Übungen im Marschieren, Schwenken, Abfallen in Doppelreihen und Reihen, in Aufmärschen und im Defilieren, mit wenigen Worten, im formellen Zugs- und Compagnie-, später auch im Bataillons-Exercieren; zum Schlusse wurden durch $^1/_2$ Stunde Übungen an den zahlreichen und sehr guten Geräthen vorgenommen, bei welchen die Lehrer durch ihr Beispiel voranleuchteten. — Die Ferialtage während des Schuljahres wurden zu verschiedenen Excursionen und der 1. Mai gewöhnlich zu einem Übungsmarsche ausgenützt. So machte dieses Schülerbataillon im Jahre 1872 in die etwa 15 *km* entfernte Nachbarstadt einen Ausflug, bei welchem es in Bezug auf Rasten und Marschdisciplin reglementmäßig wie bei einem Reisemarsche zugieng. Hin und zurück wurden also zusammen etwa 30 *km* in ca. 14 Stunden, einschließlich der Rasten zu Fuß zurückgelegt; gewiss eine ganz ansehnliche Leistung für in der Entwickelung begriffene Knaben. — Gelegentlich naturgeschichtlicher Excursionen, welche allwöchentlich gewöhnlich an dem freien Mittwoch-Nachmittage bei gutem Wetter stattfanden, wurden ganz ansehnliche Märsche zurückgelegt, dabei die weiteren Umgebungen der Stadt nach allen Richtungen durchquert und nach dem wissenschaftlichen Theile des Ausfluges im Walde kleine Gefechte geliefert, wobei die Kiefern- und Tannen-Zapfen als Wurfgeschosse benützt wurden. Ähnliche Übungen in der Entwickelung zum Gefechte und in der zerstreuten Fechtart fanden an den Ferialnachmittagen im Winter statt, wobei besonders Schneeballen die Exercier-Munition ersetzen mussten und nicht selten auch Deckungen aus Schnee hergestellt wurden. Am Schlusse des Schuljahres endlich wurde mit festlichem Gepräge ein großes Schau- und Wett-Turnen veranstaltet, welchem die Angehörigen der Schüler beiwohnten und bei dem eine aus dem Lehrkörper und Mitgliedern des städtischen Turnvereines gebildete Jury an die besten Turner, oder jene, welche aus dem Wettlaufen, Wettspringen, Wettklettern etc. als Sieger (Erste) hervorgegangen waren, Auszeichnungen in Form von Cocarden oder Schleifen in den Turnerfarben verlieh und mit einer ermunternden Ansprache feierlich überreichte.

Dadurch wurde die Lust und Liebe für die gesunden Leibesübungen, der Ehrgeiz geweckt und angespornt, die Körperkraft gestählt und nach und nach Widerstandsfähigkeit und Ausdauer, dann Gehorsam und Vertrauen zu den Lehrern erzogen.

Wir brauchen wohl nicht erst zu versichern, dass die Turnstunden sehr regelmäßig besucht waren und an den Excursionen auch die Schüler nicht betroffener Jahrgänge theilnahmen, um sich unter Aufsicht ihres Lehrers in Gottes freier und schöner Natur zu erholen, dass das Interesse für diese Übungen ein allgemeines war und der Unterricht durch selbe in keiner Weise geschädigt wurde, weil gerade zu jener Zeit die besten Schüler aus der Anstalt hervorgiengen, dass es keine umherlungernden, schreienden und balgenden Knaben auf der Gasse gab, dass endlich alle ihre Studien fortsetzenden Schüler Officiere in der Reserve, die anderen aber sehr brauchbare Unterofficiere wurden, wie alle Officiere des ergänzungszuständigen Infanterie-Regiments bestätigten!

So gieng es aber nur an einer einzigen, ähnlich nur an sehr wenigen der vielen Bürger- und Mittelschulen Österreichs zu; an ersterer, die damals zu den Musteranstalten der Monarchie gezählt werden konnte, aber leider auch nur bis zur Übernahme durch den Staat, an allen übrigen geschah nichts dergleichen!

Bald genug zeigten sich die traurigen Folgen dieser Unterlassungen und Versäumnisse. Die Klagen der Lehrer und Eltern über körperliche Verkümmerung der geistig überbürdeten Schüler nahmen immer mehr zu und gelangten schließlich in den bekannten und seither auch durchgeführten Anträgen der Theilnehmer am zweiten deutsch-österreichischen Mittelschultage (2. bis 4. April 1890) bezüglich der Jugendspiele und Jugendsporte zum Ausdrucke. Drei Monate später lesen wir in einem Localbericht der „Neuen Freien Presse“ Nr. 9290 vom 5. Mai 1890, dass anlässlich des vierten deutschen Sängerfestes im August desselben Jahres ein Massenschauturnen von Schülern der Wiener Bürgerschulen hätte aufgeführt werden sollen. Ob dasselbe stattfand oder nicht, konnte Verfasser nicht erheben; es ist ihm nur bekannt, dass vom damaligen Vorsitzenden des Bezirksschulrathes, dem verewigten Bürgermeister Dr. Prix weitgehende Vorbereitungen getroffen waren und nach dem Projecte etwa 1000 Schüler, im Alter von mindestens 12 Jahren, auf der Feuerwerkswiese vor der Sängerhalle sich in Ordnungs- und auch Gerätheübungen hätten producieren sollen.

Besonders bemerkenswerth ist aber der im „Fremdenblatt“ Nr. 186 vom 8. Juli desselben Jahres über das „Krakauer Kinder-Regiment“ veröffentlichte Bericht, welchen wir im Wortlaute folgen

lassen: „Den Abschluss der großen Festlichkeiten, deren Zeugen wir soeben gewesen sind, bildete ein wahrhaft patriotisches Schauspiel, welches anerkennende Beachtung verdient, weil es beweist, wie die österreichischen Polen ihre nationalen Gefühle mit der aufrichtigen Liebe und Dankbarkeit für Österreich zu vereinigen verstehen. Es waren das große militärische Exercitien, welche von hiesigen Schulkindern auf dem Jordanplatze ausgeführt wurden. Dieser am Rudawaflusse gelegene Platz, auf dem vor 2 Jahren eine Landes-Ausstellung stattgefunden hat, sollte nach Schluss der Ausstellung wieder verödet liegen bleiben, allein es fand sich ein hochherziger Mann, Universitäts-Professor Dr. Jordan, der sich bereit erklärte, diesen leeren Platz auf eigene Kosten in einen Park umzuwandeln. Dieses Anerbieten wurde natürlich angenommen und nun gieng Dr. Jordan an die Arbeit. Es entstand ein großartiger Park und der Errichter desselben scheut keine Mühe und kein Geld, um sein Werk zu Ende zu führen. Hauptsächlich hat es der Menschenfreund auf die Krakauer Kinder abgesehen. Er stellte nun Turnlehrer und Militär-Instructoren aus eigenen Mitteln an und tagtäglich von 6—8 Uhr abends finden in den großen Rondeaus des „Jordan-Parkes" Kinderspiele, Turnübungen von Mädchen, Knaben und Jünglingen unter Leitung von bewährten Turnlehrern statt. Dr. Jordan überwacht persönlich diese Übungen. Die Schüler aber gruppierte er in Regimenter und diese haben jeden Samstag im Parke Militär-Übungen nach dem österreichischen Exercier-Reglement. Einen erhebenden Anblick gewährten nun diesen Samstag diese Übungen. Schlag 6 Uhr abends sammelte sich das erste Schüler-Regiment. Die „Soldaten" erschienen in einfachen kleidsamen Leinenanzügen und ebensolcher Kopfbedeckung. Wie es beim österreichischen Militär üblich ist, nahmen sie unter Commando des Oberlieutenants in der Reserve Staszczyk, vor der Kaserne in vier Treffen Aufstellung."

„Die Disciplin war eine musterhafte. Nachdem sich jede Abtheilung die Gewehre geholt hatte, wurde die Regimentsfahne unter üblichem Ceremoniell gebracht und nun erfolgte der Ausmarsch des Regimentes auf einen freien Platz des Parkes, wo dann die Übungen, erst abtheilungsweise, hierauf in geschlossenen Reihen begannen und in Anwesenheit Tausender Menschen über 2 Stunden dauerten. Die Evolutionen waren mustergiltig. Die exacte Ausführung des Aufmarschierens und Sammelns rief sogar seitens der anwesenden Berufsofficiere die höchste Anerkennung hervor. Zu erwähnen ist noch, dass Oberlieutenant Staszczyk, sowie der aus dem bulgarischen Kriege bekannte Maler Piotrowski ihre Functionen aus reiner Hingebung für die

gute Sache übernommen haben und zu den Übungen in österreichischer Officierskappe erschienen."

Wir können diese, in Bezug auf das „Krakauer Kinder-Regiment" geradezu aufopfernden Bestrebungen in unserem Sinne, vom Standpunkte des echten Patrioten und Jugendfreundes nicht genug würdigen, müssen aber mit Bedauern constatieren, dass selbe, trotz der in den letzten Jahren gegebenen vielfachen Anregungen, immer nur noch vereinzelte Ausnahmen von der Regel bilden, denn Verfasser hatte Gelegenheit im Jahre 1894, also schon nach Einführung der sogenannten „Jugendspiele", die Schüler des Gymnasiums einer deutschen Stadt Süd-Mährens auf den Spielplatz (den kleinen Exercierplatz der Garnison) marschieren und üben zu sehen; im Rudel laut schwätzend, bot die ohne Haltung, Ordnung und Tritt mit schlagendem Tambour daherziehende Jugend, deren Lehrer mit Regenschirmen hinterdrein folgten, einen wahrhaft trostlosen Anblick. Eine Schar Wallfahrer oder Bittgängler vor sich zu haben, war der erste Eindruck! Bei den am Platze folgenden Spielen gieng es nicht viel besser zu und der Abmarsch, bei dem jeder seine Wege gieng, war eine vollständige Auflösung!

Noch immer ist das Turnen, welches der durch die geistige Überbürdung herbeigeführten körperlichen Erschlaffung das natürliche Gegengewicht bieten sollte, an den österreichischen Mittelschulen leider nicht allgemein obligat, die Turnsäle sind oft wahre Staubmagazine und Sommerturnplätze in den größeren Städten unbekannt. Auch erscheint es auffallend, dass so viele Schüler um Befreiung vom Turnunterrichte ansuchen, andere denselben „schwänzen" und wieder andere denselben mit sichtlicher Unlust besuchen. Es scheint also in der Ertheilung des Turnunterrichtes selbst ein Fehler zu liegen, der vielleicht zusammenhängt mit der eigenthümlichen Stellung, die der Turnlehrer in dem Lehrkörper einnimmt. Sehr vieles hat also in dieser Richtung noch zu geschehen, wenn die Mittelschule ihrer Aufgabe, nicht allein geistig gebildete, sondern auch körperlich wohlentwickelte junge, kräftige und wehrfähige Männer heranzuziehen, vollauf gerecht werden will, und dadurch, dass der mehrerwähnte Mittelschultag die Unterrichtsbehörden an diese Pflichterfüllung ganz besonders erinnerte, hat sich derselbe allein schon ein Verdienst erworben.

In Deutschland wird das Turnen nach wie vor ausnahmslos in Unterrichtsanstalten und zahlreichen Männer-Turnvereinen mit allem Ernste und systematisch betrieben. Verfasser lernte schon anfangs der Siebzigerjahre mehrere deutsche Mittelschulen kennen, in denen nicht nur die eigentlichen Turnübungen (Freiübungen, Geräthe- und

Rüstübungen, dann Übungen im angewandten Turnen), sondern auch die formelle militärische Schulung der Frequentanten nach dem deutschen Exercier-Reglement mit echt preußischer Strammheit betrieben wurden. Eine, etwa unseren Staats-gewerbe-Schulen entsprechende technische Mittelschule in Sachsen, hatte ihre eigene Schüler-Feuerwehr, deren Commandant Lehrer und königlicher Premierlieutenant a. D. war.

Wie sehr übrigens bei jeder passenden Gelegenheit auf stramme militärische Ordnung und Vorschulung gewisser militärischer Dienste im Felde gesehen wird, beweisen die zahlreichen, wohlorganisierten deutschen Schülerreisen, welche das angenehme mit dem nützlichen verbinden; am treffendsten die im Jahrgang 1887 der illustrierten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ enthaltene Schilderung einer 12tägigen Schweizerreise mit Schülern des Duisburger Realgymnasiums. Es sei derselben für den Leser dieser Studie nur Nachstehendes entnommen: „Die Marschroute mit Stundenetat“ war folgende:

1. Tag:	Basel-Luzern mit der Eisenbahn;	
	Luzern-Weggis auf dem Dampfschiff;	
	Weggis-Rigikulm zu Fuß	$3^h\ 45'$
2. Tag:	Rigikulm-Vitznau zu „	3^h
	Vitznau-Brunnen auf dem Dampfschiff;	
	Brunnen-Altdorf zu Fuß	3^h
	Altdorf-Göschenen mit der Bahn	
	Summe zu Fuß	6^h —
3. Tag:	Göschenen-Andermatt zu Fuß	$1^h\ 30'$
	Andermatt-Hospenthal „ „	— $40'$
	Hospenthal-Realp „ „	$1^h\ 20'$
	Realp-Tiefenbach-Schutzhaus „ „	2^h
	Tiefenbach-Schutzhaus-Furka „ „	$1^h\ 30'$
	Summe zu Fuß	7^h —
4. Tag:	Furka-Rhonegletscher-Hôtel zu Fuß	$2^h\ 30'$
	Rhonegletscher-Hôtel-Grimselhospiz zu Fuß	$2^h\ 45'$
	Grimselhospiz-Handeckfall zu Fuß . .	$2^h\ 15'$
	Handeckfall-Guttanen „ „ . .	$1^h\ 15'$
	Summe zu Fuß	$8^h\ 45'$

5. Tag: Guttanen-Im Hof zu Fuß . . . . $2^{h}\ 30'$
Im Hof-Reichenbachfälle zu Fuß . . . 2^{h} —
Reichenbachfälle-Rosenlauibad zu Fuß . $1^{h}\ 45'$
Summe zu Fuß . . . . $6^{h}\ 15'$

6. Tag: Rosenlauibad-Große Scheidegg zu Fuß . . $2^{h}\ 45'$
Große Scheidegg-Faulhorn „ „ . . $4^{h}\ 15'$
Summe zu Fuß . . . . 7^{h} —

7. Tag: (Halber Ruhetag).
Faulhorn-Grindelwald zu Fuß . . . . 3^{h} —

8. Tag: Grindelwald-Kleine Scheidegg zu Fuß . $3^{h}\ 15'$
Kleine Scheidegg-Lauterbrunn „ „ . . 3^{h} —
Summe zu Fuß . . . . $6^{h}\ 15'$

9. Tag: Lauterbrunn-Interlaken zu Fuß . . . . $2^{h}\ 30'$
Interlaken-Därlingen mit der Bahn
Därlingen-Scherzlingen „ „ „
Scherzlingen-Bern „ „ „
Summe zu Fuß . . . . $2^{h}\ 30'$

Alles dies stand schon mehrere Tage vor der Abreise auf dem Papiere fest. Von den Theilnehmern erhielt jeder Schüler der Rangordnung nach eine Nummer, die Lehrer bezeichneten sich durch α, β, γ, δ, ε. Es wurden 5 Abtheilungen aus je 3 Schülern und einem Lehrer gebildet, die abwechselnd „Dienst“ hatten. Die diensthabende Abtheilung, oder kurzweg der „Dienst“ genannt, hatte folgende Obliegenheiten zu erfüllen: Er übernahm sein Amt mit dem Abmarsche vom Nachtquartier. Er musste genau über den Weg unterrichtet sein; besonders der Leiter des Dienstes musste Bescheid wissen, auch die Raststellen, soweit dies möglich, bestimmt haben. War Mundvorrath mitzunehmen, so hatte der Dienst denselben einzukaufen und zu tragen. Wurde Rast in einem Wirtshause gehalten, so hatte er zu bestellen, auch bei Herbeischaffung des Bestellten Hilfe zu leisten. Er empfieng die für den betreffenden Tag ausgeworfene Summe und hatte den ganzen Tag die Zahlungen zu leisten und die Rechnung zu führen. Der leitende Lehrer zahlte, der älteste Schüler notierte die Ausgaben. Kam eine zweifelhafte Wegstelle, so hatte der „Dienst“ jemand zur Kundschaft abzuschicken. Er marschierte, wenn thunlich, in der letzten halben Stunde voraus und vertheilte die Reisegesellschaft in die Zimmer; kamen die übrigen an, so hieß es: Nr. 1, 2 und 4 im Zimmer 17; α und β im Zimmer 20! u. s. f. — Die schlechtesten Zimmer, die unbequemsten Betten hatte immer der „Dienst“ für sich zu nehmen. Er war mit den Ausgaben an den Etat gebunden

und es gereichte ihm zur besonderen Ehre, wenn er trotz guter Verpflegung eine Ersparnis abliefern konnte. — Beim Abmarsche vom Quartier, beim Verlassen des Rastplatzes hatte er die Zimmer, beziehungsweise den Lagerplatz nachzusehen, ob nicht etwas liegen geblieben. Endlich hatte er bei der ersten Rast nach Abgabe der Leitung genaue Abrechnung an den Zahlmeister der Reisegesellschaft abzuliefern. — Dem Leiter des „Dienstes“ lag während des Tages jede Art von Aufsicht ob, wo dieselbe zu leisten war. Insbesondere hatte er darauf zu sehen, dass die Schüler ordnungsmäßig zu Bette giengen und nicht noch in den Schlafzimmern lärmten.

Es liegt auf der Hand, dass durch diese Anordnungen die anderen Lehrer, welche nicht „Dienst“ hatten, bedeutend entlastet wurden; anderseits hat jeder von ihnen einen besonderen Ehrgeiz darein gesetzt, dass, wenn er Dienst hatte, alles klappte und jeder mit Verpflegung und Führung wohl zufrieden war. Dieser Wetteifer übertrug sich auch auf die Schüler, so dass oft ein oder der andere Ort mit dem Zusatze, „da hatten wir Dienst“, gepriesen wurde. In den Quartieren wurde nur einmal, in Erwartung des Abendbrotes, in zwei Gruppen das Geographie-Spiel vorgenommen, während eine dritte Gruppe sich an dem Buchstabenspiel ergötzte. Auf dem Marsche dagegen, sowie besonders nach dem Abendbrot in den Quartieren wurde viel gesungen und gedichtet. In Göschenen und Guttanen wurde Wettreimen abgehalten; jede der 5 Abtheilungen musste auf ein gegebenes Wort binnen 10 Minuten drei sinnvolle Reimpaare machen; die Lehrer bildeten das Schiedsgericht.

Bei den geringen Kosten von 87 Mark (etwa 52 fl. ö. W.) pro Kopf für sämmtliche Ausgaben wie Vorbereitung, Extraordinaria, Zehrgeld, Eisenbahn- und Dampfschifffahrten, dann Nachtquartiere mit Verpflegung; bei der fortschreitenden Errichtung von „Studenten-Herbergen,“ wie solche in den deutschen Theilen Böhmens, namentlich im Riesengebirge und in den Alpen bestehen, braucht man sich nicht zu wundern, dass diese „Schülerreisen“ immer populärer werden.

Der sorgfältige Reiseentwurf im ganzen, insbesondere die verständnisvolle Instradierung mit Rücksichtnahme auf allmähliche Steigerung und Abnahme der Fußmarschleistungen, zeigen von der großen Sachkenntnis, mit welcher die deutschen Lehrer und Jugendfreunde in des Wortes vollster Bedeutung, diesen Gegenstand behandeln. Welch hoher Wert demselben in erziehlichem Sinne innewohnt und wie nutzbringend solche Reisen für den militärischen Dienst sind mit Rücksicht auf andauernde Fußmärsche in schwierigem Terrain, Schulung im Ertragen von mäßigen Strapazen, Vorübungen in den Ob-

liegenheiten der Quartiermacher, im Kundschaftsdienste und Orientieren, im Erwerben von Länderkenntnissen etc. brauchen wir wohl nicht weiter zu begründen und dennoch wurde, wie schon erwähnt, am zweiten deutsch-österreichischen Mittelschultage (1890) gegen diese Reisen gesprochen!

In der Schweiz, dessen Heer im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Volksheer und dessen Bürger gesetzlich verpflichtet sind, sich in der Handhabung der Waffen zu üben, wird schon in den Schulen mit jenen Schülern, welche das zehnte Lebensjahr erreicht haben, das formelle Exercieren systematisch betrieben.

In Frankreich wurde demselben Gegenstande nach dem unglücklichen Feldzuge gegen die Deutschen 1870/71 ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

In vielen öffentlichen und Privat-Schulen wurde neben den gymnastischen Übungen das formelle Exercieren nach dem französischen Exercier-Reglement eingeführt und fleißig betrieben, bis durch diese Versuche die öffentliche Meinung für die gute Sache gewonnen war und die Angelegenheit, anfangs der Achtzigerjahre, von den betroffenen Ministerien für den Unterricht und Krieg zur Organisierung und obligatorischen Einführung in der Republik, in die Hand genommen werden konnte.

Ein Decret des damaligen Präsidenten Grévy, bezüglich des militärischen Unterrichtes und der Schaffung von Schüler-Bataillons in den Volks-, Bürger- und Mittelschulen Frankreichs, vom 6. Juli 1882*) bestimmte in 13 Artikeln, dass 200 bis 600 Schüler öffentlicher und Privat-Lehranstalten vorerwähnter Kategorien, im Alter von mindestens 12 Jahren in Schüler-Bataillons zu gymnastischen und militärischen Übungen vereinigt werden konnten.

Jedes solche Bataillon gliederte sich in 4 Compagnien, deren jede mindestens 50 Schüler umfasste. — Die Bewilligung zur Bildung solcher Schüler-Bataillons war den Präfecten übertragen, und durfte nur dann ertheilt werden, wenn die Schüler die physische Eignung besaßen, die Compagnie-Ausbildung durchzumachen. Diese Eignung musste durch eine dreigliedrige Commission (Schul-Inspector, Militär-Stations-Commandant und ein Hauptmann oder Lieutenant) vorerst constatiert werden, welcher es überdies oblag jedes Schüler-Bataillon wenigstens einmal im Jahre in derselben Hinsicht zu inspicieren.

Eine Uniform war nicht obligatorisch, musste aber für jedes Bataillon vom Unterrichtsminister genehmigt werden. Die Schul-

*) Verlautbart im „Journal milit. officiel" Nr. 26 vom 7. Juli 1882.

cassen waren ermächtigt, beim Bezuge sämmtlicher oder einzelner Uniformgegenstände Erleichterungen zu gewähren.

Jedes Bataillon erhielt eine Fahne, welche in derjenigen Schule aufbewahrt wurde, deren Zöglinge die besten Fortschritte in der militärischen Ausbildung machten, und wurde mit Gewehren ausgerüstet, deren Erzeugung der Privat-Industrie überlassen wurde, welche jedoch militärbehördlich abgestempelt sein mussten. Das Gewicht der Gewehre war dem Alter der Schüler angepasst; die Construction analog jener des gebräuchlichen Armeegewehres; die Einrichtung für die Schussdistanzen von 10—20, 30 und 40 Meter. — Die militärische Ausbildung, welche außerhalb der regelmäßigen Unterrichtszeit vorzunehmen war, hatten eigens hiefür bestellte Instructoren zu leiten, welche Officiere und Unterofficiere der Reserve oder der Territorial-Armee waren und nach Maßgabe der ertheilten Unterrichtsstunden (30) von den Waffenübungen enthoben werden konnten.

Rücksichtlich der Ertheilung eines einheitlichen Unterrichtes, welcher den Zweck verfolgte, die Schüler für die seinerzeitige militärische Ausbildung vorzubereiten, ließ der damalige französische Kriegsminister General Billot, wie aus einem an die Militär-Gouverneure von Paris und Lyon, dann sämmtliche Armeecorps-Commandanten unterm 8. Juli 1882 ergangenen Erlasses betreffs Bildung des Schüler-Bataillons zu entnehmen ist, vorerst durch die General-Inspection Studien anstellen und gab sodann mittelst Erlass vom 31. October 1882 ein auf Grund derselben zusammengestelltes und bearbeitetes Instructionsbuch heraus. Für den Schießunterricht waren schon im Decret vom 6. Juli 1882 erschöpfende Bestimmungen aufgenommen. Den Schießübungen sollten nur die mindestens 14jährigen Zöglinge der Schüler-Bataillons beigezogen werden. Die Kosten für die Übungsmunition (0·04 Frc. für neue, 0·009 Frc. für reconstruierte Patronen) fielen den Unterrichtsanstalten zur Last. Das jährliche Munitionsausmaß betrug pro Schüler 30 Stück Patronen, welche, wie die Armee-Patronen erzeugt und geladen wurden. Die Überwachung des Unterrichtes, die Anordnung der Schießübungen und der Vornahme periodischer Visitierungen der Waffen durch Artillerie-Officiere, oblag den Militär-Gouverneuren und Corps-Commandanten.

Durch diese, entschieden zu weitgehenden Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Jugend, welche auch infolge des großen Umfanges der militärischen Vorbildung ihren eigentlichen Schulunterricht zu sehr vernachlässigt haben mochte, war ein Misserfolg unausbleiblich. Allmählich wurde die mit so großem Enthusiasmus und Auf-

wande an Mitteln und Kosten begonnene militärische Vorschulung der Knaben und Jünglinge eingeschränkt und reducierte sich von selbst auf die formellen militärischen Übungen, welche in den Turnstunden ohne alle Weitläufigkeiten, Commissionen, Inspectionen und dgl. m. vorgenommen werden konnten. Die Überschreitung des richtigen Maßes rächte sich von selbst zum Schaden der nützlichen und patriotischen Unternehmung.

Nach diesen Betrachtungen müssen wir uns nochmals fragen, ob trotz des Misserfolges in Frankreich, der von uns angestrebte, eingangs erwähnte Zweck ein Bedürfnis ist oder nicht und wie derselbe erreicht werden kann. Der erste Theil dieser Frage, welcher unbedingt bejaht werden muss, wurde am besten in der vierten Sitzung der ungarischen Delegation zu Wien am 25. Juni 1895, bei Verhandlung über das Kriegsbudget, durch den geehrten Herrn Delegierten Cornel Abranyi beantwortet, welcher unter anderem sagte:*) „Er könne nicht mit einer solch ruhigen Resignation die vielen Millionen votieren, die noch weitere Millionen nach sich ziehen werden. Wir müssen allen denjenigen Opfern auszuweichen trachten, die überhaupt zu vermeiden sind. Es liegt in unserer Macht, die große Last der ersten Ausbildung des Soldaten zu erleichtern. So wie wir jetzt vorgehen, haben wir unstreitig über eine ungewöhnlich große Kraftverschwendung zu klagen.

„Unser ganzes Unterrichtswesen ist unserer allgemeinen Wehrpflicht in keiner Richtung angepasst. Weshalb sollen die Schüler nicht schon in den Volksschulen alle Ausdrücke des Commandos, die einfachen militärischen Bewegungen, die beim Turnen vortrefflich erlernt werden können und den Kindern leichter einzuprägen sind, als den Erwachsenen, erlernen? — Weshalb sollen die Knaben nicht schon in der Jugend die Waffen und alle Handgriffe genau kennen lernen? — Welch ein Segen wäre dies für die Recruten, wenn sie das alles in ihrer Jugend bereits gesehen und gelernt hätten? Gewiss würden bei einer derartigen Vorbildung auch die vielen Brutalitäten, mit welchen die jetzige Ausbildung der Recruten verbunden ist, wegfallen.

„Die Heeresverwaltung würde dann unvergleichlich besseres Materiale erhalten und die Ersparnisse würden ganz bedeutend sein, denn man könnte die Soldaten viel schneller beurlauben. Die Knaben würden selbstverständlich in der Schule die Commandorufe der Honvédtruppen, sowie der gemeinsamen Armee erlernen, was in der Jugend gewiss leichter falle und niemand kann dagegen be-

*) „N. Fr. Pr.“ Nr. 11.076 vom 26. Juni 1895.

rechtigten Einspruch erheben, da bei der jetzigen Construction unserer Armee von Jedermann gefordert werden kann, dass er die deutschen Commandoworte erlerne, ob er sie brauchen wird oder nicht. Für die österreichische Bevölkerung wäre diese Methode genau so vortheilhaft wie für die ungarische." — Es geht daraus hervor, dass auch im Volke selbst sich das Verlangen nach einer militärischen Vorbildung der Jugend in den Schulen geltend macht, in der Voraussetzung, dadurch eine Verminderung des stetig steigenden Heereserfordernisses (rückwirkend auf die Steuerleistungen) und eventuell eine Verkürzung der activen Dienstzeit (Liniendienstverpflichtung) herbeizuführen. Wir können uns aber dem Antrage des Herrn Delegierten Abranyi nicht in allen Theilen anschließen, obzwar derselbe sich scheinbar mit unseren Forderungen deckt und vermuthen lässt, er hätte die Veranlassung zu dieser Studie geboten, welche in Wirklichkeit schon nach dem deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien im Jahre 1890 in Angriff genommen wurde. — Den andern Theil unserer obigen Frage wollen wir versuchen im Nachstehenden durch die von uns zu entwickelnden allgemeinen Grundzüge für die Reorganisation des Turnunterrichtes auf Grundlage der wichtigsten militärischen Instructionen und Vorschriften für die formelle Schulung des Soldaten zu beantworten, wobei wir gleich bemerken, dass diese Ausführungen keineswegs den Anspruch auf Unfehlbarkeit erheben, vielmehr abänderungs- und verbesserungsfähig sein dürften und vor allem den Zweck verfolgen, auf den besprochenen Gegenstand aufmerksam zu machen und zu dessen eingehenderem Studium, eventuell zu praktischen Versuchen anzuregen.

Allgemeine Grundsätze für den zu ändernden Turnunterricht.

Zweck: Der durch militärische Übungen erweiterte Turnunterricht hätte für Schüler der öffentlichen Volks-, Bürger- und Mittelschulen Österreichs vom 12. Lebensjahre an ausnahmslos obligater Lehrgegenstand zu sein und den Zweck zu verfolgen, zur Stärkung des Körpers und zur Hebung der Gesundheit der männlichen Jugend beizutragen, den patriotischen Geist derselben und Neigung für den Beruf des Soldaten zu wecken, Treue zum Monarchen, Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit an das k. u. k. Heer, Gehorsam und Muth wachzurufen und auszubilden, endlich die voraussichtlich wehrfähige Jugend, im Hinblicke auf die ihr seinerzeit im k. u. k. Heere, in der Landwehr oder im Landsturme obliegende gesetzliche Wehrpflicht, formell vorzuschulen, um dadurch eine Vereinfachung, beziehungsweise Kürzung der eigentlichen militärischen Ausbildung herbeizuführen oder doch die gewonnene Zeit

für eine rationellere Ausbildung im Schießwesen und Felddienste verwerten zu können.

Oberste Leitung: K. k. Unterrichts-Ministerium — welchem für diesen Zweck ein General oder höherer Stabsofficier des Ruhestandes beizugeben wäre — im steten Einvernehmen mit dem k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministerium.

Inspectionen: Officiere des Ruhestandes vom Hauptmann aufwärts, welche diesen Dienst ohne Entschädigung freiwillig übernehmen, wären den Landes-, Bezirks- und Orts-Schulräthen als Referenten und zum Zwecke der Inspicierung des Turnunterrichtes in den unterstehenden öffentlichen, nach Umständen auch Privat-Lehranstalten zuzuweisen.

Lehrer: Bisherige Turnlehrer, welche der k. u. k. Armee als Unterofficiere oder Officiere in der Reserve angehören; an Bürger- und Mittelschulen eventuell auch jüngere Officiere des Ruhestandes oder der Reserve, welche im Orte domicilieren und sich bereit erklären aus patriotischer Hingebung diesen Dienst ohne einer materiellen Entschädigung zu übernehmen; in Orten wo weder pensionierte Officiere noch Reserve-Officiere sich aufhalten, und dies dürfte bei den meisten Volkschulen am Lande zutreffen, die bestqualificierten Unterofficiere der Reserve des stehenden Heeres, falls die Lehrer dies nicht ebenfalls sein sollten. Im Allgemeinen wäre es jedoch sehr zweckdienlich, eigene Turnlehrerstellen für diesen Zweck zu creieren und nach und nach durch, auf Civilstaatsversorgung anspruchsberechtigte Unterofficiere des Activstandes zu besetzen, welche den Militär-Fecht- und Turnlehrer-Curs mit gutem Erfolge absolviert haben, dadurch eine schönere Versorgung fänden und in dieser Voraussicht auch eher dem activen Dienst erhalten blieben.

Adjustierung und Ausrüstung: Es wäre anzustreben wenigstens für die Sommermonate einen einheitlichen Turneranzug aus Drillich (Jacke oder Blouse und Pantalons), dann leichte Schnürschuhe, natürlich auf Kosten der Eltern der Schüler einzuführen, da uniforme Kappen für alle Frequentanten von Mittelschulen ohnehin vorgeschrieben sind und sich auch an den Volks- und Bürgerschulen leicht einführen ließen. — Abzeichen der Vorturner (Chargen), Spielleute und Fahnenträger wären, wie schon oben bei Besprechung des Turnunterrichtes an einer Mittelschule Schlesiens mitgetheilt, zu normieren; jede Schule mit einer Fahne in den Turnerfarben, mit den nöthigen Signalhörnern und Trommeln (oder auch nur mit letzteren), dann mit etwa 1·5 bis 2 Meter langen Springstöcken zu versehen; letztere sollten

sich für Fechtübungen durch einen aufschraubbaren elastischen Ballen zu Fechtstangen ergänzen lassen. Schultornister wären nur bei Märschen außerhalb des Ortes (Schülerausflügen), wie die Militär-Tornister umzuhängen, um darin die etwa mitgenommenen Mundvorräthe oder die eventuell gesammelten Ergebnisse der auf wissenschaftlicher Basis unternommenen Excursionen zu versorgen.

Lehrmittel: Vor allem müssten zureichende Turnplätze in unmittelbarster Nähe der Schulen gepachtet werden, wo Exercierplätze der ständigen Garnisonen nicht mitbenutzbar oder nicht vorhanden sind. Diese, wie auch Turnsäle oder Turnhallen, hätten mit den besten Geräthen eingerichtet und stets sauber und staubfrei erhalten zu werden. Für den eigentlichen theoretisch-praktischen Unterricht wäre ein Instructionsbuch zusammenzustellen, welches die nachfolgend angedeutete Materie eingehend zu behandeln, auch Jugendspiele zu enthalten hätte. In den Lesebüchern müssten kurze Schilderungen rühmlicher Thaten und Denkwürdigkeiten der k. u. k. Armee*) Eingang finden!

Lehrstoff: Bei Fortlassung aller auf die Ausbildung im Schießwesen bezüglichen Bestimmungen der militärischen Reglements und Vorschriften hätte der Turnunterricht sodann zu umfassen:

I. Praktische Übungen: *a)* Frei- oder Ordnungs-Übungen } wie bisher
b) Geräthe- oder Rüstübungen }
c) militärische Übungen } wie folgt:
II. Theoretische Belehrungen der militärischen Vorschulung }

A.

Militärischer Unterricht		Unterrichts-Gegenstand und Begrenzung des Lehrstoffes.
An allen Volks-, Bürger- und Mittelschulen	praktisch	I. Exercier-Reglement. a) Einzelausbildung: I: § 2 Stellung; § 3 Kopf- und Körperwendungen; § 4 Bewegungen (der Marsch im allgemeinen, Frontmarsch, Seitenmarsch, Ziehung, Schwenkung); § 5 Richtung; § 9 Ehrenbezeigungen; II: Anhang, Gymnastische Übungen; § 6 Allgemeine Bestimmungen; § 7 Gelenkübungen; § 8 Übungen im Laufen; § 9 Übungen im Springen; § 10 Übungen an einer Barrière; § 11 Übersetzen höherer Gegenstände; § 12 Übungen mit dem Gewehre (anstatt desselben die Springstangen); § 13 Gebrauch des Gewehres als Stoßwaffe (mit Springstangen, welche durch elastische Ballen zu Fechtstangen ergänzt wurden). b) Exercieren und Ehrenbezeigungen der Spielleute und Unterofficiere I: § 10 Spielleute (Tambours und Hornisten); § 11 Unterofficiere (Vorturner, Fahnenträger).

*) Kandelsdorfer, k. u. k. Hauptmann, Auf immerwährende Zeiten; Biographien und Porträts k. u. k. Regiments-Inhaber 1894.

Militärischer Unterricht		Unterrichtsgegenstand und Begrenzung des Lehrstoffes.
An allen Volks-, Bürger- und Mittelschulen.	praktisch	c) Zugsausbildung: I: § 14 Aufstellung: § 15 Aufstellungs- und Bewegungsbehelfe; § 16 Reihen und Doppelreihen; § 17 Bewegungen; § 18 Formationsänderungen; § 21 Bildung der Schwarmlinie; § 22 Bewegung der Schwarmlinie; § 23 Feuer der Schwarmlinie (im Sommer in oder nächst einem Walde mit Kiefer- oder Fichtenzäpfchen, im Winter mit Schneeballen als Wurfgeschosse), § 24 Anlauf; § 26 Sammeln der Schwarmlinie. — II: § 72 Ehrenbezeigungen und Paraden, allgemeine Bestimmungen; § 73 Empfang; § 74 Defilierung. — Hornsignale und Trommelstreiche. II. Dienst-Reglement II. Th. (Felddienst). § 2 Vorbereitung der Unterkunft; § 3 Abmarsch; § 5 Marschordnung und Marschformation; § 6 Marsch-Tempo; § 7 Marschdisciplin; § 8 Rasten; § 9 Signale; § 10 Einrücken und Verhalten in Marsch-(End-)Stationen etc; § 24 Beziehen des Lagers. —
	theoretisch	Pflichten und Rechte aus dem Wehrgesetze; Zusammensetzung der bewaffneten Macht Österreich-Ungarns in ganz allgemeinen Umrissen; Oberster Kriegsherr; Organisation der heimatlichen (ergänzungszuständigen) Truppenkörper in allgemeinen Umrissen und deren rühmliche Thaten und Denkwürdigkeiten (erzählend). *)

B.

Militärischer Unterricht		Unterrichts-Gegenstand und Begrenzung des Lehrstoffes:
An den Mittel- eventuell auch Bürgerschulen	praktisch	I. Exercier-Reglement: *d)* Compagnie-Ausbildung: I. § 28 Aufstellung; § 29 Aufstellungs- und Bewegungsbehelfe; § 30 Formierung der Colonne; § 31 Entwicklung aus der Colonne; § 32 Reihen und Doppelreihen; § 33 Bewegungen; § 35 Entwicklung zum Gefecht; § 36 Bewegung der Schwarmlinie; § 37 Verstärkung der Schwarmlinie: § 38 Feuer (wie bei der Zugsausbildung); § 39 Anlauf (mit Springstöcken); § 41 Sammeln der Schwarmlinie. — II. §§ 72, 73 und 74 (wie bei der Zugsausbildung) — Hornsignale und Trommelstreiche. — Übungen mit Gegenseitigkeit. *e)* Bataillons-Ausbildung: I. § 43 Aufstellung; § 44 Aufstellungs- und Bewegungsbehelfe; § 45 Formationsänderungen; § 46 Reihen und Doppelreihen; § 47 Bewegungen; — II. §§ 72, 73 u. 74.

*) Kandelsdorfer, k. u. k. Hauptmann, Auf immerwährende Zeiten; Biographien und Porträts k. u. k. Regiments-Inhaber 1894.

Militärischer Unterricht		Unterrichts-Gegenstand und Begrenzung des Lehrstoffes:
An den Mittel- eventuell auch Bürgerschulen	praktisch	II. Dienst-Reglement II. Th. (Felddienst.) §§ 2, 3, 5, 6, 7, 8, 9, 10 u. 24 wie bei allen Schulen; überdies § 42 Aufklärungsdienst, allgemeine Bestimmungen; § 43 Patrouillen; § 49 Sicherungsdienst während der Bewegung; § 50 Sicherungsdienst während der Rast; § 51 Vorposten, allgemeine Bestimmungen; § 54 Verhalten der Feldwachen.
	theoretisch	Erweiterung des für alle Schulen projectierten Lehrstoffes; überdies Militärschulen; Versorgung der Unterofficiere; Begünstigungen des Einjährig-Freiwilligendienstes und Erlangung des Anspruches auf denselben.

Regelung des Unterrichtes: Bei Anordnung des Unterrichtes wäre auf zweckmäßige Benützung der Jahres- und Tageszeiten, der Turnplätze und Turnhallen, dann auf angemessenen Wechsel zwischen dem rein wissenschaftlichen Unterrichte und den körperlichen Übungen, gleichviel ob im Freien oder in den Lehr- bezw. Turnsälen oder auf Corridoren, Rücksicht zu nehmen. So z. B. wäre es ganz vortheilhaft, nach jeder Unterrichtsstunde durch 10 Minuten auf den Gängen oder am Schulhofe gymnastische (Gelenk-) Übungen vorzunehmen, die Schulstuben während dieser Zeit gründlichst zu lüften und dann wieder den eigentlichen Unterricht fortzusetzen. Dadurch könnten auch die Turnstunden für Geräthe- und militärische Übungen besser ausgenützt werden. — Dem Turnunterrichte (praktische Übungen) wären allwöchentlich mindestens 2 Unterrichtsstunden außerhalb der regelmäßigen Unterrichtszeit, am besten an den halbfreien Schultagen zu widmen. Die theoretischen Belehrungen wären an allen Sonntagen durch eine Stunde vor dem obligaten Kirchengange und während den Ruhepausen am Übungsplatze zu ertheilen. — Alle Schülerausflüge, auch die auf wissenschaftlicher Basis unternommenen, wären mit militärischen Übungen zu verbinden, ohne jedoch den wissenschaftlichen Zweck in den Hintergrund zu drängen. — Am Schlusse jedes Schuljahres sollten Schauturnen mit festlichem Gepräge, schul-, eventuell classen- (compagnie-)weise abgehalten und für besondere Leistungen Auszeichnungen in Form von, auf den Kappen zu tragenden Distinctionsbörtchen oder Cocarden vertheilt werden. — In den kurzen Ferien während der Schulzeit könnten größere, rein militärische Übungen, in den großen Ferien endlich auch noch Schülerreisen unter Leitung mindestens zweier Lehrer, von

welchen einer der Turnlehrer, der andere für den wissenschaftlichen Theil der Reise bestimmt sein sollte, in größeren Gruppen mit jenen Frequentanten der oberen Classen der Mittelschulen unternommen werden, deren Eltern für die Kosten aufkämen. Touristen- und alpine Sport-Vereine könnten durch Herstellung billiger Unterkünfte und Unterstützungen aus Vereinsmitteln derlei nützliche Reisen wesentlich fördern. Zu Tambours und Hornisten wären die ärztlich geeignet erklärten Schüler durch Mitglieder der im Orte befindlichen Musikkapellen ausbilden zu lassen. Die Schulung der Vorturner (Instructoren, Schüler oberer Classen) hätte womöglich schon in den letzten Tagen der großen Ferien begonnen zu werden.

Auf die Frage, ob bei einem 3stündigen theoretisch-praktischen Unterrichte in der Woche der ganze Unterrichtsstoff bewältigt werden kann, müssen wir mit „ja“ antworten, denn es bleiben nach Abschlag der 8wöchentlichen Ferien 44 Wochen à 3 Stunden = 132 Unterrichtsstunden; in 3 Jahren (bis zur Vollendung des schulpflichtigen Alters) = 396 Stunden, dann der eventuelle Wiederholungsunterricht in den Mittelschulen verfügbar, welchem die erste achtwöchentliche militärische Ausbildung, bis zur Einstellung der Recruten in die Compagnien, mit 56 Tagen à 6 Stunden = 336 Unterrichtsstunden entgegengehalten werden muss. Jene Leser aber, welche etwa meinen sollten, dass durch den von uns proponierten Unterricht die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend leiden könnte, müssen wir auf die niederen Militärschulen verweisen!

Was endlich die bewaffneten Bürgercorps, dann Schützen-, Turn- und Feuerwehr-Vereine anbelangt, so müssten die Behörden bei Genehmigung der Statuten darauf dringen, dass selbe ihre formellen Übungen nach den Bestimmungen des Exercier-Reglements für die k. k. Fußtruppen bei Anwendung deutscher Commandosprache vorzunehmen und es sich zu besonderer Pflicht zu machen hätten, Treue zum Monarchen, Vaterlandsliebe, Ehrenhaftigkeit, Anhänglichkeit an das k. u. k. Heer und Opferwilligkeit zu hegen und zu pflegen; dann würden Verirrungen, wie man solche öfters aus ehrenräthlichen Verhandlungen liest, wohl seltenere Erscheinungen sein! *** E.

Die Bestrebungen der „Ligue nationale de l'éducation physique" und der „Union des Sociétés françaises de sports athlétiques."

Zwei Culturstaaten ersten Ranges: England und Frankreich sind es vornehmlich, die in der Pflege der Leibesübungen bahnbrechend und aneifernd vorangeschritten sind. Die allbekannte Sportliebhaberei der Engländer, die sich sowohl in ihre Erziehung, als in ihr gesellschaftliches Leben tief eingewurzelt hat, äußert sich dort nicht bloß in der Lebensdauer, sondern auch darin, dass unsere Inselbewohner, was Elasticität und Widerstandskraft des Körpers betrifft, fast alle Völker des Continents übertreffen. — Ihr durch seine Früchte am kräftigsten unterstütztes Beispiel konnte auch diesseits des Canals nicht unbeachtet bleiben, wo man überdies seit den verhängnisvollen Ereignissen der Siebziger-Jahre kein Mittel unbenützt ließ, um die nationale Wehrfähigkeit zu erhöhen. Es ist auch mehr als ein Zufall, wenn im Vaterlande des fin-de-siècle, wo zuerst der Klageruf von geistiger Überbürdung laut wurde, um durch die ganze gebildete Welt seine Runde zu machen, nun eine neue Reformbewegung entsteht, aber auch der Umstand, dass die Bevölkerungszahl Frankreichs in Abnahme begriffen ist, muss zu ernsten Bedenken Veranlassung gegeben haben; entnehmen wir doch dem im „Journal officiel" publicierten Berichte des Ministers des Innern, Herrn Constans, an den Präsidenten der Republik über die Volkszählung in Frankreich vom 12. April 1891, welcher gegenüber der Volkszählung vom Jahre 1886 eine Herabminderung des Zuwachses um 13.416 ergab. Vor wenigen Jahren nun haben sich, fast gleichzeitig, am Seinestrande zwei Gruppen begeisterter Männer zusammengethan und zwei Vereinigungen gegründet, deren Namen wir an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt und deren Ziele in ihren Benennungen liegen. Es ist aber noch nicht lange her, dass Denker aller Nationen zu erkennen begannen, dass unser gegenwärtiges Erziehungs- und Unterrichtssystem unter der Einwirkung der gesteigerten Anforderungen des modernen Lebens einseitig zu werden beginnt und dass jene Anspannung der **geistigen** Kraft der Jugend, welche die Schule von

heute fordert, in vielen Fällen die Entwicklung der körperlichen Kräfte behindert. So ist die Frage von der körperlichen Erziehung in neuester Zeit, nicht etwa durch wissenschaftlichen Zeitvertreib, sondern durch die praktische Nothwendigkeit und die zwingende Macht der Erfahrung in den Vordergrund gerückt worden. Sie ist die Sache Aller, eine Frage der künftigen Generationen und hiedurch eine Gewähr für die Entwicklung der Nationen. Die Nothwendigkeit einer sorgfältigeren Schulung des Körpers rechtfertigt schon die Thatsache, dass die physischen Kräfte eines sehr großen Theiles unserer Jugend, wenn sie die Schule verlässt, ungenügend, gebrechlich und träg sind; unfähig zur erfolgreichen Bewältigung jener Aufgaben, welche das Leben auf ihrer Laufbahn ihnen auferlegt. Eine noch ernstere Mahnung birgt sich in manchen anderen Erscheinungen, in dem Umsichgreifen der Nervenleiden, dem frühzeitigen Greisenthum, kurz einer Frühreife gefährlichster Art, welche jene Kurzlebigkeit nur natürlich erscheinen lässt, die leider immer mehr Verbreitung findet. Es war daher Pflicht der Pädagogie und der Schulhygieine hier Abhilfe zu schaffen, die herrschende Richtung zu verlassen und fortschrittlich neue Pfade zu betreten. Heute ist das schablonenhafte, altmodische Schulturnen, sammt den schroffen, militärischen Exercitien, als derzeit überwundener Standpunkt in die Rumpelkammer versetzt worden und durch mit Wettbewerben verbundenen, turnerischen Spielen und solchen anderen kräftigenden Sportgattungen ersetzt, die auch auf das Gemüth der Jugend einwirken und geeignet sind, ihren Eifer und ihren Ehrgeiz für körperliche Abhärtung zu wecken. Das Schlagwort, das heute die Reformbewegung auf der ganzen Linie beherrscht, ist die dringende Forderung und die bereitwillige Verherrlichung der Jugendspiele. — Sport ist der englische Ausdruck für körperliche Übung, Spiel, Unterhaltung und Belustigung mit dem Nebenbegriffe des Wetteifers, wie er in den höheren und wohlhabenderen Kreisen Großbritanniens schon seit vielen Decennien betrieben wird. Der Reiter, der Segler, der Ruderer, der Athlet, der Radfahrer, der Gebirgssteiger u. a. sie treiben Sport, weil sie im gegenseitigen ehrgeizigen Streben das höchste auf ihrem Gebiete zu erreichen suchen. Wer hat nicht schon von den Rennen zu Epsom, den vielen Yacht-Racings an der englischen Südküste, wer nicht von den alljährlichen Bootswettfahrten auf der Themse, wo die Zöglinge von Oxford und Cambridge miteinander um den Preis ringen, schon gehört? Aber nicht ohne Entbehrung ist der Sieg erreichbar. Auf Ehrenwort muss sich der Sportsman verpflichten, durch Versagung aller Genüsse in Essen und Trinken seinen Körper zu stählen. Aber darin liegt eben das Moralische, geistig

befreiende des Sports; singt doch schon Walther von der Vogelweide:

„Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen,
Wer überwindet jenen und diesen
Das thut der, der sich selber zwinget,
Sein eigen Fleisch in Zucht bringet."

Und doch hat die deutsche Sprache keine Bezeichnung, welche den Sinn des Wortes Sport vollständig ausdrückt, obgleich derartige Spiele von altersher dem deutschen Volke geläufig waren. Bewunderten doch schon die Römer mit sachkundigem Auge jene erstaunlichen Leistungen, zu denen die Jugend der Germanen erzogen wurde: die Sturmgeschwindigkeit des Laufens, die Schnellkraft des Sprunges, welcher den Leib sogar über den eisenstarrenden Speerwall trug und die Stärke des Armes, der den Wurfspieß auf erstaunliche Entfernungen entsendet. Mit der sich ausbreitenden Cultur sind diese Leibesübungen nach und nach verschwunden. Hätten dieselben aber auch nur halb die Rolle wie einst bei den Hellenen gespielt, die Menschheit wäre stärker, gesunder, wohlgestalteter und geistig frischer geworden. Es ist das Verdienst Ludwig Jahns, in Deutschland volksthümliche Leibesübungen ins Leben gerufen zu haben, aus welchem Keime eine wirklich jugendfrische Leibeskunst über die Grenzen Deutschlands hinausverpflanzt wurde. Aber es bedurfte einer geraumen Zeit, ehe es Ärzten und denkenden Pädagogen gelang, einen richtigen Begriff von dem Worte „Sport" in die gebildeten Kreise der Bevölkerung zu tragen und der Überzeugung Eingang zu verschaffen, dass der Sportbetrieb einen äußerst segensreichen Einfluss auf die körperliche und geistige Entwicklung der Jugend, wie auf die Kräftigung und Erhaltung der Gesundheit im reiferen Alter ausübt.

Gerade die gymnastischen Sportzweige zu Lande und auf dem Wasser sind vornehmlich zu diesen Zwecken empfehlenswert, da die körperliche und geistige Auffrischung des Individuums, beziehungsweise ganzer Völker, ihre verheißungsvolle Folge ist. — Solche und ähnliche Gedanken bewegten die „Ligue nationale" und die „Union des Sociétés françaises", so dass letztere im Sommer des vergangenen Jahres in Paris einen athletischen Congress einberief, als dessen bedeutungsvollstes Resultat jener einhellig und begeistert gefasste Beschluss begrüßt werden muss, wonach die olympischen Spiele nach vieljahrhunderte langer Rast wieder ihre Auferstehung finden sollen. Es wurde aus aller Herren Ländern ein „Comité international des jeux olympiques" gewählt, das gegenwärtig eifrig und mit achtunggebietender Selbstlosigkeit an der Wiederherstellung der classischen Wettkämpfe

arbeitet. Die geplante Wiederaufführung der olympischen Spiele soll in Griechenland, auf altclassischer Stätte stattfinden und nach den Beschlüssen des oben erwähnten Pariser Congresses müssen die Spiele den modernen Verhältnissen angepasst sein. Die Betheiligung soll, mit Ausnahme des Fechtens, nur Amateurs offen stehen; jedes Land darf bei den Spielen bloß durch seine Angehörigen vertreten sein, und zwar sollen an den einzelnen Wettkämpfen nur wirkliche Meister in ihrem Fache theilnehmen. Zur Ermittlung derselben sollen schließlich in jedem Lande vorhergehend Landes-Vorspiele abgehalten werden. — Die Seele des internationalen Vorbereitungs-Comités ist Baron Pierre de Coubertin, der auch auf literarischem Gebiete einen wohlklingenden Namen besitzt und vor keiner Schwierigkeit zurückscheut. Er begab sich nach Griechenland, um im Verein mit dem griechischen Nationalcomité, das Programm festzustellen. Das Programm der olympischen Spiele, wie es nun vorliegt, umfasst in mehreren Arten und Nummern die folgenden Sportgattungen: Athletik mit den Kämpfen des Pentathlon; gymnastische Übungen einzeln und gruppenweise; Fechten, Ringen und Schießen; Segeln, Rudern und Schwimmen; Radfahren, schließlich athletische Spiele, Lawn-Tennis und Cricket. Der Akademiker M. Bréal regte die Erneuerung des weltberühmten Marathon'schen Laufes an und spendete hiefür einen kunstvollen Kelch, der als Preis demjenigen zufallen soll, der die 48 Kilometer lange Strecke von Marathon nach Athen als Erster zurücklegt. Von den übrigen, zum Theil bereits in Vorbereitung begriffenen Veranstaltungen erwähnen wir noch eine großangelegte musikalische Aufführung von Samara, eine Art Triumphscene, die mit antiken Motiven vermengt, am letzten Festtag bei anbrechender Dämmerung aufgeführt werden soll und deren durchschlagender Erfolg im vorhinein verbürgt werden kann. Das hellenische Localcomité, dem nebst den Spitzen der athenischen Gesellschaft die königlichen Prinzen Georg und Nikolaus angehören, steht unter dem Vorsitz des Kronprinzen Konstantin und entfaltet eine rührige Thätigkeit, um den Erfolg den Erwartungen ebenbürtig zu gestalten. Es ist dies keine geringe Aufgabe, die vorzüglich auf den Schultern des Generalsecretärs und früheren Bürgermeisters von Athen, Herrn T. Philemon ruht. Nach einer Mittheilung des Consuls Herrn Haris, soll aus freiwilligen Spenden bereits über eine Million Francs eingeflossen sein, wovon die Hälfte, die hochherzige Spende des Herrn Avaroff, zur Restaurierung des antiken Stadion bestimmt ist. Den bisherigen Bestimmungen gemäß fand die erste Wiederbelebung der olympischen Spiele unter dem Protectorate des Kronprinzen Konstantin von Griechenland im Frühlinge des Jahres 1896 statt.

Mit Rücksicht auf die mitteleuropäischen Verhältnisse ist dieser Termin vorzüglich wegen des unentbehrlich vorhergängigen Training, leider um einen Monat zu früh angesetzt worden. Was die Betheiligung unserer Monarchie an den olympischen Spielen anbelangt, so war das Unternehmen in Ungarn sofort gesichert, da sich neben den sportlichen Vereinigungen die leitenden Männer der Gesellschaft und Politik warm für die Sache einsetzten und namentlich das königl. ungarische Unterrichtsministerium als Anhänger der Idee bereits moralische und sogar materielle Unterstützung zusicherte. In welcher Weise sich die Leitung des ungarischen Unterrichtswesens für die Bestrebungen der beiden französischen Gesellschaften interessiert, beweist der Umstand, dass dieselbe zu dem im Vorjahre in Frankreich tagenden Congresse einen Vertreter in der Person des Herrn Director Dr. Franz Kemény, ehemals Lehrer an der Militär-Unterrealschule zu Güns, und dessen freundlichen Mittheilungen wir auch die vorliegenden Daten verdanken, entsendete. Am klarsten jedoch, wie die oberste Unterrichtsleitung in Ungarn über diese Sache denkt, ersehen wir aus einem Vortrage des Staatssecretärs im Unterrichtsministerium, Dr. Albert Berzeviczy, mit dem derselbe in seiner Eigenschaft als Ehrenpräsident des jüngsten hygienischen und demographischen Congresses in Budapest 1894 die Berathungen der ihm untergestellten Section eröffnete und welchen wir im Nachfolgenden in seiner Hauptsache wiedergeben: „Wenn wir sehen, dass das Problem der körperlichen Erziehung der Jugend in seinem heutigen Stande die Geister der ersten Fachautoritäten der Hygiene und Pädagogie beschäftigt, in seinem Wesen noch ungelöst ist und auch den gegensätzlichen Ansichten weiten Spielraum gewährt, so können wir eine Erklärung dieser Thatsache nur darin finden, dass es in der Entwicklung der menschlichen Civilisation unvermeidlich ist, dass wir, einzelne große Errungenschaften erstrebend, uns von anderen entfernen, dass der kraftvolle Fortschritt nach gewissen Zielen eine zeitweilige Vernachlässigung anderer Ziele nach sich zieht, dass durch die Vollbeleuchtung einzelner Fragen oft die Verdunklung anderer Fragen hervorgerufen wird. Die Frage der körperlichen Erziehung der Jugend ist in neuerer Zeit durch unmittelbare Erfahrungen dringend in den Vordergrund gestellt worden und gerade dieser Umstand bietet die Hoffnung, ja eine Gewähr dafür, dass diese Frage nicht auf dem Gebiete der akademischen Discussion und der mehr minder gelungenen Experimente stehen bleiben, sondern gelöst werden wird und dass die Lösung in das Leben übergehen und eine thatsächliche, umgestaltende Wirkung auf unser Erziehungssystem üben werde. Große Geister, wie J. Locke, Rousseau, Basedow, Pestalozzi,

Fröbel haben die Wichtigkeit der körperlichen Erziehung erkannt; allein ihre Beobachtungen und Mahnungen sind nicht in das allgemeine Bewusstsein übergegangen. Die Pädagogie gieng ihren gewohnten Weg; das Wissen wurde sogleich geprüft und von den Forderungen desselben — welche doch die Tendenz des fortwährenden Wachsens haben — konnte man nichts nachlassen. Die Nachtheile der körperlichen Zurückgebliebenheit zeigten sich nicht so rasch; ihr Zusammenhang mit dem Erziehungssystem war nicht so leicht erkennbar. Das Werk Lorinsers war sozusagen der erste Alarmruf und derselbe erfuhr eine ziemlich schroffe Zurückweisung; die Aufmerksamkeit war vorläufig mehr auf die Abwehr der schonungslosen Behandlung der Schuljugend und der gesundheitswidrigen äußeren Einwirkung der Schulen gerichtet. — Während das in dieser Beziehung wahrhaft glückliche England mit seinen in die Volkssitten übergegangenen athletischen Spielen und Übungen auch in der Schule so ziemlich den Gefahren der Disharmonie zwischen körperlicher und geistiger Entwicklung zu trotzen wusste, hat sich auf dem Continent, besonders in Deutschland, Gutmuths und Jahns stark in Aufschwung gekommenes Turnwesen den Ansprüchen der Schule gegenüber nicht als ausreichend erwiesen. — Es ist unleugbar, dass die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht den ersten Anstoß zu der auf diesem Gebiete heute sich zeigenden ausgebreiteten Bewegung gegeben hat. Die Folgen haben dem Feldmarschall Moltke Recht gegeben, der da behauptet hat, dass die allgemeine Wehrpflicht keine Last, oder wenigstens nicht ausschließlich Last sei, sondern ein mächtiger Hebel der nationalen Erziehung. Wie sehr wir auch über den seit dem 1870/71er Kriege entwickelten Militarismus klagen mögen, welcher — wie man zu sagen pflegt — so viele Kräfte improductiv bindet und durch die materiellen Opfer, die er erheischt, die raschere und vollständigere Verwirklichung der culturellen Ziele so sehr behindert: so ist es doch eine unzweifelhafte Thatsache, dass dieser Militarismus auf die allgemeine Erziehung in gewisser Hinsicht einen befruchtenden Einfluss geübt hat. Er hat mittelbar und unmittelbar einen kraftvollen, männlichen Zug in unsere Erziehung gebracht; er hat dazu beigetragen, das Übel bloßzulegen und die Mittel zur Heilung desselben zu erkennen. — Die Wirkung erwies sich zwar anfänglich als einigermaßen einseitig. Da das Streben eigentlich auf die Steigerung der nationalen Wehrfähigkeit gerichtet war, schien es natürlich, dass man die Elemente der militärischen Übungen in die Schule einführen, den zukünftigen Soldaten schon in der Schule die erste Ausbildung geben müsse. Dies ist theilweise auch geschehen und die Leibesübungen in der Schule sind dadurch

mit wertvollen, und, wie ich glaube, mit bleibenden Elementen bereichert worden. Thatsache ist auch, dass seit jener Zeit die Schulgymnastik ernster genommen wurde. Doch als wir diesen Weg weiter verfolgten, mussten wir alsbald einsehen, dass es ein verfehlter sei, weil wir uns auch die Aufgabe in verfehlter Weise ausgesteckt haben. — In Frankreich wurde die Institution der „bataillons scolaires" eingeführt. Auch bei uns ist zu Beginn der Siebziger Jahre ein „Gesetzentwurf über die militärischen und Waffenübungen der Schuljugend" sammt Begründung und Durchführungs-Instruction angefertigt worden. Dieser Gesetzentwurf gelangte aber nicht auf die Tagesordnung der Gesetzgebung und zur praktischen Verwirklichung der Institution ist blos in Budapest ein Versuch gemacht worden. Von den französischen bataillons scolaires aber lässt sich heute schon sagen, dass sie nach dem Zeugnis aller dortigen maßgebenden Factoren ihrer Bestimmung wenig entsprochen und sich nicht als lebensfähig erwiesen haben. Es ist zur allgemeinen Überzeugung geworden, dass nicht allein die Erleichterung der militärischen Ausbildung und die Steigerung der künftigen Wehrkraft die Aufgabe der körperlichen Erziehung sein könne, weshalb auch die Mittel dieser Erziehung nicht ausschließlich dem System der militärischen Ausbildung entlehnt werden können. Wenngleich noch bei dem Entstehen der „Ligue nationale de l'éducation physique" hauptsächlich der Gedanke zugrunde zu liegen schien, dass die nationale Wehrkraft entwickelt werde, ergab sich doch aus der näheren Bestimmung der Ziele dieses Bundes und aus den pädagogischen Bewegungen und Verfügungen der verschiedenen europäischen Nationen schon seit den Achtziger Jahren eine richtigere und genauere Erkenntnis des Bedarfes, der Aufgabe und der Mittel. — Für die körperliche Erziehung der Jugend muss nicht bloß deshalb nachdrücklicher und erfolgverheißender vorgesorgt worden, weil — besonders bei manchen Nationen — das Perzentuale der Diensttanglichen bei den Assentierungen ungünstige Proportionen aufweist und weil für die durch die allgemeine Wehrpflicht in den Kreis des Militärdienstes einbezogenen neuen Elemente die kürzere Dienstzeit und dabei die bisher unbekannten strengen Anforderungen des Dienstes die Vorbildung und Abhärtung schon in der Schule nothwendig machen. Die Nothwendigkeit einer sorgfältigeren und erfolgreicheren körperlichen Erziehung rechtfertigt schon die Thatsache, dass die Körperkräfte eines sehr großen Theiles unserer Jugend oft schon in der Schule sich als unzulänglich erweisen, um den Anstrengungen der zu verrichtenden geistigen Arbeit das Gegengewicht zu bieten. Denn darin birgt sich eben die andere Seite der Frage, dass auch die auf dem Gebiete geistiger Thätigkeit unser

harrenden Aufgaben, je complicierter und raffinierter sie werden, desto mehr eine entsprechende Abhärtung des Körpers erheischen, um das Gleichgewicht zwischen den körperlichen und geistigen Kräften nicht zu stören und hiedurch die letzteren selbst nicht zu lähmen. Eindringlich sprechen auch noch andere Thatsachen, Erscheinungen, wie: das Umsichgreifen gewisser Krankheiten, die traurige Thatsache, dass unsere Jugend allzufrüh aufhört jung zu sein, ihre kindliche Frische in Körper und Gemüth, ihre Lust an kindlichen Vergnügungen verliert und eine Kurzlebigkeit reifen lässt, die bei manchen Nationen, wie beispielsweise auch bei den Ungarn sich zeigt. Mit einem Worte: es deuten alle Anzeichen darauf hin, dass wir uns von dem Ideal des Juvenal'schen „mens sana in corpore sano" weit entfernt haben, so auch davon, was die „ligue nationale" mit den Worten ausgedrückt hat: „eine kraftvolle Gesundheit, von welcher das moralische und intellectuelle Gleichgewicht abhängt". Selbst wenn es nicht so handgreiflich bewiesen wäre, wie Axel Key in seinem ohne Zweifel verdienstvollen Werke es zu beweisen sucht, dass zwischen diesen Erscheinungen und der Schule ein Zusammenhang besteht, müsste die Schule — deren Aufgabe es ist, nicht bloß die Intelligenz, sondern den ganzen Menschen zu erziehen — unbedingt die Pflicht haben, die Bewältigung dieser Übel anzustreben, wenngleich sie einen vollen Erfolg nur dann wird erzielen können, wenn sie in ihrem Wirken vom elterlichen Hause, ja von der ganzen Gesellschaft in zielbewusster Weise unterstützt wird. Denn meines Erachtens muss unsere Auffassung, müssen unsere Lebensgewohnheiten sich umgestalten, wenn wir das gestörte Gleichgewicht zwischen der geistigen und körperlichen Entwicklung dauernd herstellen wollen. Diese allgemeine, vom menschlichen Gesichtspunkte ausgehende Auffassung der körperlichen Erziehung, unterstützt einestheils durch historische Reminiscenzen, anderentheils durch die Beispiele der englischen Praxis, hat solche Arten der Gymnastik in den Vordergrund gerückt, welchen jene Nachtheile nicht anhaften, welche die bisherigen uns erkennen ließen, und welche gleich dem Spiele und gewissen kräftigenden Sportgattungen in Verbindung mit den Wettbewerben entweder bildend auf das Gemüth der Jugend einwirken oder geeignet sind, ihren Eifer und ihren Ehrgeiz in Betreff der körperlichen Abhärtung zu erwecken und bei richtiger Anwendung zu mehrseitiger Entwicklung der körperlichen Kräfte zu führen. Diese Neuerungsbewegung geht Hand in Hand mit einer eingehenden Untersuchung der hygienischen Verhältnisse der Schule und mit dem Bestreben, dass bei der energischen **positiven** Wirkung der zur Stärkung des Körpers nothwendigen Erziehungsmittel in **negativer** Hinsicht alles abge-

wendet werde, was die körperliche Entwicklung in der Schule behindert, was naturgemäß eine Kritik der Lehrpläne nach sich gezogen, somit auf ein Gebiet geführt hat, wo die ärztlichen und didaktischen Gesichtspunkte und Anforderungen am schwersten in Einklang zu bringen sind. Im übrigen sind die Anforderungen in immer bestimmterer Form hervorgetreten und die Übereinstimmung verspricht bezüglich vieler Fragen möglich zu werden. Prüfen wir die Denkschriften und Vorschläge, welche von Vereinen oder Commissionen, oder die Referate einzelner Fachmänner, welche der ungarischen Regierung unterbreitet wurden und liest man andererseits die Vorschläge, welche der im October vorigen Jahres in Bordeaux stattgehabte Congress für körperliche Erziehung formuliert hat, so wird man zwischen beiden nur wenige Abweichungen finden. Wir sehen da beiläufig all das zusammengefasst, was man unter den gegebenen Umständen thun kann. Hygienisch entsprechender Bau und Einrichtung, Lüftung und Beleuchtung der Schulen, Aufsicht und Controle über die Gesundheit der Schulen, d. i. die Entwicklung der Institution der Schulärzte, in größeren Schulen in Verbindung mit der Schule selbst, für Volksschulen in Verbindung mit der Schulaufsicht; Unterricht in der Gesundheitslehre, medicinisch richtige Anwendung der Befreiung von gewissen Unterrichtsgegenständen; in Internaten eine hygienisch zweckmäßige Lebensordnung; Ferialcolonien, ja nach Maßgabe des Erfordernisses die Errichtung von ständigen ärztlich-pädagogischen Instituten für in ihrer Entwicklung zurückgebliebene, nervöse und schwächliche Kinder. Andererseits die Vermehrung der Freistunden und womöglich bei vollständiger Freigebung der Nachmittage die Anwendung von möglichst vielen Mitteln der körperlichen Abhärtung: systematisches Turnen mit Beibehaltung der in der Schule brauchbaren Elemente der militärischen Übungen, Veranstaltung von Wetturnen in den einzelnen Anstalten, in den Schulbezirken und für das ganze Land, Verbreitung der Jugendspiele und zu diesem Behufe die Sorge für entsprechende Spielplätze, im Sommer Schwimmen, im Winter Schlittschuhlaufen, Tanz, Gesang, wo und insoweit es möglich ist: Reiten, Fechten, Scheibenschießen, Schulausflüge, welche mit Unterrichtszwecken verbunden werden können; die Errichtung einer besonderen höheren Schule für die körperliche Erziehung; endlich der Handfertigkeits-Unterricht, welcher einerseits eine nützliche Fähigkeit schafft, andererseits durch Beschäftigung der Sinne die Nervenarbeit verhältnismäßiger vertheilt. Dies sind die Mittel und Wege, welche die neuestens zu großen Dimensionen angewachsene Bewegung in den Fachkreisen der verschiedenen Nationen mit geringen Abweichungen als diejenigen an

die Oberfläche gebracht hat, welche anzuwenden wären. Und während all dies betont wird, ist die Überzeugung zum Ausdruck gekommen, dass die Reform hauptsächlich die das intelligente Gros der Nation bildenden Mittelschulen durchdringen müsse. Das Schlagwort aber, welches heute die Reformbewegung auf der ganzen Linie zu beherrschen scheint, ist entschieden die dringende Forderung nach Jugendspielen und die Verherrlichung derselben. Da und dort wird gefordert, dass sämmtliche bisher üblichen Arten der Gymnastik verworfen und mit neuen, freieren vertauscht werden sollen. Und es ist auffallend, dass, während die bereits erwähnte „ligue nationale de l'éducation physique" gerade das Propagieren dieser Spiele als einen ihrer Hauptzwecke betrachtet; während solche begeisterte Fachmänner wie Daryll und Baron Coubertin es sich zur Aufgabe gemacht haben, die athletischen Spiele der Engländer auch bei den Franzosen beliebt zu machen und die Turnlehrer in denselben einüben zu lassen, — wozu auch bei uns schon die Initiative ergriffen wurde; während bei den Deutschen die auf literarischem Gebiete von Raydt, auf gesellschaftlichem Gebiete von Schenkendorf geleitete Bewegung, mit ihren in Braunschweig und besonders in Görlitz errichteten großen Versuchsstationen, die Verwirklichung desselben Zieles energisch und erfolgreich eingeleitet hat: neuestens in Frankreichs pädagogischen Kreisen und Literatur eine gewisse skeptische Richtung bezüglich dieser Spiele die Oberhand zu gewinnen beginnt und die Wirkung der auch nur einigermaßen athletischen Leibesübungen auf die allgemeine Bildung der Jugend dort vielfach bezweifelt, bestritten, ja direct angegriffen wird. — Es ist richtig und vollkommen wahr, was die begeisterten Fürsprecher der Jugendspiele vorbringen, um dieselben zu vertheidigen und beliebt zu machen: dass das nationale Unterrichtswesen eigentlich nicht des Militarismus, sondern der Freiheit bedarf, dass von einer Erholung nur bei solchen Leibesübungen die Rede sein kann, die nicht zugleich wieder eine Lehrstunde bedeuten, sondern eine active Zerstreuung und auf freier Bewegung und persönlicher Initiative beruhen. Ferner, dass die den Körper abhärtenden Spiele, unter allen Arten von Leibesübungen, die meisten Momente der leiblichen und seelischen Stählung in sich vereinigen, bei der vielseitigsten Arbeit der Muskeln den Charakter bilden, indem sie uns an Ausdauer, Geduld, Aufmerksamkeit und Selbstbeherrschung, ja an Selbstunterordnung und hiedurch an Selbstlosigkeit und Selbstaufopferung gewöhnen, gleichzeitig aber auch Behendigkeit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Muth uns lehren, zu Kaltblütigkeit, That- und Willenskraft uns stählen und die natürlichen Fehler wegtilgen. Andererseits bilden sie in wohlthuender Weise das Gemüth, indem sie ein herzlicheres Ver-

hältnis zwischen den Schülern und den die Spiele leitenden Lehrern schaffen, die Bande der Liebe zwischen ihnen knüpfen, ohne die Autorität und Disciplin zu lockern. Wahr ist auch, was besonders Raydt hervorhebt, dass die im Freien geübten und mit kräftiger Körperbewegung verbundenen Spiele außerhalb der Schule, als gesellschaftliche Gebräuche, die hygienisch beste und sittlich edelste Art der Berührung zwischen den beiden Geschlechtern bilden und in jeder Hinsicht dem ermüdenden Tanze in staubigen, schlecht gelüfteten Sälen vorzuziehen wären. Endlich unterliegt es kaum einem Zweifel, dass die Thatsache, wonach Englands gebildete Classe nicht bloß hinsichtlich der Lebensdauer, sondern auch hinsichtlich der Bewahrung der Elasticität der körperlichen Kräfte fast alle Völker des Continents übertrifft, zum großen Theil in der Sportliebhaberei der Engländer begründet ist, in ihren abhärtenden Spielen, die sowohl in der Erziehung der Jugend, wie im Leben der Erwachsenen sich eingewurzelt haben. Gleichwie bei den alten Völkern die kluge Cultivierung der verschiedenen Gattungen von Leibesübungen mit der Blütezeit jener Völker zusammenfiel, während die Vernachlässigung oder Entartung der öffentlichen Spiele und Wettbewerbe zugleich ein Zeichen des Verfalls oder der Entartung der Nation war. — Diesen Erwägungen pflegt man jene ungünstigen Erfahrungen entgegenzustellen, welche man an manchen Orten mit der Einbürgerung der Schulspiele gemacht hat, welche aber fast sämmtlich auf die nicht entsprechende Beschaffenheit des Platzes, auf die übergroße Zahl der Theilnehmer, auf die Mangelhaftigkeit oder Gleichgiltigkeit der Aufsicht zurückgeführt werden können. Einige sind der Meinung, dass solche Spiele nur mit den Externaten vereinbar sind, während im Internate den zur dauernden Führung der Aufsicht und Erziehung berufenen Organen gegenüber alle Ordnung und Disciplin schwindet, wenn sie sich mit den Schülern in deren Spielen gleichsam als Spielgenossen vermengen. Andere rechnen es den Spielen als pädagogischen Nachtheil an, dass in denselben das Temperament mit voller Unmittelbarkeit zur Geltung kommt und daher jene Muskelarbeit, welche wir durch die Jugend in dieser Weise verrichten lassen, viel ungleichmäßiger ist als jene, zu welcher das systematische Turnen sie zwingt. Selbst unter den begeistertsten Anhängern der Spiele gehen die Ansichten darüber auseinander, ob es rathsam und mit der Natur des Spieles vereinbar sei, die Spiele obligatorisch zu machen und ob es nicht besser wäre, die Theilnahme an denselben zur Sache der Neigung und des freien Willens zu machen, in welchem Falle von dem Spiele als einem allgemeinen erziehlichen Mittel natürlich kaum die Rede sein könnte. Zum Schlusse muss ich neuerlich der Streitfrage

Erwähnung thun, mit welcher sich neuestens in Frankreich der zu Caën stattgehabte Congress der „Association pour l'avancement des sciences" beschäftigt hat, mit deren Vorbereitung aus medicinischem Gesichtspunkte Professor Bronardel, aus pädagogischem Gesichtspunkte Professor Marion betraut wurden und welche darin culminiert, welche Wirkung das „lendit" auf die „concours généraux" übt oder mit anderen Worten, ob nicht die durch die großen Wettbewerbe auf dem Gebiete der Leibesübungen entfachte Ambition den Fortgang in den allgemeinen Studien beeinträchtigt? Diese Frage ist übrigens von den Directoren der Pariser Lyceen größtentheils in beruhigendem Sinne beantwortet worden. — Schon diese flüchtige Skizze zeigt uns, dass es auf dem Gebiete dieser Frage noch Vieles zu erwägen und zu erörtern gibt und dass der Process der Erprobung der Ansichten und Vorschläge an den Versuchen und Erfahrungen noch lange nicht zu Ende ist. — Indes scheint es mir ziemlich klar, dass wir durch jene schärferen Gegensätze, wie sie in einer Zeit der Gährung der Ansichten sich zu zeigen pflegen, uns nicht auf Irrwege dürfen leiten lassen, und dass wir nicht genöthigt sein werden, um des Neuen willen, irgend etwas ganz zu opfern, was in unserem Schulleben sich als gut und nützlich erwiesen hat. Es handelt sich schließlich darum, die gegensätzlich scheinenden Richtungen in zweckmäßiger Weise auszugleichen, wie es denn sicher ist, dass wir unsere Jugend weder zu bloßen Athleten noch endlich zu pedantischen Turnern ausbilden wollen. — Wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, dass keinerlei Revision unserer Lehrpläne zu einer solchen quantitativen Verminderung des Lehrstoffes selbst führen kann, welche geeignet wäre, den aus der Überbürdung stammenden Klagen gänzlich ein Ende zu machen, oder alle heutigen Nachtheile der körperlichen Erziehung auf diesem Wege allein zu beseitigen. Die Erleichterung der Anforderungen des Studiums ist nach meiner Auffassung fast ausschließlich von methodischen Verbesserungen zu erwarten und welches Maß immer diese Erleichterung hätte, müssen wir doch zur Sicherung der Proportion und des Einklanges zwischen körperlicher und geistiger Entwicklung der Jugend auch zu wirksameren, positiven Mitteln greifen, zu jenen Mitteln, mit welchen ich im Rahmen dieser kurzen Erörterung mich am meisten beschäftigt habe, für welche wir aber — natürlich — auch die nöthige Zeit schaffen müssen. Für diese Erziehungsmittel, für die Lust an stählenden Leibesübungen und bis zu einem gewissen Grade auch für die Wettbewerbe, müssen wir auch die Jugend der höheren Schulen gewinnen, welche auf dem Continent und hauptsächlich bei uns denselben gegenüber sich ziemlich gleichgiltig verhält; ebenso müssen wir dafür auch

die Gesellschaft gewinnen, deren Gebräuche und deren Auffassung zu allen Zeiten großen Einfluss darauf übten und üben werden, was man in der Schule mit Erfolg einbürgern kann und was nicht. — Ich glaube die Männer des XX. Jahrhunderts werden sich dessen nicht im mindesten zu schämen haben, wenn sie — in dieser Hinsicht abweichend von ihren unmittelbaren Vorgängern — auf die Pflege und Entwicklung der körperlichen Kräfte, der Gesundheit und Geschicklichkeit ihrer Söhne ein eben solches Gewicht legen werden, wie auf die Ausbildung der Verstandeskräfte. Was wir von dem Beispiel des Alterthums und besonders von jenem Hellas' mehr als Redeblume zu sagen pflegen, das wäre nach meiner Ansicht ganz ernst zu nehmen. Wir bedürfen einer zweiten Renaissance, gerade so wie am Ende des Mittelalters, und wenn der frische, anmuthvolle, harmonische Geist des classischen Alterthums die Menschheit zu verjüngen vermochte, als dieselbe in dem Übereifer und in der Einseitigkeit einer in Extremen verirrten Religiösität für die schönsten Freuden und edelsten Güter des Lebens unempfindlich zu werden begann: warum sollte die Auffassung der Alten nicht dieselbe Wirkung auch auf unsere Zeit üben können, welche der zuweit getriebene Materialismus einseitig gemacht hat und in deren Leben die Harmonie dadurch gestört wurde, dass die Jagd nach dem Broderwerb, der Kampf ums Dasein, nur zur Ausbildung jener Kräfte uns aneifert, deren wir in dem Verfolg unseres Berufes, in dem Erwerbe materieller Güter unmittelbar bedürfen. Heute beginnt schon die Überzeugung aufzudämmern, welche hoffentlich ein Gemeingut des künftigen Jahrhunderts bilden wird — dass wir mit einem einseitigen Erziehungssystem unseren Kindern, selbst aus dem Gesichtspunkte ihrer Existenz, keinen guten Dienst erweisen. Wenn diese Überzeugung einmal zum Durchbruch kommt, dann wird auch die körperliche Erziehung den ihr gebürenden Platz in dem Gesammtsystem unserer öffentlichen Erziehung einnehmen. Und dies wird — was ja auch das Ziel unserer Bestrebungen ist — nicht bloß eine pädagogische Reform sein, sondern die Wiedereroberung eines verlorenen Ideals: Der Harmonie in dem Leben und in den Kräften des Körpers, des Gemüths und des Geistes. . . . .

Um uns wieder den olympischen Spielen zuzuwenden, so bemerken wir, dass als eigentlichen Schauplatz der Kämpfe das alte Stadion in Aussicht genommen ist, welches für alle Sportarten verhältnismäßig leicht zu adaptieren und zur Aufnahme von über 20.000, die ganze Rennbahn gut überblickenden Zuschauern geeignet ist. Eine Wahl, die sowohl vermöge der Lage, als der an den Ort sich knüpfenden Reminiscenzen eine glückliche genannt werden muss. Es könnten über-

dies jene wohlerhaltenen unterirdischen Räumlichkeiten verwertet werden, durch welche im Alterthum die Besiegten heimlich abzogen, um dem Hohngelächter der Menge zu entgehen. Bedenkt man, dass sich die menschliche Natur seit Themistokles' Zeiten wenig geändert hat, so wird man dieser humanen Schutzmaßregel, selbst in unserem Jahrhundert-Ende, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können. Die zahlreichen und kostbaren Baulichkeiten des antiken Olympia wurden nach dem Zerfall des römischen Reiches durch Verwüstungen und Plünderungen von Menschenhand, durch Erdbeben, Überschwemmungen und andere Katastrophen zerstört und verschüttet, so dass sie fast spurlos vom Erdboden verschwanden. Eine tausendjährige Vernachlässigung hat aus der geweihten Stätte eine ungesunde, mit niedrigem Gebüsch bedeckte, wüste Ebene gemacht, die erst neuerdings durch sorgsame Cultur wieder fruchtbar gemacht worden ist. Wie bekannt, haben daselbst die erfolgreichsten Ausgrabungen unter der Leitung Curtius', vom Deutschen Reiche veranstaltet, in den Jahren 1875 bis 1881 stattgefunden. Olympia! Welcher Name für den Historiker, welcher Klang für den Kenner althellenischer Cultur; aber auch der Nichtfachmann in der Antike fühlt instinctiv das bedeutende ethische Moment, das sich für immer an den Namen dieser geheiligten Stätte knüpft und so glauben wir ohne Gefahr der Langweile eine Auffrischung der betreffenden geschichtlichen Reminiscenzen wagen zu dürfen. Wenn wir unsere Blicke um fast zwei Jahrtausende in die Vergangenheit zurückwenden, so erkennen wir in den olympischen Spielen die ältesten und feierlichsten jener Festlichkeiten, die im Verein mit den pythischen, isthmischen und nemeischen Spielen in ihrer panhellenischen Bedeutung das Streben verfolgten, alle Griechen zu einem Staate zu vereinigen. Gleichwie das Wasser die beste Gabe der Erde ist und gleichwie das Gold durch seinen Glanz aus den Schätzen der Menschheit hervorleuchtet, sagt Pindar, erblassten neben den olympischen Spielen die übrigen Festlichkeiten ähnlich wie die Sterne im Glanz der Sonne. Olympia war keine Stadt, sondern eine schöne, von bewaldeten Höhen eingefasste Thalebene, wenige Stunden vom Meere entfernt, nach Lysias: der schönste Punkt Griechenlands; ein ländlich stiller Ort, dessen Gepräge sich jedoch gewaltig änderte, wenn alle vier Jahre die heiligen Gesandten des Zeus auszogen und den Hellenen die Kunde brachten: „Das Fest des Zeus ist wieder nahe; aller Streit soll ruhen, jeder Waffenlärm schweigen! Frei mögen auf allen Land- und Wasserstraßen die Pilger zur gastlichen Schwelle heranziehen!" Aus den fernsten Colonien eilten die Theilnehmer herbei:

„Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint!"

Und niemand gereute es hingekommen zu sein; jeder fand seine Freunde; man lernte sich kennen, man söhnte sich aus, Bündnisse wurden geschlossen und ein Wiedersehen beim nächsten Nationalfest verabredet. Der Platz, auf welchem die olympischen Spiele gefeiert wurden, bestand aus zwei sehr langen, geebneten Bahnen; die eine, Stadion genannt, hatte eine Länge von 200 Meter, war 32 Meter breit und rings mit Erdwällen umgeben, auf denen 40—50.000 Zuschauer Platz hatten; das südlich gelegene Hippodrom war eine größere Bahn für Wagenrennen und besaß an den beiden Enden und in der Mitte Pyramiden mit den folgenden Aufschriften: „Wohlan tapfer! Eile! Wende dich!" — Die olympischen Spiele wurden regelmäßig alle vier Jahre, welcher Zeitraum Olympiade benannt wurde, im glühendheißen Juli gefeiert. Mit Sonnenaufgang begannen die Spiele, nachdem die Nacht vorher mit Opfern und Gesängen zum Preise der Götter gefeiert worden war. Die Kampflustigen waren verpflichtet, sich bei den Kampfrichtern, den elischen Hellanodiken, zu melden und wurden auf Ursprung, Ruf und körperliche Tüchtigkeit geprüft; auch mussten sie nachweisen, dass sie freie Männer seien und sich zumindest zehn Monate in einem Gymnasium auf die Kämpfe ernstlich vorbereitet hatten. Schon waren die Stufensitze des Stadions mit Zuschauern dicht besetzt, als von den in purpurne Gewänder gehüllten Richtern geführt, die Wettstreiter durch einen verdeckten Gang in die Bahn eintraten und vom Herold mittelst Namensaufruf dem Volke vorgestellt wurden. Dann traten sie an die geheiligte, silberne Urne, sprachen ein kurzes Gebet und zogen Lose, nach denen sie in Vierergruppen laufen sollten. Nach einem Trompetenstoß gieng der Wettlauf an und da einer Sieger bleiben musste, traten jene, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen. Name und Vaterstadt des Siegers, Olympionikes genannt, wurden vom Herold laut ausgerufen und von der Menge jauchzend wiederholt.

Was die harmonische Entwicklung von Geist und Körper betrifft, reichte bekanntlich kein anderes Volk des Alterthums an die Griechen heran. Der wesentlichste Bestandtheil griechischer Gymnastik und der gesammten nationalen Erziehung concentrierte sich in dem zum erstenmale beim 18. Feste vorgeführten „Pentathlon", dem Fünferkampf, der aus der gleichzeitigen Preisbewerbung in Wettlauf, Sprung, Faustkampf, Diskos- und Speerwurf bestand. Um daran mit Erfolg theilnehmen zu können, musste man vielseitig gestählt, in allen

fünf Sportarten gleich ausgezeichnet sein. Eine einseitige Fertigkeit, wie sie bei den Jongleurs des Alterthums und der Neuzeit oft in wirklich verblüffender Weise zutage tritt, genügte dem idealen Zweck: der harmonischen Entwicklung von Kraft und Geschicklichkeit durchaus nicht. Trotz der wunderbaren Anpassung des Pentathlon an die Anatomie und die Physiologie des menschlichen Körpers hätte dasselbe nicht vermocht, jene bedeutenden Resultate im nationalen Leben aufzuweisen, hätten sich demselben die festliche Stimmung, die Ehrungen der Preisvertheilung und insbesondere der religiöse Charakter nicht zugesellt. Während bei allen diesen athletischen Übungen sich des Mannes eigene Kraft und Gewandtheit in freier Selbstbethätigung bewährten, kamen seit 680 v. Chr. die ritterlichen Spiele, die Kunst des Wagenrennens, später auch das Wettreiten in Übung, welche an Glanz des Reichthums und an Pracht des Aufzuges, die oben erwähnten Aufführungen weit übertrafen. Es galt für eine Stufe hohen Erdenglückes, wenn es jemand vergönnt war, an den Rennen mit einem Viergespann theilnehmen zu können. Hochfahrenden Jünglingen, wie Alkibiades, erschien der Sieg im Hippodrom als das höchste und einzig begehrenswerte Ziel. Auch zeigten sich hier nur die größeren Staaten, nur die Reichsten, die Könige von Syrakus und Kyrene traten hier in die Schranken und sandten ihre verwegensten Wagenlenker und ihre prächtigsten Gefährte in das Hyppodrom. Ein eherner Adler stieg in die Lüfte und verkündete der ungeduldigen Menge den Anfang des Spiels. Die Gespanne tauchten paarweise aus dem Hintergrunde hervor und bildeten anfänglich eine prächtige, unaufhaltsam vorwärtsstürmende Wagenreihe. Aufrecht im Gefährte stand der Lenker, der großen Gefahr spottend und blitzenden Auges seine wilden Rosse verfolgend. Bei der Ziersäule, die zwölfmal umfahren werden musste, was etwa 7 Kilometer entsprach, und wo jeder möglichst nahe links herumzulenken trachtete, bildete sich jedoch alsbald ein Zusammenschieben, ein Gedränge, nicht selten ein unentwirrbarer Knäuel, dem oft mit der größten Bedachtsamkeit nicht auszuweichen war. Manche warfen um, zerbrachen den Wagen und wurden dabei schwer beschädigt oder fuhren gegen andere Wagen an und mussten den Kampf aufgeben. Bei einem Rennen scheiterten 40 Wagen an dieser verhängnisvollen Klippe und ließen dem allein übrig Bleibenden einen leichten Sieg. Um die Angst und den Jubel, womit die Zuschauer die rasch sich vollziehenden Ereignisse des ergreifenden Schauspieles verfolgten, begreiflich zu machen, brauchen wir ja bloß an unsere modernen Rennen zu erinnern. Eine ganz ausgezeichnete, classische Schilderung dieser Wagenkämpfe findet sich in „Elektra“, der Tragödie des

Sophokles, worin der Erzieher den siegreichen Tod des Orestes der Klytämnestra kund thut:

„Da tönte hell der Erzdrommete Schmettern,
Und alsogleich entstürmten sie, die Rosse
Mit lautem Zuruf spornend und in den Händen
Die Zügel schwingend; rings erdröhnte laut
Die Bahn vom Radgerassel, wirbelnd flog
Der Staub empor, und all' in einem Drange
Mit wildem Geiselschlag flieh'n sie dahin,
Und jeder strebt, am Radgeschwirr vorüber,
Vorüber an der Rosse Sturmgebraus
Dem Nebenmann den Vorsprung abzuringen.
Heiß sprühten in des Vordermannes Rücken
Der Renner Nüstern, und der Räder Speichen
Betroff der eilgespornten Hengste Schaum.“

Der letzte Tag der Festlichkeiten war zur Krönung der Sieger und für die Dankopfer bestimmt. „Wann der schönen Selene geliebtes Abendlicht leuchtet,“ singt Pindar, „dann erhellt die ganze Flur bei lieblichen Gelagen von Siegesängen.“ Ein vornehmer Jüngling aus Elis schnitt mit einem goldenen Messer Zweige von einem Ölbaum im Haine der Altis. Daraus wand man einen schlichten Kranz, welcher den höchsten Ruhm in Griechenland versinnlichte; nach Cicero bildete dieser Preis für die Griechen eine erhabenere Auszeichnung als der Triumphzug eines siegreichen römischen Feldherrn. Der Name des Siegers ertönte in den fernsten Gauen des Landes, Lobhymnen wurden auf ihn gesungen und seine Bildsäule in Olympia aufgestellt: Pindar sang und Phidias bildete. Von den Steuern befreit, mit einem Ehrenplatze im Heere und im Theater bedacht, sorgte die eigene Vaterstadt für die Zukunft dieser glücklichen Auserwählten. Ein alter Grieche starb vor Freude inmitten der Umarmung seines sieggekrönten Sohnes; alle zu Olympia versammelten Griechen gaben ihm gerührt das letzte Geleite. Diagoras aus Rhodus, einst selbst als Sieger gekrönt, brachte in seinem Alter zwei seiner Söhne nach Olympia, die sich ebenfalls den Olivenkranz errangen. Mit edlem Sinne setzten sie die Kränze ihrem Vater aufs Haupt, hoben den vor Glück tiefgerührten Greis auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumphe umher. Das Volk weinte vor Freude, bewarf den Alten mit Blumen und rief ihm zu: „Stirb Diagoras, denn nun bleibt dir nichts mehr zu wünschen übrig!“ Wirklich vermochte der Greis so viel Glück nicht zu ertragen und sank entseelt vor den Augen der Versammlung hin. — Kein Wunder also, dass die Erinnerung an die bei den olympischen Spielen vorgeführten hervorragendsten Leistungen in Wort und Schrift bis auf unsere Tage erhalten blieb. Pausanias verewigte das Andenken des Milon von Kroton, eines mehrfachen

Siegers, der seine eigene Statue auf den Schultern in den Altis-Hain trug und einst einen vierjährigen Stier über die Rennbahn geschleppt und an einem Tage verzehrt haben soll; ein anderesmal aber seine Kopfadern derart schwellte, dass eine um die Stirne gebundene Saite entzweisprang. Im Sprunge ragte der krotonische Phayllus hervor, der in der Weite angeblich 15 Meter überwand und den Diskos bis auf 30 Meter schlenderte. Ganz ausgezeichnet im Faustkampf und im Pankration (Ringen mit Schlagen verbnnden) soll, nach Pausanias, Theagenes von Thasus gewesen sein, der nicht weniger als 1400 Siegeskränze sein nannte, und bereits als nennjähriger Schulknabe die Statue einer Gottheit vom Markte nachhause trug. Ein anderer Pankratiast, Pnlydamus, erdrosselte auf herakleische Art einen mächtigen Löwen auf dem Berge Olympus und hielt ein andermal einen Wagen mit einer Hand derart fest, dass die Pferde denselben nicht wegzuziehen vermochten. Charakteristisch für diese Festlichkeiten war der Umstand, dass, während unverheiratete Mädchen, denen übrigens bereits Lykurgus die sportlichen Übungen bindend verordnete, zugegen sein durften, den Frauen jegliche Theilnahme strengstens nntersagt war. Eine Ansnahme bildete Chamyne, die Priesterin des Demeter, die das Ehrenrecht genoss, den Richtern gegenüber den Kämpfen beizuwohnen. Den Dawiderhandelnden stand die Todesstrafe bevor: sie sollten vom Berge Typaeum in die Tiefe gestürzt werden, welch strenges Urtheil jedoch in einem einzigen sich dargebotenen Übertretungsfalle nicht vollführt wurde. Kallipatria, die ihren Sohn zu den Kämpfen geleitete, war es, die der großen Versuchung nicht widerstehen konnte, in Männertracht verkleidet, dem Schauspiele beiwohnte. Als nun der junge Peisidoros den Preis davontrug, stürzte die Mutter, unfähig ihr Entzücken zu bemeistern, auf ihren Sohn zu, schloss ihn in ihre Arme und wurde entdeckt. Doch ließ man die Strenge des Gesetzes nicht walten. Der Umstand, dass Gatte, Sohn und Bruder dieses Weibes olympische Sieger waren, hieß die Richter Gnade vor Gerechtigkeit üben. Die olympischen Spiele, aus bescheidenen Anfängen, unter zeitlicher und örtlicher Beschränkung hervorgehend, entwickelten sich stetig und nahmen in ihrer Blütezeit 5—7 Tage in Anspruch. Sie wurden im Laufe der Jahrhunderte vielfach geändert und vergrößert, da die Eleer unablässig bedacht sein mussten, die Feier der Olympien, das Kleinod ihres Staates und die Quelle ihres Wohlstandes, auf alle Weise zu pflegen, und für zeitgemäße Fortbildung vor der gefährlichen Concurrenz anderer Festspiele zu behüten. War die Theilnahme anfänglich nur Griechen und Erwachsenen gestattet, so sehen wir später auch Römer, dann Barbaren, desgleichen Knaben theilnehmen, für

welche die Angehörigen Schwur und Verantwortlichkeit übernahmen. Man achte wohl auf diesen internationalen und universellen Zug, der damals im Keim, bei der heutigen Wiedereinführung in vollem Maße zur Geltung kommen muss. Die Dauer der olympischen Spiele umfasst über ein Jahrtausend. Von 776 v. Ch. bis zum Verbote des Kaisers Theodosius im Jahre 396 n. Ch., was insgesammt 293 Olympiaden entspricht. Mit dem Niedergang des Heidenthums erstarben auch die antiken Gebräuche im nächsten Jahrhundert unter Theodosius II. Auch die Athletik und im weiteren Sinne die Erziehung des Körpers hat ihre Geschichte. Das alte Egypten, desgleichen Indien kannten dergleichen nicht. In Europa sehen wir diese Richtung in Griechenland mit Lykurg auftauchen und nach den glänzendsten Resultaten in den Circus der Römer ausarten. Überall fällt die kluge Cultivierung der verschiedenen Arten von Leibesübungen mit der Blütezeit jener Völker zusammen, während die Vernachlässigung oder Entartung der öffentlichen Spiele und Wettbewerbe zugleich ein Zeichen des Verfalls oder der Entartung der Nation war. Bemerkenswert ist, dass sich die olympischen Spiele, gleichfalls Olympien genannt, gewissermaßen in ihren letzten, schwachen Athemzügen, sowohl in Athen als später in mehreren hellenischen und asiatischen Städten, zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Das Andenken an dieselben erscheint vornehmlich durch die Stiftung zweier großherziger Hellenen, der Gebrüder Zappas in Athen, gesichert, die in einer, alle vier Jahre zur Vertheilung gelangenden Preisbewerbung für Kunst, Industrie und Athletik besteht. In Ortakeni, einem Städtchen in Kleinasien, werden, allerdings nur Nachklänge, olympische Spiele bis auf den heutigen Tag gefeiert. Die kaum 10.000 Einwohner griechischer Abkunft veranstalten nämlich, obgleich sie die Sprache der sie umgebenden armenischen Stämme angenommen haben, alljährlich sportliche Kampfspiele, die in Einleitung, Form und Inhalt den antiken Vorbildern entsprechen. Die Sieger erhalten zwar keine Preise, nehmen aber bei der Heimkehr bei Glockengeläute und inmitten von Fahnen und Priestern im Ornate, an der Spitze des Zuges Aufstellung und sind Gegenstand der ausgesuchtesten Aufmerksamkeit ihrer Mitbürger. — Die eigentliche Wiedergeburt der Athletik ist unserem Jahrhundert vorbehalten, das gleichzeitig zwei wesentlich verschiedene Richtungen aufweist. Im spartanischen Sinne die Vorbereitung zum Kriege, wie sie in Preußen und Frankreich einst üblich war, und die athenische Art, die der berühmte Kingsley mit seinen Freunden in England vor etwa 60 Jahren einbürgerte und die später unter Thomas Arnold die Bewohner dieses Landes förmlich umknetete und von dorther ihren Siegeszug durch ganz Europa an-

trat. Dieser im Erstarken begriffene moderne Sport besitzt dem alten gegenüber ein Mehr und ein Weniger. Er erscheint in technischer Hinsicht, was Geräthe betrifft, vollkommener, in demokratischer und internationaler Richtung reifer, hingegen in Bezug auf philosophische Basis, auf Erhabenheit des Zieles, ferner was die patriotischen und religiösen Momente anbelangt, wenigstens noch derzeit, ärmer. Diese Gegenüberstellung von antikem und modernem Sport bildet den begründeten Ausgangspunkt zur Wiedereinführung der olympischen Spiele auf moderner Grundlage. Die eben vorangeführten Schilderungen vermögen uns zu überzeugen, dass diese Idee, weit entfernt fertig dem Haupte Zeus' zu entspringen, wohl vorbereitet und gereift, förmlich in der Luft lag, ehe sie zu der jüngst in großartigem Maßstabe geplanten und die Gauen eines einzelnen Landes weit durchbrechenden Verwirklichung Veranlassung gab. — Ein unseren Verhältnissen näheres, an Interesse und Erfolg reiches Beispiel für die Wiederbelebung der antiken Wettspiele bot die 25jährige Jubelfeier des Ersten Wiener Turnvereines im Juni 1886. Am 28. jenes Monats wurde nach fünfzehnhundertjähriger Pause das Pentathlon aufgefrischt und einem vieltausendköpfigen Publicum mit nachhaltigem Erfolge vorgeführt. Unter den Klängen der Musik betraten zwölf wohlgebaute Athleten die Rennbahn und blieben, nachdem sie dieselbe paarweise und die Speere emporhaltend, mit wundervoller Haltung durchliefen, eine Phalanx bildend, vor der Richtertribüne stehen. Alle hatten historisch treue, antike Costüme, was sowohl durch die Ungewöhnlichkeit, als durch die Schönheit allgemeines Staunen erregte. Die Streiter trugen mit wallenden langen, weißen Rosschweifen verzierte Helme und rohlederne Sandalen; von den Schultern bis zu den Knien lief ein fleischfarbenes, straffes Tricot und ein kurzer Reitermantel; von den Hüften fiel ein weißes breites Tuch abwärts, während die Arme auch bei den Richtern unbedeckt blieben. Diese, bekränzt, umhüllten lange, in malerischen Falten herabfließende, goldgesäumte weiße Gewänder. Der älteste der Richter trat hervor, gedachte in schwungvollen Worten der Bedeutung des Pentathlon und verkündete mit feierlicher Stimme die zwölf Kampfregeln. Nun erschollen die Posaunen und die Spiele begannen auf der 130 Meter langen und 60 Meter breiten Bahn. Den Anfang machte der Weitsprung mit einem Minimum von 4·5 Meter, die größte Leistung betrug 530 Centimeter. Mit Ausnahme von Zweien, die fehlsprangen, giengen die Übrigen zum Speerwurf über; der 190 Centimeter lange, mit einer Stahlspitze versehene Speer musste im Bogen je weiter geschleudert werden, wobei die thatsächlich erreichte größte Entfernung 54 Meter betrug. Wieder wurden die sechs schwächsten

ausgeschieden und es folgte der Wettlauf. Jeder der vier Bewerber musste einen in einer Entfernung von 95 Meter ihm gegenüber angebrachten Pfahl unberührt nmlaufen und zu seinem Ausgangspunkte zurückkehren, was vom Ersten in nicht mehr als 29 Secunden vollbracht wurde. Nun versuchten sich drei im Diskuswerfen. Eine linsenförmige, eiserne Scheibe von 21 Centimeter Durchmesser und 2 Kilogramm Gewicht musste mit der rechten Hand in die Ferne geschleudert werden, wobei als Maximum 25·15 Meter erreicht wurden. Nunmehr blieben bloß zwei Streiter übrig, bei denen der Ringkampf entscheiden sollte. Jenem, der in drei Fällen seinen Gegner zweimal zu Boden zwang, wurde der Siegespreis des ganzen Pentathlon: Kranz und Zweig aus Palmen zuerkannt, während sein letzter Gegner sich mit einem Lorbeerkranze bescheiden musste. Interessant ist, dass bei den einzelnen Kampfarten die größten Records, in der Regel verschiedenen Theilnehmern zufielen; der Sieger des eben geschilderten Wettbewerbes hatte allerdings in drei Arten die größte Leistung aufgewiesen. Noch seien die folgenden Durchschnittsdaten der zwölf Theilnehmer erwähnt: Alter $24^2/_3$ Jahre, Höhe 173 Centimeter, Brustumfang $96^1/_2$ Centimeter, Körpergewicht $67^2/_3$ Kilogramm. So einfach die Anordnung und so natürlich der Verlauf war, so wirkungsvoll war der Eindruck der ganzen Aufführung, die sich den damaligen Schilderungen gemäß auf den Gesichtern der Theilnehmer wiederspiegelte. — Die Wiederbelebung der olympischen Spiele wird in der Zukunft so manche heilsame Frucht reifen! Ein gesundes und aufgeklärt internationales Leben und Streben wird von den jeweiligen Plätzen ausziehend neu erstehen nnd den Cultus der Ehre und des Uneigennutzes in aller Welt frisch begründen nnd kräftigen helfen. So wird die Athletik ein altbekanntes und doch neues Mittel, zur Vervollkommnung des socialen Friedens, sowie der moralischen und physischen Eigenschaften des Menschengeschlechtes werden. Diese in gewissen Intervallen wiederkehrenden festlichen Zusammenkünfte werden sich zu den glücklichsten, friedfertigsten und brüderlichsten Vereinigungen der W e l t j n g e n d auswachsen; dabei am erfolgreichsten jene Unwissenheit ausrotten und jene Missverständnisse klären, in welchen die Völker bezüglich ihrer gegenseitigen Leistnngen und nachbarlichen Umgebung noch immer leben. Jene Intoleranz, die in Übelwollen ausartend, den Unverstand und den Hass nährt und in der Folge zu Zwietracht und barbarischen Kämpfen führt. Dies mochte im Geiste auch der Akademiker M. Bréal schauen, der bei Gelegenheit des jüngsten Congresses und feierlichen Symposions in einer begeisterten Rede auf die Großartigkeit der in Angriff genommenen Unternehmung hinweisend, dem kräftigen Gedanken Ansdruck

verlieh: dass die olympischen Spiele einen Markstein und Wendepunkt in der Geschichte menschlicher Cultur bedeuten und kraft der ihnen innewohnenden ethischen, socialen und politischen Momente berufen seien, den Ausgangspunkt der Vereinigten Staaten von Europa zu bilden! — Wenn wir nun am Schlusse unserer Abhandlung noch einmal Rede stehen sollen auf die Frage: „Was habe ich für Nutzen vom Spielsport?“ so sei bemerkt: „Kühner Muth und ein starkes Herz, dies sind die Blüten der Seele, die in unserer abschleifenden Cultur verkümmern, die aber im Brausen des Sturmes, im Kampfe wachsen und gedeihen: Im Reiz der Sinne liegt der weibliche, im freien Spiel der Kraft der männliche Genuss des Lebens. Mit den Kräften der Natur aber liegt dein eigenes „Ich“ zu den Füßen deines Willens.“

Hauptmann v. Hummel.

Das Forcieren von tiefen Gewässern durch Artillerie.

Studie von **Anton Dolleczek**, Major im 14. Corps.-Art.-Reg.

Es ist keineswegs eine Errungenschaft der neuesten Zeiten, von der Truppe — dem Einzelnen sowohl wie auch von den Verbänden — das höchste Maß der physischen Leistungsfähigkeit zu fordern; der Drang der Nothwendigkeit hat in allen Zeiten und allen Feldzügen einzelne Truppentheile zu Anstrengungen und Leistungen bemüssigt, welche jedenfalls damals und jetzt gerechte Beurtheilung verdienen; aber diese Leistungen waren Factoren, auf welche der Feldherr im geforderten Falle nicht rechnen konnte, während heute durch systematische Angewöhnung und methodische Übung der Führer seine Truppe so erziehen will, dass er früher kaum glaubliche physische Leistungen als sichere Parameter in sein Calcul einbeziehen kann. Hieher gehört die erstaunliche Fertigkeit moderner Infanterie im Marschieren, die größere Unabhängigkeit der Truppen von ihren Trains, das Ausnützen des Terrains und das Anschmiegen an dasselbe und endlich die so sehr gesteigerte Agilität und Mobilität der Cavallerie. Was früher als tolles Reiterstückchen bewundert und besungen wurde, ist jetzt Dank Übung und Erkenntnis der eigenen Kraft wie jener des Pferdes zu etwas Gewöhnlichem geworden. Distanzritte und kühner echter Reitergeist haben hier Erstaunliches vollbracht, wiederholte Patrouillenritte von hundert und einigen Kilometern werden nicht mehr bewundert und das Durchschwimmen von breiten Strömen mit ganzen Reiterabtheilungen ist nun eine ganz obligate Friedensübung.

Während aber die beiden genannten Hauptwaffen, das Fußvolk und die Reiter, diesen hohen Standpunkt der Beweglichkeit erreichten, blieb die dritte Hauptwaffe, die Artillerie, in dieser Richtung weit zurück; ja es ist, wenigstens gegen das Materiale voriger Jahrzehnte, sogar ein entschiedener Rückschritt zu verzeichnen.

Es ist nicht der Zweck nachstehender Zeilen, die constructiven Ursachen dafür anzugeben. In hundert und hundert Aufsätzen und Schriften wird darüber geklagt, dass unser Geschütz für unsere Bespannungen zu schwer, oder dass unsere Bespannungen für unser

Geschütz zu leicht seien; für alle Fälle ist das Futter mit der Leistung der Pferde, und mit dem gewünschten und geforderten Aussehen derselben nicht im Einklange — es soll hier aber angenommen werden, dass dem nicht so sei, dass in unserer Feld- und Gebirgs-Artillerie die absolute Möglichkeit vorhanden ist, nach einer Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit, nach einer Sicherheit in Bewältigung von Terrainhindernissen zu streben — mit Erfolg zu streben — welche den beiden andern Hauptwaffen bereits zu eigen geworden ist.

In den meisten Fällen beschränkt sich diese Art Ausbildung der Artillerie auf das sichere Nehmen der im Exercierreglement vorgeschriebenen Hindernisse und auf in — ein der Regel „Tempofahren" genanntes — Regeln der Gangarten nach Zeit und Strecke, welches das angeordnete „In Athemsetzen der Pferde" verschämt vertreten soll. Lang anhaltende Trabbewegungen, zumal auf mäßig, aber stetig steigendem Terrain werden selten geübt, denn erstens fürchten die Commandanten für das Aussehen ihrer Pferde, das dadurch leiden könnte (und dieses ist ja bekanntlich der Wertmesser für die Tüchtigkeit des Batterie-Commandanten), zweitens befinden sich unter der genau der Anforderung anbequemten Zahl von vierundzwanzig zur Disposition gestellten Zugpferden, gewiss einige fünfzehn- bis zwanzigjährige Herren, die solche Anstrengung absolut nicht vertragen, und drittens und hauptsächlichst, weil die Artillerie nur auf billardähnliche Übungsplätze angewiesen, dort ihre schönen, aber unnöthigen verschiedenen Evolutionen und Aufmarscharten exerciert. Von Hindernissen größerer Natur, Durchfahren von Sumpfstrecken, Schneefeldern, Sandflächen oder gar vom Durchfurten größerer Gewässer ist nie die Rede gewesen. Jeder scheut die Verantwortung der bei solchen Übungen sehr möglichen Unglücksfälle oder fürchtet mindestens den Ruin kostbarer Materialsorten und die Belastung des kärglich bemessenen Pauschalgeldes. — Dann aber kommt es, dass im Gebrauchsfalle die Batterie versagt — die ausgepumpten, fetten Pferdchen erschöpft, die ungeübten Leute unbeholfen, die Unter- und Oberofficiere rathlos sind. Allerdings wird man einwerfen, dass derart erhöhte Leistungen an Batterien selten gestellt werden, und dass diese daher auch selten in die Lage kommen, so außerordentliche Terrainhindernisse überwinden zu müssen. Zugegeben: selten; — selten, aber doch.

Geschah es doch im Frieden, dass ein, nach dem um 12 Uhr mittags abgeblasenen Manöver, in seine Nächtigungsstation disponiertes Corps-Artillerie-Regiment auf seinem Wege dahin einen Hang von einiger Steigung nicht mehr nehmen konnte, stecken blieb und auf

die Hilfe eines in der Nähe dislocierten Infanterie-Regimentes angewiesen war, um die Geschütze und ungepackten Protzen überhaupt fortzubringen. Trotzdem kam es erst um 11 Uhr nachts in seiner Nächtigungsstation an und war an dem nächsten Tage nicht schlagfertig. Ein anderes Artillerie-Regiment einer noch mehr als einen Tagmarsch hinter dem bereits kämpfenden Corps zurückstehenden Infanterie-Truppen-Division musste diesen Marsch fast ausschließlich im Trab zurücklegen, um noch mitsprechen zu können. — Um drei Uhr nachts war es aufgebrochen, um 12 Uhr mittags konnte es erst in die Feuerlinie rücken. In welchem Zustande kam es an?

Hiebei sei bemerkt, dass in beiden diesen Fällen sonnige, milde Herbsttage waren, nicht heiß, nicht kalt; die Straßen nicht kothig, nicht staubig, nicht steinig; wie aber, wenn Regen, Sturm und Schnee gewüthet hätten, wenn bodenloser Koth, klumpiger Lehm, spiegelhartes Glatteis oder mooriger Sumpf die Fahrbahn gebildet hätten?

Wir können möglicherweise in die Lage kommen, wo solche Witterung und solche Bodenbedeckung zur Regel werden — wo die trostlose Unterkunft und die schwierige Beschaffung der Verpflegung Mensch und Thier herabstimmen werden, wo die mangelhaft entwickelte Cultur und Armuth des Landes sich im Terrain wiederspiegelt: Flugsandflächen, nasse Wiesen, breite Gewässer ohne Brücken, Sumpfstrecken und keine Karte zur Verfügung, welche vorher die wenigen, und dabei schlechten, ausgefahrenen, wegweiserlosen Communicationen erwägen lässt.

Auch die Artillerie wird da in die Lage kommen, der Cavallerie gleich, sich auf ein Reiterstückchen einzulassen, und für alle Fälle schadet es nichts, solche mögliche Eventualitäten ins Auge zu fassen und zu bedenken, was geschehen könne und wie es geschehen solle.

Der Artillerie-Unterricht für Unterofficiere und Vormeister der Feldbatterien (5. Auflage vom Jahre 1895) gibt zwar im § 31 für die Überwindung der wichtigsten Terrainhindernisse einige Vorschriften und Verhaltungsregeln; aber es sind dies nur für verhältnismäßig geringe Hindernisse und auch da in allgemeinen Zügen gehalten; und trotzdem gibt es wenige, ja sehr wenige Unterabtheilungen, welche diese Vorschriften geübt; die Scheu vor Verantwortung bei hiebei immerhin möglichen Unglücksfällen ist, wie gesagt, der erste hemmende Factor hiefür. Übrigens ist das Durchfurten von Gewässern als äußerstes Hindernis in den genannten Vorschriften angeführt und dabei stillschweigend die Voraussetzung gegeben, dass das Wasser nicht eine besondere Tiefe besitzt, denn es heißt: „Ist

die Furt so tief, dass die Munition nass werden kann, so ist dieselbe auszuladen und mittelst Schiffen oder Kähnen hinüberzuschaffen."

Das bezöge sich schon auf eine Tiefe von 70—80 *cm*, so hoch ist nämlich das unterste Fach der Protzkasten-Eintheilung, welches die Shrapnels enthält, ober dem Boden.

Die Infanterie kann jedoch Furten von nahezu doppelter Tiefe passieren. Vermag es die Artillerie auch? — Nein! — d. h. so nimmt man es an.

Bei einer Tiefe von 100 und etlichen Centimetern reicht das Wasser den Pferden bis an und über den Bauch; das Pferd fängt allerdings erst dann zu schwimmen an, wenn es absolut keinen Boden mehr findet, seine Zugleistung hört aber schon auf, wenn dessen Rumpf im Wasser ist, weil die große Masse desselben einem starken Auftrieb unterworfen ist. Vom Ziehen eingespannter und schwimmender Pferde zu reden, wäre aber doch ein großer Unsinn.

Wie verhalten sich also Geschütze und Fuhrwerke, wenn sie vor die Eventualität gesetzt werden, tiefe, und sagen wir gleich, um die Extreme zu suchen, so tiefe Gewässer ohne Brücken zu übersetzen, dass die Pferde schwimmen müssen.

Es ist dieses einfach unmöglich, wird man antworten.

Es ist möglich! und die Kriegsgeschichte beweist es, da es schon vorgekommen ist.

Es war im Kriege 1648—49 der Republik Polen mit den aufständischen Ukrainer Kosaken, als der polnische Feldherr Stefan Czarnecki an einer von den Kosaken für den Übergang unmöglich gehaltenen Stelle den angeschwollenen Pruth forcierte. Die für das Durchschwimmen von Gewässern wohl geübte polnische Reiterei — schwamm doch dieselbe im österreichisch-polnischen Auxiliarkriege zum größten Staunen der Montecuccoli'schen Reiter im Jänner 1659 sogar über den Meeresarm nach Alsen hinüber — nahm das Hindernis leicht, jeder Reiter führte noch einen Musketier, der sich im Steigbügel hielt, hinüber; schwieriger gestaltete sich der Übergang der 18 Geschütze, von denen zwei schwere waren.

Kähne standen allerdings einige zur Disposition, jedoch nur kleine Fischerkähne, kaum geeignet, mittelst mehrmaliger Fahrten die Pulverfässer und sonstiges der Nässe entziehbares Gut hinüber zu schaffen; aber der Grund des Flusses war an dieser Stelle fest und kiesig.

Czarnecki ließ nun die Zugpferde an das andere Ufer treiben — sie schwammen hinüber — dort wurden sie angeschirrt und mit einem entsprechend langen Seil an die am anderen Ufer gebliebenen

Geschütze gespannt, welche, wie der Chronist*) erzählt, sehr bald gänzlich von den dahinrollenden Fluten des Flusses überdeckt wurden, aber ebenso rasch in der Nähe des diesseitigen Ufers daraus hervortauchten und alle glücklich ohne bedeutende Beschädigungen herausgezogen wurden. Diese ganze Überfuhr dauerte nicht lange und die Zugkraft der Pferde scheint sogar durch den hidrostatischen Gewichtsverlust eine geringere zu sein.

Ein ähnliches Verfahren war noch später in der polnischen Artillerie üblich. In dem Lehrbuch des Hauptmannes Jakubowski (Warschau 1792) ist diese Methode detailliert erklärt, und in dem Feldzuge 1830/31 haben die polnischen Batterien wiederholt die zahlreichen brückenlosen Flüsse des Kriegsschauplatzes, namentlich den sumpfigen Narew, auf ähnliche Art durchfurtet. Schreiber dieses ließ sich von Theilnehmern an diesem Kriege erzählen, dass jede Batterie meistens noch mit einem Pontonwagen ausgerüstet war, und dass bei Flussübersetzungen die Munition, Geschirre und Montouren mittelst Ponton überschifft wurden, bei sumpfigem Flussgrund auch die Rohre, während die zuerst hinübergeschwommenen Pferde die auf dem Flussgrund rollenden Fuhrwerke eines um das andere, oder das folgende an das vorher ziehende angehängt, hinüberschafften.

Ja selbst aus neuester Zeit haben wir Beispiele.

So übersetzten 1889 zwei Sotnien des 16. Don-Kosaken-Regimentes und die Orenburger Batterie den Don. Die Geschütze waren durch mitgeführte Korkunterlagen schwimmbar gemacht; die Pferde, zuerst hinübergeschwommen, zogen vom anderen Ufer aus. Eines der Geschütze rutschte ab und versank in die Tiefe, trotzdem wurde es noch eine lange Strecke submarin gezogen, doch riss das Zugseil, da das, wahrscheinlich nicht gleichmäßig auf alle vier Räder am Grunde aufgefallene Geschütz, sich wie ein Anker spießte.

Bei einem anderen Versuche, vorgenommen am 9. und 10. August 1891 von der ersten Don-Kosaken-Division, übersetzen zwei Geschütze die Weichsel bei Iwangorod gleichfalls schwimmend, indem an sie eine Art Balanzierer oder Ausleger, an Ort und Stelle aus Piken und wasserdichter Leinwand construiert, angebracht wurden, welche sie über Wasser erhielten.

Warum also soll unserer Artillerie das unmöglich sein, was anderen gelungen?

Im Nachfolgenden sollen nun die Gedanken entwickelt werden, wie unsere Geschütze zu befähigen wären, tiefe Gewässer ohne

*) Comentarius rerum in Ma. D. L. per tempus rebellionis Rusicae 1648 et 1649 gestarum. Wujka Kojałowicz. Elbing 1656.

Brücken zu übersetzen; hiebei immer die Bedingung vorausgesetzt, dass die Reit- und Zugpferde durchzuschwimmen hätten. Mit wenigen Ausnahmen schwimmt jedes Pferd, und sollte bei einem in der Wirklichkeit vorkommenden Falle eines oder das andere versagen und ertrinken, so ist dies eben unabwendbar, und kommt auch beim Überschiffen, sogar bei Übergängen über Kriegsbrücken vor. Eine systematische Einübung der Artilleriepferde zum Schwimmen hätte keinen Zweck, da nahezu dreiviertel der Kriegsbespannungen, erst in der Mobilität zugewachsen, ohnehin ungeübt bleiben würde; man muss sich hier also — und man kann es — auf die natürliche Kenntnis des Schwimmens und den Selbsterhaltungstrieb der Pferde verlassen.

Bei reitenden Batterien könnte man allerdings die Übungen in mäßigem Umfange vornehmen; diese Batterien werden auch eher wie die fahrenden in die Lage kommen, Gebrauch davon machen zu müssen.

Hinüberschaffen der Pferde.

Zuerst sei das Hinüberschaffen der Pferde betrachtet.

Wie erwähnt, schwimmt jedes Pferd, — freilich nicht gerne. Wird es jedoch hiezu gezwungen und sieht es vor sich bereits schwimmende Pferde, so bequemt es sich hiezu. Es wären also vor allem einige wasservertraute Pferde in jeder Batterie zu erziehen, wozu sich am besten die Reitpferde eignen, da der größte Theil derselben auch schon im Frieden vorhanden ist. Dieselben haben unter entschlossenen Reitern voranzugehen, und ohne Aufenthalt in das Wasser zu steigen. Die anderen Pferde werden durch Anführen an der Hand oder unter dem Reiter ins Wasser gebracht und durch Peitschendrohungen vom Ufer aus hinübergetrieben, namentlich am Umkehren gehindert. Das gefährlichste Moment ist jenes, wo das Pferd den Boden zu verlieren beginnt, in diesem Augenblick müssen die antreibenden Hilfen am energischesten gegeben werden. Schwimmt das Thier, dann kehrt es auch in der Regel nicht mehr um, sondern strebt, von der Strömung theilweise getriftet, dem anderen Ufer zu.

Viele Pferde werden aber mit aller Gewalt trachten, noch vor dem Schwinden des Bodens unter ihren Füßen, umzukehren. Hier empfiehlt sich die Methode, welche das Dienst-Reglement und die Feldverhaltungen für das Überschiffen vorschreiben, wo nämlich solche Pferde angeleint und an der Leine von einem vorfahrenden Boote aus wegbugsiert werden. Auf diese Weise wurden auch die Pferde bei dem vorerwähnten Don-Übersetzungsversuche des 16. Kosaken-Regimentes anstandslos hinübergebracht. Ist die Flussbreite nicht beträchtlich, so kann mit mehr Vortheil und geringerer Mühe und Gefahr das Herüberlotsen der angeleinten Pferde von jenen Leuten

erfolgen, welche bereits das andere Ufer erreicht haben, wozu sie das eine Ende der Führungsleine mitzunehmen haben. Als Führungsleinen eignen sich eventuell zusammengeknüpfte Futterstricke am besten und sind auch in genügender Anzahl vorhanden.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass die Pferde unbeschirrt und nur mit der Geschirrhalfter versehen ins Wasser getrieben oder geritten werden; die Reitpferde behalten das Kopfgestelle, doch ist die Stange sammt Stangenzügel auszulösen.

Im übrigen kann man sich, was das Hinübersetzen der Pferde anbetrifft, auf die reglementarischen detaillierten Vorschriften berufen, und soll hier nur noch beigefügt werden, dass an beiden Ufern Vorkehrungen zu treffen sind, um das Ausbrechen und Durchgehen der ins Wasser gesetzten wie andererseits der landenden Pferde zu beschränken und zu verhindern. Für das diesseitige Ufer lässt sich aus den Fuhrwerken der Artillerie-Abtheilung, welche in Marschcolonne so hintereinander aufgefahren, dass die Bespannung des hinteren Fuhrwerkes an der inneren Seite des vorherfahrenden so weit vorgeht, dass die Stangenpferde des ersteren auch das letztere decken, eine halbkreisförmige Wagenburg bilden, die sich mit ihren beiden Endpunkten an das Ufer lehnt. Bei einem Artillerie-Regiment wäre der Umfang dieses Halbkreises über tausend Schritte, was einen ganz entsprechenden Manipulationsraum von circa 650ˣ Länge und 100—200ˣ Breite abgäbe. Innerhalb dieses, durch die ineinandergefahrenen Fuhrwerke gebildeten Raumes wären alle Vorbereitungen für die Übersetzung zu treffen, wobei die Fuhrwerke eine Art Wall oder Mauer bilden, welche von auskommenden Pferden nicht übersetzt oder durchbrochen werden könnte, daher ein Verlaufen der Pferde nicht zu befürchten ist. Die Lage dieser Wagenburg muss jedoch so gewählt werden, dass der eine Endpunkt derselben, und zwar der stromaufwärtige, an jene Stelle gelangt, wo der Einstieg, respective Eintrieb der Pferde ins Wasser erfolgt, weil infolge der Strömung die Pferde abgetriftet werden, und umkehrende Pferde noch eine Strecke stromabwärts kommen werden, ehe sie sich ans Ufer wenden. Daher wird es sich empfehlen, bei kleineren Abtheilungen noch unterhalb des stromabwärtigen Endes des Wagenburgkreises abwehrende Leute aufzustellen oder durch weiteres Auseinanderschieben der Fuhrwerke dem Kreise eine größere Ausdehnung zu geben, wo dann die abwehrenden Leute zwischen den Lücken der Geschütze und Wagen postiert werden.

Für das jenseitige Ufer bedarf es nicht so complicierter Vorrichtungen; es genügt, wenn sich drüben bereits Mannschaft befindet, welche ankommende Pferde beim Landen auffängt. Die ermüdeten

und erschreckten Thiere werden keine besondere Neigung zum Verlaufen zeigen, sondern sich gutwillig fangen lassen, oder dem Geselligkeitstriebe folgend, zu bereits am Ufer befindlichen Gruppen freiwillig zulaufen.

Wie später erklärt wird, werden sich die Pferdepflöcke und die Geschirre bereits am jenseitigen Ufer befinden; es sind daher die gelandeten Pferde sofort anzupflöcken, anzuschirren und durch Verabreichen von (an Ort und Stelle requiriertem oder hinübergeschafftem) Futter, zu beruhigen.

Hinüberschaffen der Geschütze und Fuhrwerke.

Die Wassertiefe und die Beschaffenheit des Flussgrundes wird entscheiden, ob die Geschütze (Fuhrwerke) schwimmend oder rollend an das andere Ufer gesetzt werden müssen; ist die Wassertiefe eine sehr bedeutende, der Grund morastig, schlammig oder felsig und uneben, so muss dieses schwimmend geschehen; bei kiesigem und sandigem Boden erfolgt die viel einfachere Überführung auf dem Grunde als Furt, zumal wenn die Wassertiefe nicht mehr als zwei Meter beträgt. Es sei diese Art zuerst abgehandelt.

Besonderer Vorbereitungen bedarf es hiezu nur geringe. Die Munition wird ausgepackt, es sei denn, dass die im weiteren Verlaufe dieses Aufsatzes angegebenen Mittel angewendet werden, welche ein luftdichtes Verschließen der Protz- und Wagenkastenthüren ermöglichen, wo es dann besser ist, die Munition in den Verschlägen zu belassen, um dem Fuhrwerke durch dessen Belastung eine größere Stabilität zu geben, welche es gegen die Strömung schützt. Die Rohre sind daher unbedingt nicht anszuheben, nur die Mundklötze, die Verschlussmäntel, ferner die Achssitzlehnleder zu entfernen, da diese eine Widerstandsfläche dem Wasser bieten.

Bei den Munitionswagen ist das unter dem Hinterwagenkasten angebrachte Vorrathsrad zu entfernen, da sich dieses leicht spießt, und oben am Verdeck zu befestigen. Bezüglich der Munitions- und der Lebensmittelverschläge gilt das früher Gesagte.

Bei den mit Holzverschalung versehenen Trainfuhrwerken — falls auch diese das Gewässer submarin übersetzen sollen — ist die dem Verderben durch Nässe unterworfene Ladung jedenfalls vorher zu entfernen und auf eine der weiter unten angegebenen Arten zu überführen.

Eisentheile, schwere Kisten und dergleichen bleiben verladen, doch sind aus dem vorhin angegebenen Grunde die vorderen und rückwärtigen Einschubbretter, wo solche sind, zu entfernen; überdies versteht es sich von selbst, dass die Wagen unbeplacht bleiben.

Nun werden die Fuhrwerke, nachdem durch Reiter, eventuell Taucher, oder durch Befragen der Umwohner die Linie der Furt bestimmt ist, an der betreffenden Stelle durch Mannschaft in das Wasser geschoben, und an die Zugwagen oder noch besser an die Vorderachse zunächst deren Enden je ein starkes Zugseil gebunden. Hiezu können die verbundenen und auf die nöthige Länge gebrachten Zugseile verwendet werden, oder sind solche durch Requisition zu beschaffen; zwei andere Seile, die jedoch schwächer sein können, und wozu auch wohl zusammengeflochtene Futterstricke dienen können, kommen an die Deichselspitze wohl zu befestigen. Mit diesen Seilen wird nicht gezogen, sondern nur die Deichsel dirigiert. Ist das zu übersetzende Gewässer sehr breit, so müssen die langen Zugseile schwimmend erhalten werden, dieses geschieht, indem von Stelle zu Stelle, etwa alle zehn Meter, die beiden Seile an einen leichten Balken, festgeschnürtes Strohbündel oder dergleichen angebunden und so auch miteinander vereinigt werden.

An die, nun vorher hinübergeschafften Enden dieser Zugseile sind die angeschirrten Pferde mittelst einer Bracke anzuspannen. Ob zwei, vier, sechs oder mehr Pferde einzustellen sind, hängt von den verschiedensten Umständen ab, namentlich von der Beschaffenheit des Grundes und dem hidrostatischen Druck, und wird sich an Ort und Stelle am besten ergeben. Die beiden Zuggruppen, an je einem Seil eine, nehmen eine etwas divergierende Richtung, zwischen beiden bewegen sich die Leute, zwei bis drei kräftige Männer, welche die Deichsel dirigieren.

Das erste Fuhrwerk oder Geschütz wird nur so weit in das Wasser gezogen, dass sich soviel Platz ergibt, um das folgende Fuhrwerk in ähnlicher Weise an das vorherige zu befestigen, die Deichsel immer voran.

Hiebei darf nicht vergessen werden, dass bei abprotzbaren Fuhrwerken der Protzhaken, der sonst zu stark beansprucht würde, dadurch entlastet werden muss, dass man die Verbindung zwischen Vorder- und Hintergestell auch durch Schleppketten oder Schnürung sichert, oder das nachfolgende Fuhrwerk direct an die Zugvorrichtung des vorderen ankuppelt.

So wird nun ein Fuhrwerk (Geschütz) an das andere jedesmal angekuppelt, sobald sich der genügende Raum ergibt. Bei einer Wasserbreite von vierzig bis fünfzig Schritten wird das erste Geschütz bereits landen, wenn das fünfte ins Wasser gesetzt wird. Bei breiteren Gewässern jedoch wird man nur Colonnen von vier, höchstens fünf Fuhrwerken Länge bauen, und den Übergang entweder mit mehreren solchen Colonnen gleichzeitig an verschiedenen Stellen ver-

suchen, oder eine Colonne nach der anderen an derselben Stelle ablassen.

Bei dem vorhin erwähnten Beispiele der Forcierung des Pruth durch Czarnecki mit 18 Geschützen scheint es aus dem Texte der Chronik hervorzugehen, dass alle achtzehn Geschütze in einer einzigen Colonne übersetzt wurden; bei einer, im Jahre 1875 von der achtpfündigen Batterie Nr. 8/9 ad hoc durchgeführten derlei Übung über die Weichsel oberhalb des Klosters von Zwierzenitz bei Krakau, zogen zwei Sechsspänner alle vier Geschütze, die mit den Schleppseilen eines hinter das andere gebunden waren, bequem durch den Fluss. Allerdings hatte das Wasser dort an der tiefsten Stelle, und zwar nur im Stromstrich auf eine Breite von 10 bis 12 Meter, kaum 1·5 Meter Tiefe. Trotzdem wurden die Pferde, der gefürchteten Verantwortung wegen, nicht schwimmend hinübergebracht, sondern durchfurteten eine noch seichtere Stelle. Die Mannschaft blieb auf den Protzkästen, an der tiefsten Stelle angekommen, standen die Kanoniere, sich an den Rücklehnriemen anhaltend, wurden indessen bis über die Knie nass.

Ist die Furt so tief, dass das Wasser, über den Fuhrwerken zusammenschlagend, diese unter den Wasserspiegel bringt und sie somit unsichtbar macht, muss die Vorkehrung getroffen werden, bei einem nicht ausgeschlossenen Unglücksfall, wie dem Zerreißen der Zugseile, Abtrennen eines Fuhrwerks, Spießen desselben u. dgl., die Stelle zu finden, wo sich dasselbe befindet, wie auch jene Punkte leicht zu bestimmen, wo man mit Hilfs- und Bergungsmaterial leicht zukommen kann. Hiezu wird jedes Geschütz (Fuhrwerk) mit Schwimmern (Bojen) versehen, und zwar empfehlen sich drei solche für jedes. Einer an der Deichselspitze, einer an der Vorderachse, der dritte an der Hinterachse. Solche Schwimmer sind, wie es bei den Zugseilen angegeben wurde, entweder leichte Balkenstücke oder Strohbündel, oder was sehr empfehlenswert sein dürfte, die geleerten und luftdicht verschlossenen Blechflaschen und Büchsen für Öl und Schmiermateriale, welche jede Batterie mitführt; übrigens erfüllt jede wohlverkorkte leere Feldflasche denselben Zweck, da sie an einem der oben genannten Punkte mittelst einer der Wassertiefe entsprechenden Schnur (Anbindstrick) befestigt, auf der Wasseroberfläche schwimmt, und so gleichsam als Merkboje die Stelle anzeigt, wo das betreffende Fuhrwerk sich am Grunde befindet. Bei einem Unglücksfalle braucht man nur bei einer solchen schwimmenden Marke an ihrer Schwimmleine herabtastend den Punkt zu suchen, um starke Seile oder sonstige Hebungsvorrichtungen anzubringen.

Es bleibt noch, was selbstverständlich ist, zu bemerken, dass die Zu- und Abfahrten der Furt durch Schanzzeug in ausgiebigster Weise zu ebnen und praktikabel zu machen sind.

Ehe das schwimmende Übersetzen von Fuhrwerken besprochen wird, scheint es geboten, einige Einrichtungen und Vorkehrungen zu erwähnen, welche, ohne bedeutende constructive Eingriffe in unser bestehendes Material zu machen, dasselbe befähigen sollen, nicht nur sich selbst Hilfsmittel zur Schwimmbarmachung zu liefern, sondern auch solche, welche durch entsprechende Zusammenstellung es ermöglichen, Nothfahrzeuge zu schaffen, die bei Übersetzung von Munition, Proviant, Geschirren und sonstigem Materiale, vornehmlich auch Menschen, die wichtigsten Dienste leisten werden, und zwar nicht nur der Artillerie allein, sondern auch nöthigenfalls anderen Truppen und auch für andere Lagen und Fälle des Kriegslebens als das Übersetzen von Wasserläufen ist, dienen können.

Die wichtigsten dieser Einrichtungen sind:

1. Das wasserdichte Schließen der Thüren bei den Protz- und Hinterwagenkästen.

2. Die wasserdichte Erzeugung von Pulverpatronenverschlägen.

3. Die Umgestaltung der ohnehin wasserdichten Futterplachen der Munitionswagen in luftdichte Doppelplachen, die eine Verwendung als Luftsäcke ermöglichen; sowie die Wasserdichtmachung der gewöhnlichen Wagenplachen.

4. Verwendung des Planreifendeckels der Requisiten- und Reservewagen, sowie einiger anderer Trainfuhrwerke als eine Art wasserdichter Faltboote.

ad 1. Ob durch Anbringung von intensiver drückender und in größerer Zahl vorkommenden Sperreibern an den gedachten Kastenthüren, oder ob durch Einlage von Gummibändern und sonstigen Dichtungen dieser Zweck zu erreichen ist, wird unseren Constructeuren und Artillerie-Ingenieuren keine Schwierigkeiten machen; zu erreichen ist es und anzustreben auch, schon aus dem Grunde, weil unter allen Umständen das im Protz- und Hinterwagenkasten Verwahrte besser gegen die äußere Einwirkung geschützt wird; man denke nur an Staub, Regenwetter und Sturm, auch braucht die Munition etc. beim Durchfahren von Gewässern dann gar nicht ausgepackt zu werden.

Durch einen wasserdicht geschlossenen Protzkasten, natürlich geleert, erhält man aber einen Schwimmkasten von rund 0·4 Cubikmeter Inhalt, welcher demnach bei voller Tauchung 400 *kg* Wasser verdrängt. Da die leere, ungepackte Protze aber nur 456 kg wiegt, so ist ersichtlich, dass man nur ganz geringe Ausleger an der Protze

anzubringen braucht, um sie schwimmbar zu machen. Solche Ausleger, welche die zum hidrostatischen Gleichgewicht nothwendige bedeutendere Volumens- als Gewichtsvermehrung verlangen, werden in der Folge bei jedem Fuhrwerk eigens erklärt. Bei der Protze würden zwei Balkenstücke von 2·5 Meter Länge und ca. $^{20}/_{20}$ stark genügen, um dieselbe schwimmend zu erhalten. Es müssten aber vorher Versuche angestellt werden, in welcher Weise und an welchen Punkten diese Tragbalken mit der Protze zu verbinden wären; ich denke mir dieselben an der Deichselmitte angeschnürt, dann im divergierenden Winkel unter dem Kasten so gezogen, dass sie noch etwas über die Spannschiene hervorschauen und an diese wie an die Räder gebunden.

Beim Munitionshinterwagen, der 560 *kg* wiegt, und dessen Blechkasten naturgemäß über 800 *kg* Tragkraft besitzt, ist gar keine Auslegervorrichtung nöthig, es sei denn zum Ausbalanzieren des Protzstockes.

Dieses aber geschieht am besten, wenn man zwei Munitionshinterwagen mit ihren gegen- und nebeneinander gestellten Protzstöcken zu einem vierräderigen Fuhrwerk verbindet, und mit Hilfe von Verdeck zu Verdeck gelegten Hebebäumen, oder auch solchen, die man längs der gebremsten Räder anschnürt, eine obere und eine untere Brücke bildet, auf welcher Verschiedenes aufgepackt fortgebracht werden kann. Man bedenke, dass man durch diese Anordnung ein solides Fahrzeug erhält, welches bei einem Eigengewichte von 1120 *kg* über 1600 *kg* Tragkraft besitzt, daher selbst imstande ist, bei geringer Nachhilfe selbst ein Geschützrohr noch mitzunehmen.

Die Idee der Kupplung zweier Munitionswagen mit gegeneinander gekehrten Protzstöcken könnte auch auf zwei Protzen mit gegeneinander gekehrten Deichseln angewendet werden. Die Deichseln wären stellenweise durch Pferdepflöcke zu verbinden, respective auseinander zu halten, und diese Art Leiter mit requirierten Brettern (Möbelplatten, Hausthüren u. s. w.) zu überdecken, was ein vorzügliches Floß abgeben könnte.

Viel schwieriger ist das Schwimmbarmachen des Geschützes, das heißt der Lafette mit eingelegtem Rohre, welches 1085 *kg* wiegt; für alle Fälle ist das Rohr auszuheben und allein fortzubringen, entweder wie früher erwähnt auf gekuppelten Munitionshinterwagen, oder in vorgefundenen Kähnen, oder mittelst aus Fässern, Schwimmsäcken und weiter unten angegebenen Vorrichtungen hergestellten Fahrzeugen. Für die leere Lafette, welche noch ein Gewicht von 575 *kg* repräsentiert, dienen dann dieselben Anordnungen.

Bezüglich der Trainfuhrwerke wurde hier kein Überschlag gemacht, weil eine Wasserdichtmachung der hölzenen Verschalungen kaum durchzuführen wäre, andernfalls diese fast durchgehends hölzernen mit nur wenigen eisernen Beschlägen versehenen Fuhrwerke ohnehin schwimmen oder hiezu nur geringer Hilfsvorkehrungen bedürfen. Nur darf die Wasserbreite nicht zu groß, respective die auf und im Wasser zugebrachte Zeit keine zu lange sein, weil sonst die Fuhrwerkskästen Wasser ziehen und sinken.

ad 2. Jede Protze und jeder Wagen birgt eine gewisse Menge hölzerner Pulverpatronen-Verschläge, welche in solider Arbeit ausgeführt, aber nicht wasserdicht sind, und daher bald Wasser ziehen und untersinken würden, wenn man sie als Schwimmkästen benützen wollte. Und doch entsprächen sie diesem Zwecke vollkommen, da sie bei ihren Raum- und Gewichtsverhältnissen eine Tragkraft von circa 50 Kilogramm repräsentieren und mehrere zusammengekuppelt ein ganz anständiges Nothfahrzeug bilden. Ich denke mir je vier solcher Verschläge durch Hebebäume, Richtlatten, Wischerstangen etc., welche durch die seitlichen Lederhandhaben gesteckt und an den beiden Enden wieder mit einander verbunden würden, ein Schwimmelement geschaffen, welches ungefähr eine Länge von 150 *cm*, bei 60 *cm* Breite und eine Tragfähigkeit von rund 200 Kilogramm besitzt. Aus solchen Elementen lassen sich nun mittelst Hilfe von Hebebäumen, Pferdepflöcken, Stangen, Leitern, Brettern u. dgl. einerseits, sowie Stricken und Riemen anderseits, Fahrzeuge combinieren, welche eine dem verlangten Zwecke entsprechende Größe und Tragfähigkeit besitzen, selbst Geschützrohre und Munition zu tragen vermögen. Durch Combination mit den gleich weiter unten beschriebenen Luftsäcken kann diese Tragkraft überaus hoch gesteigert werden. Hiebei ist aber vorausgesetzt, dass die gedachten Verschläge wasserfest sind. Dieses kann sehr leicht durch Verkittung, Imprägnierung und festeren Anstrich bewirkt werden, ohne die Form, Größe und Construction der Verschläge zu ändern, und werden die etwas höher gestellten Erzeugungskosten auch nicht unerschwinglich sein.

ad 3. Die auf den Verdecken der Batterie-Munitionswagen aufgeladenen Gegenstände werden bei der vorgeschriebenen kriegsmäßigen Packung mit einer braunen wasserdichten Futterplache überdeckt und diese an dem Geländer des Verdeckes angeriemt. Diese Futterplache misst als Quadrat etwas über 175 *cm*. Würde man sich nun herbeilassen, anstatt der einen Plache zwei solche zu verwenden, welche an den vier Seiten aufeinander genäht und mittelst eines Ventilrohres aufgeblasen, sich zu einem Luftpolster anfüllen ließen, so wären bei unerheblich größeren Erzeugungskosten und ohne

nur im geringsten den bisherigen Zweck dieser Plachen zu beeinträchtigen, einige neue Vortheile geschaffen, wie z. B. besserer Schutz der zu sichernden Gegenstände, Unterlagen im Bivouak und hauptsächlich eine ausgezeichnete Schwimmblase, die über ein Tragvermögen von 600 Kilogramm verfügt. Das Aufblasen kann sehr leicht mittelst des Blasebalges der Feldschmieden geschehen.

Eine Constructionsänderung oder Verschiebung der Ausmaße braucht hiebei gar nicht platzzugreifen, es sei denn, dass an die Ecken und Seitenmitten anstatt der bisherigen Riemchen Eisenringe anzunähen wären, um bei Verwendung als Futterplache diese mittelst durchgezogener Riemen oder Bindseile an das Verdeckgeländer anzubringen, oder bei Verwendung als Schwimmsack zu verschiedenen Zwecken zu dienen.

Für die Luftdichtmachung von Geweben existieren mehrere vortreffliche Recepte. (Luftballone). Empfehlen würde es sich zu gleichem Zwecke, wenn auch einige der bei den Geschützen und Fuhrwerken ohnehin mitgeführten Säcke für Futter etc. gleichfalls imprägniert und derart construiert wären, dass man sie geforderten Falles ebenfalls zu Schwimmsäcken und Wasserträgern umgestalten könnte. Es würde dadurch ohne die Belastung der Artilleriefuhrwerke irgendwie zu vermehren, sogar die Möglichkeit geboten sein, leichte Brücken aus diesen schwimmenden schlauchartigen Trägern schnell und leicht zu bauen, und würden sie ebenso wie die in Russland und Rumänien erprobten schwimmenden Unterlagen aus Thierhautschläuchen entsprechen. Übrigens sind derartige Übergangsmittel historische Thatsachen. (Xerxes.)

Dass unsere großen, mehrere Quadratmeter haltenden Wagenplachen für die Trainfuhrwerke nicht wasserdicht imprägniert sind, muss um so eher Wunder nehmen, als jeder Müller, Bauer, Spediteur und Lastwagenbesitzer bereits wasserdichte Fuhrwerksplachen verwendet und eigene Fabriken für diese Branche bestehen.

Welcher Vortheil durch Besitz solcher wasserfester Leinwandflächen den Truppen erwächst, ist nicht abzusehen, sei es als Decke zum Schutze des Kriegsmaterials, sei es als Zeltwand, sei es als Unterlage bei nassem, sumpfigem Boden, oder sei es — um dem Zweck dieses Aufsatzes zu entsprechen — als Mittel zur Herstellung von leichten Fahrzeugen und Übersetzungsvorrichtungen bei Flusstransporten.

ad 4. Einige Trainfuhrwerke, wie z. B. bei der Artillerie die Requisiten- und die zwei- und vierspännigen Reservewagen, besitzen einen abhebbaren in Charnieren schwankenden Deckel, welcher aus einem, über ein Holzgerippe aufgezogenen getheerten Stoffe besteht.

Die Länge dieses Deckels beträgt bei einer Breite von rund einem Meter über zwei Meter, die Gestalt entspricht einem halben Cylinder, und schon in dieser Form wäre eine Art Nothfahrzeug vollendet da, welches aber durch entsprechendere Anordnung der Versteifungsrippen und Wahl eines widerstandsfähigeren Umhüllungsmateriales sehr leicht zu einem den Zweck vollständig erfüllenden Flachboot gestaltet werden könnte. Da die Requisitenwagen zum Gefechtstrain gehören, also verhältnismäßig nicht weit von den Batterien entfernt sind, könnten sie bei einem Flussübergangsversuche noch mit ihren Kähnen mit ins Calcul gezogen werden.

Nach Vorschickung dieser vier Wünsche, welche die unbedeutende aber für den besprochenen Zweck sehr nöthige, ja unumgänglich nothwendige constructive Änderung unseres Artillerie-Materiales bezwecken, sei in der Erwähnung der Art und Weise vorgeschritten, wie die Geschütze schwimmbar zu machen wären. Dieses gilt strenge genommen eigentlich jetzt nurmehr für die leere Lafette, da hinsichtlich der Protzen, Munitionshinterwagen und Fuhrwerke bereits früher das Erforderliche gesagt wurde und ebenso, dass die Geschützrohre auszuheben und auf dem untern (aus Protzstöcken gebildeten) Verdeck der aus zwei gekuppelten Munitionshinterwagen gebildeten Fahrzeuge zu verladen wären. Da aber aus acht Munitionswagen sich nur vier solcher Fahrzeuge herstellen lassen, hingegen acht Geschützrohre zu transportieren sind, so muss noch ein zweiter Modus gefunden werden, um die restierenden vier Rohre zu übersetzen, da es nur bei schmalen Gewässern angemessen erscheint, diese immerhin schwerfälligen Fahrzeuge den Weg zwei- oder mehrmal machen zu lassen.

Folgendes Floß erscheint zum Überschiffen der Geschützrohre geeignet.

Aus zwei Balken oder starken Stangen, Baumästen, oder wenn gar nichts vorhanden, aus zwei Hebebäumen wird mit Zuhilfenahme von kürzern derlei Holzstücken, nöthigenfalls Pferdepflöcken, Richtbäumen, Schanzzeug mittelst Verschnürung ein leiterartiges Gerüst gebaut, welches bei zwei Meter Länge und circa einen halben Meter Breite hat. An dieses Gerüst wird das Geschützrohr mit Anbindstricken wohl befestigt und dann beiderseits desselben je ein, wie früher beschrieben, aus der Futterplache gebildeter Schwimmsack angebracht. Die Tragfähigkeit ist mehr als genügend.

Eine besonders gute Befestigung des Rohres an das Gerüst, namentlich um die Schildzapfen herum, ferner Versicherung des Verschlusses ist sehr zu beachten, damit das Rohr nicht der Länge nach abrutschen kann; ferner ist auf den Umstand Rücksicht zu nehmen,

dass als Folge der ungleichen Gewichtsvertheilung das stärkere Hinterstück des Geschützrohres das Bestreben haben wird, sich zu senken, daher die beiden Schwimmsäcke mehr gegen rückwärts zu anzubringen sind. Deren günstigste Lage müsste ein Versuch bestimmen lehren.

Auch die, im groben gerechnet, ebenso schwere leere Lafette wäre mit Hilfe dieser Schwimmsäcke schwimmbar zu machen; es wären hiezu aber drei solcher Schwimmsäcke erforderlich, von denen je einer außen an die Achse, der dritte an den Protzstock zu befestigen käme, wodurch auch die Lafette ausbalanciert ist und in diesem Falle auch nur sehr wenig taucht. Da überdies ein bedeutender Überschuss an Tragkraft vorhanden ist, so kann jeder Lafette noch die zugehörige Protzenmunition in ihren Verschlägen und die beiden Requisitenverschläge zugeladen werden. Als Verladungsstelle hiefür eignen sich am besten die Achssitze; auf diese werden die Verschläge aufeinandergelegt, und mittelst durch die ledernen Handhaben gezogenen Anbindstricke an das Geländer der Achssitze, wie an die Handgriffe der Schilddeckelschließen gebunden.

Die im Vorstehenden wiederholt erwähnten und für allerlei Fälle nützlichen Schwimmsäcke (aus Futterplachen hergestellt) müssen öfters verwendet werden; es bleibt daher nichts übrig, als diejenigen, welche bereits in Erfüllung einer Verwendung an das jenseitige Ufer gekommen sind, wieder an das diesseitige Ufer zurückzubringen. Dieses geschieht durch Schwimmer, wenn man nicht, wie dies bei nicht sehr breiten Flüssen immer anwendbar ist, eine Art Zugfähre eingerichtet hat, um an zusammengeknüpften Futterstricken die gebrauchten Schwimmsäcke, eventuell die aus Schwimmelementen gebildeten Fahrzeuge wieder zurückzuholen.

Kurz wiederholt, stellt sich eine zum Übersohiffen, eigentlich Überschwimmen vorbereitete Batterie aus acht Geschützen und ebensoviel Munitionswagen als eine Flotille von nachstehenden 24 Fahrzeugen dar:

Vier aus gekuppelten Munitionshinterwagen,
Acht „ „ Protzen dargestellte,
Acht mit zusammen 24 Schwimmsäcken Lafetten,
Vier „ „ 8 „ Geschützrohren.

Jedes dieser Fahrzeuge wird möglichst nahe am Ufer zusammengesetzt und dann in das Wasser gestapelt. Da die Lenkbarkeit solcher abnormaler Fahrzeuge im Wasser eine sehr zweifelhafte sein dürfte, des Ruderns kundige Leute schwerlich vorhanden sind, als Ruder überdies nur die Schaufeln geeignet erscheinen, die jedes Geschütz und Fuhrwerk mitführt, so muss auf die nautische Bewegung verzichtet werden, es sei denn, dass es jemand verstände, durch An-

wendung eines provisorischen Schlagsteuers dem schwimmenden Fahrzeug die gewisse für das Überqueren von fließenden Gewässern erforderliche schiefe Stellung zu geben, und es in dieser zu erhalten; die Fortbewegung kann aber nur durch Barkieren und Ziehen vom anderen Ufer erfolgen. Letzteres kann bei bis 30 *m* breiten Flüssen noch leicht ausgeführt werden und können dies ein Paar Pferde oder selbst einige Mann besorgen; in diesem Falle kann auch statt des Steuers ein rückwärts angebrachtes Seil denselben Dienst leisten, mittelst welchem das Fahrzeug vom diesseitigen Ufer aus in der Richtung erhalten und beim Landen dirigiert wird.

Dreißig Meter sind übrigens für diese Art Übersetzung wohl das äußerste Maß; ist die Flussbreite eine größere, so kann eine Übersetzung durch Schwimmen der Fuhrwerke nur mittelst Kähnen und fahrkundigen Leuten erfolgen, welche die Nothfahrzeuge im Schlepptau bugsieren.

Immer bleibt eines Unglücksfalles wegen auch hier die beim Durchfurten tiefer Gewässer angegebene Vorsicht aufrecht zu halten, jedes Geschütz und Fuhrwerk, namentlich jedes Kanonenrohr mit Schwimmarken zu versehen, um im Falle eines Versinkens desselben dessen Lage am Flussgrund zu finden.

Hinüberschaffen der Munition, des Proviantes, Futters, der Pferderüstung, Montur etc.

Hinsichtlich der Munition muss vorläufig die Frage gestellt werden, ob sie durch längere Einwirkung des Wassers verdorben wird oder nicht. Da Versuche hierüber nicht publiciert sind, so bleibt die Beantwortung der Frage nur dem erwägenden Verstande überlassen, welcher in Bezug auf die Pulverpatronen diese Frage absolut bejaht, wie er sie in Bezug auf die Kartätschen ebenso verneint. Bei Granaten und Shrapnels liegt ein Zweifel vor, doch neigt sich, vorausgesetzt dass diese feuchte Einwirkung nicht zu lange währt, die Beantwortung gleichfalls auf „nein“, denn der Granatzünder, und die pechgetränkte Kappe der Shrapnels hindern für längere Zeit den Zutritt zu dem Geschossinnern. Würden überdies die Geschossverschläge wasserdicht gemacht, wie dies bezüglich der Pulverpatronenverschläge angefordert wurde, hauptsächlich mit gut schließenden, dichtenden Deckeln versehen, so entfiele diese Frage ganz.

Für den Fall der Durchfurtung tiefer Gewässer blieben dann die Geschossverschläge ganz ungehindert in ihren Fächern, umsomehr wenn, wie hier immer vorausgesetzt wird, die Protz- und Wagenkastenthüren wasserdicht sperren. Ist dies nicht der Fall, so müsste natürlich bei der den Geschossen ungünstig lautenden Beantwortung

oben gestellter Frage die ganze Munition durch Überführen an das jenseitige Ufer gebracht werden.

Beim schwimmenden Übersetzen der Geschütze und Fuhrwerke werden die Verschläge ohnehin herausgenommen, da man die geleerten Kästen als Schwimmer benöthigt; die Pulverpatronenverschläge aber zu Schwimmelementen verbunden, zu anderen Zwecken benützt.

Ein Theil der Munition, u. zw. eben die Geschossverschläge der Geschütz-Protzen, wird, wie erwähnt, den Lafetten zugeladen, es ist dies aber nur der vierte Theil aller Geschosse; der Rest muss auf besonderen Fahrzeugen verladen werden, da die Tragfähigkeit der vorhin aufgezählten aus den Batteriefuhrwerken gebildeten 24 Fuhrwerken durch die schwere Munition nicht überansprucht werden darf.

Es wären daher folgende Fahrzeuge noch zu erbauen, wo für zwei solche das Material in der Batterie vorhanden ist; u. zw.:

Je vier so nebeneinander gelegte Vorrathsräder, dass sie sich gegenseitig tangieren, werden an diesen vier Tangierungsstellen mittelst der Spangenschraube der Deichselschienvorrichtung oder Schnüren aneinander befestigt, und überdies durch Wischer, Nothspeichen und Schanzzeug so versteift, dass sie eine feste Fläche bilden. Kann man Bretter, Läden, Thüren, namentlich große Schubladen durch Requisition bekommen, um so besser, dann werden die eine Fläche von über 6 m^2 bildenden Räder mit diesem Holze belegt und verschnürt, was eine gute Bodenstreu bildet. Um die geringe Tragfähigkeit der an und für sich schweren Räder zu vergrößern, wird ein aus Futterplachen gebildeter Schwimmsack unter die Mitte der auf die äußere (längere) Nabenseite gestellten Radverbindung angebracht, während die vier Längenseiten durch angeschnürte Schwimmelemente (aus Pulverpatronenverschlägen) gehoben und ausbalanciert werden. Sind überdies noch wasserdichte Plachen der Trainfuhrwerke zur Hand, so wird der Boden dieses Räderfloßes mit einer solchen überdeckt, anderseits soll diese Plache zum Einhüllen der ledigen, den Verschlägen entnommenen Pulverpatronen, wie solcher Objecte dienen, welchen das Wasser schadet.

Aus einer solchen Plache lässt sich ferner mit Zuhilfenahme von vier Pferdepflöcken, welche in die Nabenlöcher vertical eingesteckt werden, eine Art wasserdichter innerer Verschlag von 137 *cm* quadratischer Grundbasis und circa 1 Meter Höhe bilden. In diesen Leinwandkasten, der auf der Mitte des primitiven Ruderfloßes steht, lassen sich sämmtliche Patronen (ohne Verschläge) der ganzen Batterie verladen und es bleibt noch Platz für ebenfalls sämmtliche Reserverequisitenverschläge. Letztere kommen zu unterst, die Patronen oben

darauf, das Ganze wird mit den hiezu vorbereiteten erübrigten Plachentheilen zum Schutz gegen Wellenschlag bedeckt.

Auswärts dieses Plachenkastens kommen nun die Geschossverschläge nach Weise und Art einer Ziegelmauer, voll auf Fug, so gelagert, dass sie denselben umgeben. Die Berechnung ergibt, dass zum Transporte der Munition einer Batterie vier solche Fahrzeuge genügen, und überdies noch die Lebensmittelverschläge, dann einige andere Gegenstände zugeladen werden können. Es müssen sich demnach je zwei Batterien gegenseitig aushelfen.

Sind die wasserdichten Plachen nicht vorhanden, so kommen die Pulverpatronen in Hafersäcke, diese dann in Pferdedecken eingewickelt in die Mitte des Floßes innerhalb des aus den Geschossverschlägen gebildeten Raumes zu verstauen.

So ein Räderfloß hat bei dieser Beladung noch die Tragkraft, drei bis vier Leute aufzunehmen, welche, wenn des Ruderns kundig, mit Schaufeln dasselbe überführen können, da dessen mehr regelrechte Form eher diese Beförderungsart gestattet, sonst müsste es ebenfalls bugsiert oder vom jenseitigen Ufer aus eingezogen werden.

Die mehrmalige Verwendung dieser Fahrzeuge nöthigt dazu, dass sie nach Abladung ihrer Last wieder das Ufer wechseln, und so schließlich in ähnlicher Art das Futter, und noch besondere allenfalls zu übersetzende Objecte transportieren. Endlich böten sie auch das Überschiffungsmittel für die schwimmensunkundige Mannschaft.

Eine größere Schwierigkeit macht das Überschiffen der Pferdegeschirre, und zwar nicht wegen deren Gewicht als wegen der großen Menge und des Volumens derselben, dann wegen des Umstandes, dass die Beschirrung dasjenige Material ist, das so ziemlich zuerst hinübergeschafft werden muss.

Folgender Vorgang erscheint mir hiezu der geeignetste und wurde derselbe auch bei den erwähnten Übungen der Donischen Kosaken mit theilweiser Abweichung und der Verwendung anderer Übersetzungsmittel (es wurden hier Kähne und besondere mitgeführte Vorrichtungen angewendet) beobachtet.

Als tragendes Fahrzeug wird jenes benützt, welches am schnellsten und leichtesten herzustellen ist, das sind die aufgeblasenen und so zu Schwimmsäcken gewordenen Futterplachen der Munitionshinterwagen.

Je vier solche werden mittelst ihrer Ringe und der Futterstricke zu einem Quadrat von über drei Meter Seitenlänge gut verbunden und darauf die Beschirrung verladen. Die Beschirrung jedes Pferdepaares wird nämlich in die Pferdedecke zu einem möglichst regelmäßigen Bündel gewickelt, so zwar, dass die beiden Kummete mit

den Spitzen gegeneinander kommen, darauf der Sattel gelegt und das übrige Riemenzeug in die leeren Räume gleichmäßig vertheilt wird.

In ähnlicher Weise kann das Reitzeug je zweier Reitpferde in ein Bündel verschnürt werden. Je ein Geschütz sammt zugehörigem Munitionswagen hat dadurch die zu ihm gehörigen Pferdebeschirrungen in sieben bis acht Bündel vorbereitet, welche unregelmäßige Cylinder oder Walzen von circa 1·5 Meter Länge und 0·5 Meter Durchmesser bilden. Die 14—16 Bündel eines Geschützzuges sind nun auf den combinierten Schwimmsack so zu befestigen und sehr gut zu verschnüren, dass die ersten vier Bündel (jene der Stangenpferde) zu unterst in die Verbindungsfugen der Schwimmsäcke kommen, hierauf werden beiderseits jedes derselben wieder zwei Bündel und obenauf eines verstaut; es bleibt sodann in der Mitte ein Raum für eventuell noch weitere vier solcher Bündel, doch ist dieser Raum besser für die Monturen jener Mannschaft zu reservieren, welche diesen großen Schwimmsack begleitet.

Die Tragkraft dieser vereinigten vier Schwimmsäcke beträgt weit über 2000 Kilogramm, während das Gewicht ihrer Ladung nicht den dritten Theil dieser Summe beträgt; es ist daher angezeigt, dass ein Theil der Mannschaft — es sind namentlich die den Beschirrungen zugehörigen Fahrkanoniere gemeint — gleichzeitig mit hinübergeschafft werde und zwar in der Weise, dass sie an den außerhalb befestigten Schnurringen der Plachen, respective Schwimmsäcken (es sind solcher sechzehn zur Verfügung) sich mittelst einer aus Sacktüchern, Handtüchern, kurzen Stricken oder Riemen etc. erzeugten Schlinge anhängt und so mitschwimmt, ohne gerade dieser Kunstfertigkeit fähig zu sein.

Diese große Schwimmblase trägt sie alle. Sie wird an einer Spitze bugsiert und die Fußtempos der angehängten Mitschwimmer bilden gleichfalls einen Theil der vortreibenden Kraft.

Zum Hinüberschaffen der Beschirrungen einer Batterie sind demnach vier große Schwimmsäcke, also ebenso wie bei den Ruderflößen das Material von zwei Batterien hiezu nothwendig. Doch ist zu erwägen, dass nur die ersten zwei überschiffenden Batterien (Geschütze) allein auf diese Fahrzeuge angewiesen sind, da für die später zu übersetzenden Batterien (Geschütze) sich Gelegenheit finden wird, die Beschirrungsbündel den sonstigen Fahrzeugen zuzuladen. Für alle Fälle aber müssen die überführten Schwimmsäcke wieder zurückgeholt werden, da sie noch verschiedenen anderen Bestimmungen gerecht werden sollen.

Bezüglich des Hinüberschaffens der Monturen und Rüstungen der Mannschaft und Officiere gelten folgende leitende Erwägungen.

Nur ein geringer Theil der Mannschaft kann angekleidet bleiben; es sind dies diejenigen, welche als Führer der Bugsierkähne, wenn solche zur Verwendung gelangen, angestellt sind, oder welche sich auf den verschiedenen schwimmenden Fahrzeugen zur Ausgleichung und Vertheilung der Last befinden. Übrigens ist es empfehlenswert, dass auch diese Leute sich vollständig entkleiden, genau so wie jene die den Weg durchs Wasser machen müssen.

Für das Bereitstellen der Montur zum Überschiffen gelten dieselben Vorschriften wie sie bezüglich des Durchschwimmens respective Durchtreibens der Pferde bei der Cavallerie in Übung sind, und hier, auf die Artillerie specialisiert, kurz skizziert werden.

Jeder Mann zieht zuerst Stiefel und Hosen aus, wendet letztere derart um, dass die Innenseite nach außen kommt, nachdem er vorher die unteren Hosenöffnungen gut zugebunden hat. Es entsteht hiedurch ein zweiarmiger Sack, in welchen der Mann seine übrige Montur und Rüstung verpackt, u. z. den Pioniersäbel in einen Stiefelschaft und diesen Stiefel dann zuerst in den engen Hosentheil, in den anderen Stiefelschaft die Wäsche. In den Breittheil der Hose kommt der Brodsack, Rock etc., dann wird sie oben mit dem Hosenriemen wohl geschlossen und der gerollte Mantel zwischen die Beinkleidzweige um die Hose festgeschnallt. Die Feldkappe behält der Mann auf. Diese Montursbündel werden nicht auf besondere Fahrzeuge verladen, sondern bilden ihres nur geringen Gewichtes wegen die Zuladung auf die bisher genannten Fahrzeuge und Überschiffungsmittel. Als Grundsatz möge gelten, dass Mann und Montur so ziemlich gleichzeitig zu übersetzen wären.

Hinüberschaffen der Mannschaft.

Die Mannschaft durchfurtet ohne besondere Unbequemlichkeit ein mit halbwegs hartem Grund versehenes, nicht zu reißendes Gewässer, wenn dessen Wassertiefe noch hundert bis hundertzwanzig Centimeter beträgt; in diesem Falle allerdings entkleidet. Für das Passieren von Furten sind die betreffenden reglementarischen Vorschriften maßgebend. Die Mannschaft durchmisst das Wasser selbstständig, da, wie erwähnt, bei einer Tiefe, wo das Wasser den Pferden bis über den Bauch reicht, die Ausnützung der Zugkraft der Pferde sofern auch diese im Wasser sind — kaum möglich ist. — Ist aber die Furt seichter als genannt, und der Grund hart, so sitzt die Mannschaft auf den Protzkästen, jene der Achssitze auf den Handpferden auf und das Entkleiden kann entfallen.

Es bleibt demnach vornehmlich der Fall zu erwähnen, wo die Wassertiefe größer als 120 *cm*, überhaupt so groß ist, dass die Mann-

schaft nicht durchwaten kann, und selbst bei der Annahme, dass die Fuhrwerke, wie zu Anfang dieser Erörterung erwähnt, submarin, also am Grunde rollend und ganz oder theilweise unter dem Wasserspiegel überführt werden, nicht auf denselben aufsitzen kann.

Sind Kähne zur Verfügung, so werden diese wohl noch zum Überschiffen der Mannschaft verwendet werden können, doch sind solche bei größerer Flussbreite in erster Linie zum Bugsier- und Schleppdienst zu gebrauchen.

Die Mannschaft wird, je nachdem Schwimmer oder Nichtschwimmer, folgendermaßen verwendet.

Ein Theil, und das sind die besten Schwimmer, übersetzen als erste das Wasser (es kann dieses auch zu Pferde geschehen), um die jenseitigen Uferverhältnisse und das Terrain zu recognoscieren, die Landungsstellen zu bestimmen und überhaupt verschiedene Einrichtungen zu treffen oder einzuleiten, deren wichtigste die Verbindung beider Ufer durch ein Führungsseil ist, wovon gleich weiter unten die Rede sein wird.

Ein zweiter Theil der Mannschaft wird auf ihren Pferden reitend oder sich an ihnen haltend, gleichfalls schwimmend, ein dritter (zumeist Fahrkanoniere) mit den großen Schwimmsäcken, welche die Geschirre tragen, ebenfalls schwimmend überführt; einige Mannschaft bildet, wie gesagt, die Bemannung der aus Lafetten, Protzen, Munitionshinterwagen und Rädern gebildeten Fahrzeuge, — der Rest endlich zieht sich an dem erwähnten Seile durch fortwährendes Handgreifen hinüber.

Dieses Führungsseil ist von so eminenter Wichtigkeit, dass es nie unterlassen werden soll, bei jedem Flussübergange, sei es auch eine minder gefährlichere Durchfurtung, dasselbe anzubringen. Auf die zusammengekuppelten Zugseile der Geschütze ist hier weniger zu rechnen, da sie für andere Zwecke nöthiger sind, die Futterstricke, Plachen- und Anbindstricke hingegen eine zu geringe Stärke besitzen. Es bleibt also, falls man nicht ein oder zwei 20—30 *m* lange Seile mit in die Ausrüstung nehmen will, der Weg der Requisition zu betreten, und liefert jede Kirche diesem Zwecke entsprechende Glockenseile, ferner wird sich bei Seilern, Fleischern, Ökonomen, Ortsfeuerwehren entsprechendes finden, endlich ist auf das Turngeräthe der Schulen, namentlich Strickleitern Bedacht zu nehmen. Hiebei wird noch bemerkt, dass gelegentlich solcher Requisitionen auch starker eiserner Bindedraht zu nehmen ist, welcher zu den vielfachen Bindearbeiten und Verschnürungen besser geeignet ist, als die verschiedenen mitgeführten Stricke und Schnüre der Batterie.

Das eine Ende des die Wasserbreite an Länge übertreffenden Seiles wird nun am diesseitigen Ufer befestigt, was durch Schlingen um einen Uferbaum oder einen fest eingeschlagenen Pferdepflock geschieht, sodann das andere Ende an das jenseitige Ufer geschafft und dort ebenso angebracht, so dass das Seil mit einer mäßigen Spannung auf der Wasseroberfläche oder sehr nahe derselben hängt. Sind Inseln im Wasser, so ist das Seil über diese zu führen; in seichteren Stellen sind Stangen (Pflöcke) einzutreiben und auch an diese das Seil zu befestigen, wenn aber dasselbe seiner ganzen Länge nach im Wasser befindlich nur an den Uferpunkten gestützt ist, so müssen von Stelle zu Stelle Schwimmlagen angebracht sein, die dasselbe an der Oberfläche halten. Hiezu eignen sich am besten die auf den Protzkästen der Munitionswagen mitgeführten Kochgeschirre à 5 Mann. Wenn dieselben zwischen Kessel und der als Deckel dienenden Casserolle mit einem Leinwandstreifen (Taschentuch, Handtuch etc.) umwickelt werden, schließen sie nahezu wasserdicht, halten so mehrere Stunden im Wasser aus und besitzen genügende Tragkraft, um das Seil auf der Wasserlinie zu erhalten.

Das Hinüberschaffen des zweiten Seilendes auf das andere Ufer kann keine Schwierigkeiten bereiten. Einer der zuerst übersetzenden Schwimmer oder Reiter nimmt einen Knäuel leichterer Schnur mit sich, deren eines Ende am diesseitigen Ufer bleibt, während bei der allmählichen Fortbewegung des Schwimmers (Reiters) der Knäuel sich abwickelt. An dieser Schnur wird sodann das Seil an das Ufer gezogen. Auch lässt sich jene Methode anwenden, welche die Engländer bei dem Baue der so höchst interessanten Nothbrücken aus Telegraphendrähten in Indien angewendet haben (beschrieben in den Comité-Mittheilungen von 1895) und welche Methode bei Versuchen in Przemysl bei Mauerescaladierungen zum Herausschießen des Tragseiles angewendet wurde.

Sie besteht darin, dass das zweite Seilende oder die Leine, welche zu dessen Hinüberziehen dient, einfach auf das andere Ufer geschossen wird. Zu diesem Behufe wird sie, vielmehr deren Ende an ein leichtes hölzernes Geschoß (Entlader) mittelst eines anschraubbaren Pferdeanhängringes befestigt, von der Mündung aus auf die verkleinerte Patrone geladen. Die sich abwickelnde Leine wird bei der Mündung heraus in großen Windungen auf den von Unebenheiten befreiten Boden gelegt.

Ein von der Mündung aus geladener und so weit eingeschobener Pferdeblock, dass dessen Eisenring, woran das zweite Leinenende gebunden ist, noch hervorschaut, erfüllt denselben Zweck noch besser. Bei einem diesbezüglichen Versuche in Bruck a. L. flog der so

geladene und mit einer Exerzierpatrone abgefeuerte Pferdepflock, bei horizontal gestelltem Rohre 80 *m* weit, überschlug mehrere Male ohne jedoch die, aus zusammengeknüpften zwölf Futterstricken gebildete Leine zu zerreißen.

Ein zweiter Versuch, mit dem Revolver und käuflichem Spagat unternommen, befriedigte nicht: erstens ist die Manipulation eine schwierigere und zeitraubendere; die Schnur muss durch Lauf und Trommel geleitet und an das Geschoss befestigt werden, welches dann erst geladen wird, zweitens ist die Verbindung von Schnur und Geschoss eine complicierte. Es wurde bei scharfen Patronen eine Sicke mit dem Federmesser mühsam geschnitten oder eingefeilt, ferner wurden geschossartige an Ort und Stelle erzeugte hölzerne Pfropfen versucht, durch deren Achse die Schnur gieng, während sie bei Bleigeschossen um die erwähnte Sicke geschlungen wurde. Die Holzpfropfen flogen höchstens zehn Meter, die Bleigeschosse wohl ihren ballistischen Bedingungen entsprechend, in beiden Fällen jedoch war die Schnur abgerissen (durchwetzt).

Ist das Seil ordentlich gespannt und eingerichtet, so vollzieht sich nun unter Aufsicht eines Officiers, dem mehrere Freischwimmer und auch ein für Rettungsactionen bestimmtes kleines Boot, oder ein Schwimmsack beigegeben wird, das Übersetzen der Mannschaft durch kletterartiges Abgreifen des Seiles. Es ist auch anzurathen, dass nicht schwindelfreie Leute sich an das Seil lose binden. Dieses geschieht dadurch, dass der Mann die Kuppel seines Pioniersäbels über die Brust unter den Achseln fest umschnallt, durch die Säbeltasche einen kleinen Riemen, Strick, zusammengedrehtes Tuch, oder selbst die Halsbinde zieht und diese Schlinge um das Seil windet. Unangenehm und zeitraubend ist es, dass bei jedem an dem Seil befestigten Tragschwimmer (Kochgeschirr) diese Verbindung wieder ausgelöst werden muss, indessen wäre das Umschnallen der Säbelkuppel dennoch, und zwar allen Leuten anzuempfehlen, schon auch aus dem Grunde, um im Falle einer Ertrinkungsgefahr dem Retter eine willkommene Handhabe zu bieten.

Es ist ferner nicht unmöglich, dass die Artillerie den Flussübergang mit der Cavallerie gleichzeitig ausführen wird, was bei exponiert operierenden Cavallerie-Abtheilungen mit reitenden Batterien sogar als Regel anzunehmen ist. Es sind dann in einem solchen Falle der Cavallerie gewisse Übersetzungsmittel mitgegeben, welche naturgemäß auch von der Artillerie benützt werden, wie andererseits die Cavallerie, eventuellen Falls mitoperierende Fußtruppenabtheilungen, an den Übersetzungsmitteln der Artillerie participieren können.

Eine reglementarische Einführung besteht allerdings noch nicht, wenigstens bei uns nicht, es ist noch alles im Stadium des Versuches und Experimentes, doch werden sowohl bei der Cavallerie, als auch bei der Pioniertruppe die Versuche mit den mannigfaltigsten solcher Schwimmittel vorgenommen, und wäre es zu wünschen, dass diese Versuche auch auf die Artillerie, wenigstens zu dem Zwecke ausgedehnt würden, um gegebenen Falls Anhaltspunkte für zielbewusste Anordnungen zu haben.

Es sei hier der Ort, die wichtigsten der vorhin berührten Erfindungen und Projecte zu skizziren, ohne auf deren genauere Construction einzugehen.

Da sind vor allem die Kähne aus wasserdichter Leinwand, mit einem leichten Holzgerippe, welches entweder permanent an die Leinwand befestigt oder erst im Gebrauchsfalle herzustellen ist. Letzterer Construction huldigt hauptsächlich Russland und dienen hier die leichten Kosakenpiken als Verspreizungsmaterial. Es können Boote für vier bis sechzehn Personen oder für das entsprechende Material (Reitzeug, Proviant) auf diese Art gebaut werden; diese Fahrzeuge sind leicht transportabel, da die wasserdichte Leinwand entweder als Wagenplache dient oder als eine Art Satteloberdecke mitgeführt wird, die Piken hingegen ohnedies Ausrüstungsgegenstand sind. Die zahlreichen Versuche, die in Russland mit diesen Fahrzeugen gemacht worden sind, scheinen im allgemeinen befriedigt zu haben und das Pikenboot System Apostolow, mit welchem auch bei uns auf der March experimentiert wurde, hat Wahrscheinlichkeit eingeführt und normiert zu werden.

In Deutschland, England und Österreich wird mehr das System ganz fertiger solcher Leinwandboote bevorzugt, welche zwar nur einen Fassungsraum für 2—4 Personen besitzen, aber so leicht gebaut sind, dass sie von ihren Insassen auch getragen werden können. Hiebei haben sie eine Construction, dass sie im nicht benützten Zustande wie eine moderne Brieftasche, besser gesagt, wie ein chinesischer Illuminationsballon zu einem sehr geringen Raum zusammengefaltet werden können. Die beste aller dieser Constructionen ist das sogenannte Faltboot nach Berthon, doch erfordern alle diese Faltboote zum Transporte Wagen, auf denen allerdings mehrere Platz finden, bilden so eine Vermehrung des Trains, und wenn sie nicht zur Anwendung gelangen, eine unnöthige Sache, überdies kann gerade im Gebrauchsfalle kein solches Faltboot zur Hand sein. Würde man die bisherigen Tragbahrendeckel der Requisitenwagen und der Reservewagen der Artillerie, dann entsprechende Fuhrwerke der Fußtruppen und des Trains, nach dem vorhin gemachten Vorschlage, faltbootartig ein-

richten, so gewänne man für gedachten Zweck eine ganze Flotille, welche auch anderen Zwecken dienlich wäre und keine Trainvermehrung nach sich zöge. Übrigens könnten dann diese Boote stärker und tragfähiger construiert werden, und wäre ihnen ein großer Nachtheil aller Leinwandboote genommen, nämlich der, dass namentlich nach längerer Deponierung die gefirnisste Leinwand brüchig wird; eine ungeschickte Bewegung des Fußes, man denke nur an Sporen, und das Fahrzeug ist leck.

Die zweite Gruppe der den Versuchen unterzogenen Projecte sind die Schwimmsäcke, Schwimmblasen und Schwimmplachen, welche entweder als solche allein zur Verwendung kommen können, sofern es sich um das Übersetzen einzelner Personen oder Pferde handelt oder welche auf Art des Baues von Tonnenbrücken die schwimmenden Unterlagen für Flöße bilden, ganz ähnlich wie es in den vorstehenden Zeilen mit den aus Futterplachen gebildeten Schwimmsäcken und den Schwimmelementen aus Patronenverschlägen beschrieben wurde.

Hier dienen die Kosakenpiken, dann requirierte Holztheile, vornehmlich Leitern.

Abgesehen von den schon vor Jahren unternommenen Versuchen und Productionen des bekannten Sporters Oberlieutenant Zubovics sind hier zu erwähnen die wasserdichten Getreidesäcke, die Schwimmsäcke des russischen Feldwebels Tschatschin, dann als besonders geeignet jene des k. u. k. Oberstlieutenants Erbes, eines Mannes, der sehr viel in diesem Fache gearbeitet und geleistet; endlich die Schwimmplachen nach Scheff-Riesováry.

Förmliche Schwimmunterlagen für ganze Geschütze wurden nur in Russland versucht, u. z. solche aus Korkunterlagen, bei deren Gebrauch auf dem Don ein Geschütz abgerutscht ist, was aber wohl auf eine schlechte Befestigungsart zurückzuführen ist, und eigene aus Guttapercha und kautschukiertem Stoffe erzeugte walzenförmige Schwimmsäcke.

Letztere wurden nach Mittheilungen russischer Blätter im heurigen Jahre (1896) in Odessa cassiert, da sie durch die längere Deponierung dienstunbrauchbar geworden waren. Es ist eine technische Erfahrung, dass Kautschuk und Guttapercha bei längerer Deponierung die Eigenschaft ändern und brüchig werden.

Dieses alles vorausgeschickt, sei nun ein Beispiel ausgearbeitet, wie sich ein ganzes Artillerie-Regiment bei einem Flussübergange zu benehmen habe, wenn im weiten Umkreise weder eine Brücke noch Überfuhr vorfindlich, und ordentliche Fahrzeuge zum Überschiffen nicht vorhanden sind; ja, um den Fall recht schwierig zu gestalten,

sei angenommen, dass überhaupt alle Wasserfahrzeuge, wie Fischer- und Müllerboote entweder vom Gegner fortgenommen oder schon von anderen Truppen vorweg requiriert sind, dass aber die angeforderten constructiven Einrichtungen an den Geschützen und Fuhrwerken bestehen, ferner dass es gelungen ist, Seile und Stricke in genügender Anzahl aufzutreiben; ferner wurde ein hölzerner Plankenzaun demoliert oder durch einen ähnlichen Vorgang Stangen, Balken und Bretter gewonnen. Das zu durchquerende Gewässer ist so tief, dass sowohl Pferde als Leute nur schwimmend übersetzen können. Es werden zwei Fälle angenommen.

Im ersten Falle ist Breite, Tiefe, Geschwindigkeit und Beschaffenheit des Flussgrundes bei dem zu durchquerenden Gewässer eine solche, dass man die tiefe Durchfurtung anwenden kann, die Fuhrwerke also in und unter dem Wasser auf dem Flussgrunde rollen; im anderen Falle hat die Recognoscierung zu einem in allen Theilen nöthigen Überflößen gezwungen.

Ferner sei eine Jahreszeit und Witterung vorausgesetzt, die es ermöglicht, dass Leute und Pferde ohne sichtliche Gefahr für ihre Gesundheit sich in das Wasser begeben können, und schließlich muss wenigstens ein Theil der Mannschaft, besonders die Unterofficiere, selbstredend die Officiere mit den einzelnen Details, sei es durch Übung oder vorherige Belehrung, vertraut sein, widrigenfalls sich der Übergang sehr ausdehnen und verlängern würde.

Die taktischen Verhältnisse sind hiebei vollkommen aus dem Spiele gelassen, für alle Fälle kann die Artillerie einen solchen Übergaug nicht unter dem Hochdruck feindlicher Einwirkung ausführen, es muss daher die weitere Bedingung gestellt werden, dass, sei es durch sichere Nachrichten, sei es durch den Wiederstand bereits übergegangener Truppen, oder durch was immer für Umstände, der Artillerie die Gewissheit verschafft wird, mindestens zwei Stunden unbehelligt zu bleiben. In dieser Zeit können alle vier Batterien (durchflößen) den Übergang über ein 30—40 *m* breites Gewässer bewirkt haben — eine einzelne auftretende Batterie braucht wegen wiederholter Zusammensetzung und ebenso wiederholtem Auseinandernehmen der verschiedensten Fahrzeuge wohl eben dieselbe Zeit — beim tiefen Durchfurten wird sie sich auf die Hälfte reducieren können.

Jedem Übergange ist natürlich eine Recognoscierung vorzuschicken, welche die günstigste Übergangsstelle festsetzt; die Bedingungen hiefür sind so oft und in so vielen Büchern und Dienstschriften gegeben, dass sie hier füglich übergangen werden können.

1. Fall. Tiefe Durchfurtung.

Die Batterien formieren sich in Marschcolonne, jedoch so, dass hinter je einem Geschütz der zugehörige Munitionswagen folgt und fahren so an das Gewässer an, dass das erste Geschütz genau der Einfahrtstelle gegenüber bis an das Ufer zu stehen kommt, die andern derart aufschließen, dass ein großer Halbkreis entsteht, dessen anderer Endpunkt wieder an das Ufer stößt; hiebei fahren die Voraus- und Mittelpferde so weit einwärts über das vordere Fuhrwerk hinaus, dass die Stangenpferde knapp an dieses anschließen. Innerhalb dieser Wagenburg werden alle Vorbereitungen zum Übergange und die Manipulationen vorgenommen.

Diese Arbeiten sind folgende:

a) Herbeischaffen der Requisitenwagen und der Reservewagen des Stabes (sie schließen alle vier am Ende der Colonne an) und

b) die Bildung von Arbeitspartien.

Als solche sind:

1. Die des Ruderns und Wasserfahrens kundigen Leute (mindestens 15 solcher sind erforderlich) versehen sich mit Schaufeln als Ruder, decken die Requisitenwagen ab, nehmen die Boote (Deckel) herunter und lassen sie nahe am Ufer ins Wasser, nachdem die Zugleinen in die Bote geschafft wurden.

Da fünf solcher Boote bei einem Regimente vorhanden sind, so werden aus diesen fünf — nennen wir sie der kürzeren Textierung wegen — Bootspartien gebildet, welche unter Aufsicht zweier Officiere stehen, hievon wird einer mit vier Booten die eigentliche Überschiffung leiten, dem andern, mit einem Boot stromabwärts des zu ziehenden Uferseiles, die allenfallsigen Rettungsarbeiten obliegen.

2. Die jenseitige Uferpartie unter Commando eines Hauptmannes und dreier Officiere übersetzt mit der ersten Bootspartie, eventuell zu Pferde oder schwimmend, und hat folgende Obliegenheiten:

a) Der Hauptmann mit zwei bis drei Ordonnanzen leitet und ordnet die einzelnen Partien und sorgt für das bereits übersetzte Material, um es zusammenzustellen und den Platz zu räumen.

b) Ein Officier mit 10 Mann (darunter Unterofficiere) legt im Verein mit der zu diesem Zwecke bestimmten Partie vom diesseitigen Ufer das Führungsseil, überwacht sodann die Durchfurtung respective Durchkletterung, also den Übergang der gesammten Mannschaft und hat bei Rettungsactionen dem Officier der Bootspartie beizustehen.

c) Ein Officier mit zehn Mann, welche sich vor der Übersetzung mit Schanzzeug zu versehen haben, richtet die zur Landung der Pferde

und Fahrzeuge projectierten Stellen zweckentsprechend her, überwacht das Landen, ans Uferziehen und sofortiges Auseinandernehmen der gelandeten Fahrzeuge sowie deren Fortschaffung.

d) Der dritte Officier mit acht Mann besorgt den Rücktransport aller jener Gegenstände respective Fahrzeuge, welche öfters gebraucht werden und daher vom jenseitigen wieder auf das diesseitige Ufer geschafft werden müssen. (Bei der Tiefdurchfurtung sind es nur die großen Schwimmsäcke.) Der Commandant dieser Partie arbeitet im Einvernehmen mit dem Officier der Überschiffungspartien.

e) Ein Unterofficier und vier Mann — bei einigermaßen kalter Witterung von jeder Batterie acht Mann — beschaffen Holz und unterhalten an einem entsprechenden Orte ununterbrochen ein starkes Feuer zum Wärmen und Trocknen, eventuell wird von den in größerer Zahl übersetzten Leuten sofort mit dem Abkochen wenigstens des Kaffees begonnen.

f) Endlich sind vier bis acht Unterofficiere, womöglich beritten, nach entsprechenden Richtungen als eine Art Kundschafterpatrouillen auch dann auszusenden, wenn bereits vorher Truppen übergegangen wären.

Mittlerweile werden am diesseitigen Ufer, wo den Übergang der Commandant oder der 2. Stabsofficier leitet, folgende Anordnungen getroffen und vor allem noch nachstehende Arbeitspartien gebildet.

3. Ein Officier und 5 Mann zur Legung des Führungsseiles vom diesseitigen Ufer. Diese Partie, welche als die allerletzte übersetzt, arbeitet im Einklange mit der zu gleichem Zwecke am jenseitigen Ufer befindlichen derlei Partie 2 *b*.

4. Ein Officier mit 10 Mann richtet und hält fortwährend die Einfahrt in Ordnung. Diese Partie übersetzt gleichfalls zuletzt. (2 *c*)

5. Ein Officier mit acht Mann jeder Batterie erzeugt per Batterie nach vorne angegebener Art die großen, aus vier Futterplachen zusammengesetzten Schwimmsäcke. Hiezu sind jedoch nur drei Feldschmieden zum Aufblasen zu verwenden, die vierte wird mit dem ersten Fuhrwerkstransport auf das andere Ufer zum eventuellen Gebrauch übersetzt.

Bei einer Tiefdurchfurtung sind keinerlei weitere Arbeiten nöthig.

Mit Ausnahme dieser fünf Arbeitspartien, welche während der ganzen Übergangsdauer permanent bleiben, ohne Rücksicht darauf, zu welcher Batterie Officier und Mannschaft gehören, geschieht der Übergang halbbatterieweise und hiebei die Fuhrwerke zugsweise in

Transporten zu vier solchen — bei schnellfließendem Wasser auch einzeln — bei schmalem jedoch alle in einer Colonne.

Sobald die genannten Partien ihre Arbeit begonnen haben, spannt die vorderste Halbbatterie aus, die Fahrkanoniere binden die Geschirre ihrer Pferde in die Pferdedecken, diese werden von der Bedienungsmannschaft nach dem Ufer gebracht und auf die mittlerweile fertiggestellten Schwimmsäcke verladen. Die Mannschaft entkleidet sich, verstaut ihre Kleider und werden dieselben, sowie ein mit Futter gefüllter Hafersack per Schwimmfloß gleichfalls zugeladen.

Diejenigen Fahrkanoniere, welche nicht auf den Pferden übersetzen, sowie per Geschütz zwei Bedienungskanoniere treten an die Schwimmsäcke, welche nun vollends ins tiefe Wasser gelassen und entweder vom andern Ufer aus hinübergezogen oder von den Kähnen aus hinüberbugsiert werden, welche beide Arbeiten die Bootspartie verrichtet.

Sobald die Schwimmsäcke ausgeladen sind, werden sie an der stromaufwärtigen Seite wieder zurückgesendet, während die gelandete Mannschaft sich rasch theilweise ankleidet und die Beschirrung abseits des Ufers zum sofortigen Gebrauch auf den Boden hinlegt und bereitstellt.

Nun werden die Pferde der ersten Halbbatterie übersetzt, wobei schwimmlustige Pferde unter ihrem Reiter die Führung übernehmen.

Bei der Landung werden die Thiere sofort angeschirrt und bespannungsweise zusammengestellt.

Mittlerweile wurden unter Leitung je eines Officiers per Halbbatterie (die Partie 5 ist nun, da alle Schwimmsäcke fertig sind, aufgelöst und damit als Rücktransportpartie die Partie 2 d) die Fuhrwerke in das Wasser geschoben, wie vorne erklärt, aneinander gekuppelt und je vier derselben (unter normalen Verhältnissen) durch die bereits überschwommenen Pferde hinübergezogen. Unter besonders sicheren Umständen wird es vielleicht möglich sein, von zwei oder mehreren Batterien zuerst sämmtliche Beschirrungen und Pferde, sodann in mehreren Gruppen nebeneinander sämmtliche Fuhrwerke gleichzeitig zu lotsen.

Die erste Halbbatterie wird am längsten Zeit zum Übersetzen brauchen, bei den folgenden wird, da die Vorbereitungen entsprechend früher begonnen werden können, sich diese Zeit wesentlich reducieren.

Gleichzeitig mit dem Überführen der Fuhrwerke, dem Übersetzen der Beschirrung und sonstiger Gegenstände sowie dem Hinüberschwimmen der Pferde übergehen an dem Führungsseile alle jene

Mannschaften, welche hüben keine Verwendung haben und nicht auf eine der andern Arten übersetzt wurden.

Zuletzt werden mit den Booten oder auch mit den Schwimmsäcken die noch vorhandenen Gegenstände und schließlich die Partien 4 und 3 übersetzt.

Bei der Tiefdurchfurtung haben die Bootspartien geringere Arbeit und können bei schmalen Gewässern, das Rettungsboot ausgenommen, sogar entfallen.

2. Fall. Das Überschwimmen.

Ist, wie erwähnt, das zu übersetzende Gewässer sehr breit, so sind die Bootspartien hier unentbehrlich, sonst kann, wie vorher auf ihre Mitwirkung allenfalls auch verzichtet werden.

Die vorbereitenden Anordnungen sind dieselben wie sie beim Tiefdurchfurten angegeben wurden, nur müssen hier noch folgende Arbeitspartien gebildet werden.

6. Partie zur Erzeugung der Schwimmelemente aus den Pulverpatronenverschlägen. Sie wird bei jedem Geschütz unter Leitung des Geschützvormeisters gebildet, und es ist ein Geschützzug imstande, binnen zehn Minuten fünf solcher Schwimmelemente zu erzeugen. Hiebei sollen die Hebbäume möglichst nicht gebraucht werden, da sie für wichtigere Zwecke zu reservieren sind, sondern wäre, falls nicht Zaunpfähle, Hopfenstangen u. dgl. zur Hand sein können, mit den Richtlatten und dem entbehrlichen Schanzzeug sich zu behelfen. Auch ist zum Binden lieber Draht zu verwenden und das Strickwerk zu sparen. Die fertiggestellten Schwimmelemente sind an die Partie zu übergeben, welche die Ruderflöße herstellt.

7. Dies wird in jeder Batterie durch einen Officier besorgt; ebenso das Kuppeln und Zusammenstellen der aus Fuhrwerken gebildeten Fahrzeuge.

Die Reihenfolge der einzelnen Überschiffungstransporte wird folgende sein, wobei zu bemerken ist, dass der Übergang hier nicht batterieweise erfolgt, dass eine Batterie der anderen noch mehr als beim Durchfurten aushelfen muss, und das an das diesseitige Ufer Zurückfahren namentlich der Boote und Schwimmsäcke häufiger sein wird.

Wie beim Durchfurten werden vor allem die hier vermehrten Arbeitspartien eingetheilt, und die jenseitige Uferpartie übersetzt.

Dann kommt, wie dort, der erste Transport mit den Schwimmplachen des ganzen Regimentes (8 Stück), welche die Beschirrung etc. von zwei Batterien aufnehmen können.

Hierauf die Pferde der ersten, dann jene der zweiten Batterie in entsprechenden Partien.

Während dieser Zeit werden die schwimmenden Fahrzeuge aus den Protzen und Batterie-Munitionswagen aller Batterien gebildet und diese überschifft; so werden 48 Fahrzeuge gebildet, welche nach der Landung sofort auseinander genommen, eingespannt und parkiert werden, um die Pferde besser in Ordnung halten zu können. Auf diesen Fahrzeugen kann auch die Beschirrung eines Geschützzuges der dritten Batterie überführt werden, wodurch ein großer Schwimmsack der nun zurückgezogenen ersten Partie frei wird, und zur Bildung von vier Ruderflößen desarmiert werden kann. Es folgen nun die Beschirrungen der anderen Batterien, hierauf deren Pferde, und sodann werden mit den mittlerweile zum zweitenmale rückgeholten Schwimmsäcken (7 Stück à 4 Plachen) neun Lafetten mit je drei kleinen (Plachen) Schwimmsäcken und ein fünftes Ruderfloß hergerichtet. In die übersohifften neun Lafetten sind die bereits mit den Munitionswagen übersohifften Rohre (es sind 16 solohe bereits drüben) einzulegen. Die vier fertiggestellten Ruderflöße transportieren bei einmaliger Fahrt die Munition einer Batterie, so dass eine solche nun schlagfertig ist. Bei noch dreimaligem Fahren werden die Ruderflöße sämmtliche Munition und die sonstigen Gegenstände überführt haben, hierauf sind sie am jenseitigen Ufer auseinander zu nehmen, die Räder und die Verschläge der Schwimmelemente zu versorgen, die 5 Schwimmsäcke aber ein viertesmal zurückzusenden.

Unterdessen werden auch noch bei dreimaligem Fahren weitere neun leere Lafetten übersetzt sein, nämlich bei jeder Fahrt 6, resp. 7 Lafetten und je 4 Rohre.

Es werden somit am jenseitigen Ufer um diese Zeit (nach $1^1/_2$—2 Stunden etwa) 28 Geschütze mit allen Munitionswagen kampffertig sein, während am diesseitigen Ufer noch vier leere Lafetten und vier Rohre sich befinden, zu deren Überführung zwar nur 20 Schwimmsäcke erforderlich sind, jedoch alle 32 noch ein fünftesmal zurückgesendet werden, um allenfalls die mitzunehmenden Requisitenwagen auszubalancieren oder zur Übersetzung der letzten Arbeitspartien zu dienen.

Es versteht sich von selbst, dass die Reihenfolge der einzelnen Transporte je nach der momentanen Lage anders angeordnet werden kann; die hier angegebene setzt aber die ökonomischeste Verwendung der Arbeitskräfte und Vermeidung von unnöthigen, sowie wiederholten Arbeiten voraus.

Die in dem vorstehenden Aufsatze durchgeführten Handlungen und Vorschläge beruhen nur in ihren kleineren Abzweigungen auf durchgeführten Versuchen, da es dem einzelnen Officier sowohl an Mitteln

als Gelegenheit dazu fehlt, übrigens er auch die Machtvollkommenheit und das Recht hiezu nicht besitzt; aber alles, was ich hier geschrieben, ist das Product sorgfältiger geistiger Erwägung und wohldurchdachter Berechnungen und Zusammenstellungen, welche ihrerseits wieder die Basis zu einem von oben aus angeordneten Versuche abgeben können.

Weit entfernt davon, der Feldartillerie, welche nebst ihren Kanonen auch noch mit Säbeln, Revolvern und Gewehren ausgerüstet, als Kanonier, Cavallerist und Gewehrschütze ausgebildet sein soll, noch das Element des Pionniers aufzudrängen, sollen die auf Basis vorstehender Erwägungen vorzunehmenden Versuche den Zweck haben, das Gefühl der eigenen Kraft und der uns innewohnenden Vielseitigkeit zu stärken und zu zeigen, dass und wie es möglich ist, die scheinbar so schwere, schutzbedürftige, von allem abhängige Artillerie frei und zu Actionen befähigt zu machen, welche ihre Bezeichnnng als Feldtruppe rechtfertigt. Die Mittel sind in der Artilleriewaffe vorhanden, ein ungeheurer Kraftüberschuss liegt darin aufgespeichert, es ist nur nöthig, diese Mittel richtig zu gebrauchen und den drängenden Kräften Zeit und Bethätigung zu geben.

Das
Literatur-Blatt
umfasst monatlich beiläufig einen Bogen, ist separat paginiert und kann auch als
SEPARAT-ABDRUCK
bezogen werden

Literatur-Blatt

zu

Streffleurs Österreichischer militärischer Zeitschrift.

Redacteur: Hauptmann Kandelsdorfer.

Zu beziehen:
Für Österreich-Ungarn bei der Administration.
Preis ganzjährig 2 fl. ö. W.
im Wege der k. u. k. Commanden 1 fl. 50 kr. ö. W.
Für das Ausland in allen Buchhandlungen Preis 4 Mk.

Nr. 4. April 1896.

1. Zur Besprechung eingelangt.

70. **Das Duell und der germanische Ehrbegriff.** Von Dr. Georg von Below, ord. Professor der Geschichte. Kassel 1896, Max Brunnemann. Mk. 1·—.

71. **Die Familien-Stiftungen Deutschlands und Deutsch-Österreichs** mit Einbezug der bedeutendsten Stiftungen für Officiere, Studierende, Fräuleins, Witwen, Waisen, Künstler etc. Herausgegeben vom heraldisch-genealogischen Institut von L. von Hefner in München. III. Theil. München 1896, Eduard Pohl. Mk. 5.

72. **Der Kampf wider den Umsturz** von Georges Picot. Aus dem Französischen übertragen von Eduard Goldbeck. Berlin 1896, Füssingers Buchhandlung. Mk. 1·—.

73. **Bosheit oder Unkenntnis?** Eine Entgegnung auf die beiden Flugschriften des ehemaligen bayrischen Premier-Lieutenants Rud. Krafft „Glänzendes Elend" und „Kasernen-Elend" von Rendant Max Zimmermann, Feldwebel und Zahlmeisteraspirant a. D. Berlin 1896, Füssingers Buchhandlung. Mk. 1·—.

74. **Reglements der russischen Armee.** 17. Heft. Neue Gefechts- und Schießvorschriften der Feld-Artillerie (1893—1895). Nebst einem nach russischen Quellen bearbeiteten Abriss der Organisation, Ausrüstung und Ausbildung der Feld-Artillerie. Leipzig 1896, Zuckschwerdt & Co. Mk. 1·50.

75. **Eintheilung und Dislocation der Russischen Armee.** Nach russischen officiellen Quellen bearbeitet von v. C.—M. Januar 1896. — 1. Jahrgang. Leipzig 1896, Zuckschwerdt. 30 Pf.

76. **Geist und Stoff im Kriege.** Von C. von B.—K. 1. Theil: Das 18. Jahrhundert. — Unter Benützung handschriftlicher Quellen. — Mit 1 tabellarischen Übersicht, 1 Plane im Texte und 6 Skizzen als Beilagen. Wien, Leipzig 1896, Wilhelm Braumüller. fl. 4·80.

77. **Eine Erinnerung an Solferino** von J. Henry Dunant. Deutsche, vom Verfasser autorisierte Ausgabe. — Bern, F. Semminger.

78. **Erzherzog Carl von Österreich als Feldherr und Heeresorganisator.** Im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann seiner Enkel der Herren Erzherzoge Friedrich und Eugen nach österreichischen Originalacten dargestellt von Moriz Edlen von Angeli, k. u. k. Oberst des Armeestandes. I. Bd. 2. Hälfte. Mit 1 Übersichtskarte und 5 Plänen. Wien, Leipzig 1896, Wilh. Braumüller.

79. **Die Wehrpflicht im Deutschen Reiche,** nach amtlichen Quellen systematisch bearbeitet, erläutert und herausgegeben von Friedrich Rott, Justizrath und Divisions-Auditor. 2. Band: **Die Strafvorschriften über die Wehrpflicht-Verletzungen.** Kassel 1896, Max Brunnemann. Mk. 2·—.

80. **Kriegführung und Politik König Friedrichs des Großen in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges.** Von Dr. Gustav Berthold Volz. Berlin 1896, Siegfried Cronbach. Mk. 3·—.

81. **Das gefechtsmäßige Schießen der Infanterie und Feldartillerie.** Wie wirkt dasselbe und wie werden die Aufgaben für dasselbe gestellt? Von H. Rohne, Generalmajor. 2. umgearb. und erweiterte Auflage mit 1 Tafel. Berlin 1896, E. S. Mittler. Mk. 1·50.

82. **Der Beresina-Übergang des Kaisers Napoleon** unter besonderer Berücksichtigung der Theilnahme der badischen Truppen. Ein Vortrag von von Lindenau, Major im Generalstab der 29. Division. Mit 3 Beilagen. Berlin 1896, E. S. Mittler. Mk. 1·40.

83. **Kurzer strategischer Überblick über den Krieg 1870/71.** Von Moser, Hauptmann. 2. Auflage. Mit 7 Skizzen. Berlin 1896, E. S. Mittler. Mk. 2·—.

84. **Geschichte der Explosivstoffe.** Von S. J. von Romocki. II. **Die rauchschwachen Pulver** in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. Mit vielen Abbildungen. Berlin 1896, Robert Oppenheim (G. Schmidt). Mk. 10·—.

85. **Leitfaden für den Unterricht in der Feldkunde** (Terrainlehre, Planzeichnen und Aufnehmen) an der königlichen Kriegsschule. 3. Auflage. Mit 19 Tafeln und 15 Figuren im Texte. München 1896, Theodor Ackermann.

86. **Was man von einem Exercier-Reglement verlangen muss und was man nicht von ihm erwarten darf.** Von W. von Scherff, General der Infanterie z. D. Berlin 1896, R. Felix. Mk. 1·50.

87. **Die Geschichte des Eisens** in technischer und culturgeschichtlicher Beziehung. Von Dr. Ludwig Beck. 3. Abtheilung: Das 18. Jahrhundert. 2. Aufl. Braunschweig 1896, Fr. Vieweg & Sohn. Mk. 5·—.

88. **Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.** 4. Bd. 18. Heft. Wien, Hölder.

89. **Konnte Marschall Bazaine im Jahre 1870 Frankreich retten?** Von H. Kunz, Major a. D. Mit 1 Karte. Berlin 1896, R. Eisenschmidt. Mk. 3·60.

90. **Leitfaden für den Unterricht in der beständigen Befestigung.** Zum Gebrauche in den k. u. k. Bildungs-Anstalten bearbeitet von Moriz Ritter von Brunner, k. u. k. Generalmajor. 5. ganz neu bearbeitete Auflage. II. Heft. Wien 1896, L. W. Seidel.

91. **Fahrschule für Militär-Radfahrer.** Von Gerhard Freiherrn v. Puttkammer, Premier-Lieutenant. Mit 12 Abbildungen. Leipzig 1896, Zuckschwerdt. Mk. 1·—.

92. **Die Schießvorschriften der europäischen Mächte.** Vergleichende Studie. Mit 4 Abbildungen. Leipzig 1896, Zuckschwerdt. Mk. 2·50.

93. **Katechismus des Deutschen Heerwesens.** 2. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Moriz Exner, Oberstlieutenant z. D. und Vorstand des k. s. Kriegs-Archivs. Mit 7 Abbildungen. Leipzig 1896, J. J. Weber. Geb. Mk. 3·—.

94. **Handbuch der Uniformenkunde** von Richard Knötel. Mit über 1000 Einzelabbildungen auf 100 vom Verfasser gezeichneten Tafeln. Leipzig 1896, J. J. Weber. Geb. Mk. 6·—.

2. Recensionen.

Unser Militär-Sanitätswesen vor hundert Jahren. Ein urkundlicher Beitrag zur Sanitätsgeschichte des k. u. k. Heeres. Von Dr. Johann Habart und Dr. Robert v. Töply, k. u. k. Regimentsärzte. 1896. Verlag Šafař.

Die Veranlassung zu der vorliegenden fleißig zusammengestellten Arbeit gab den Verfassern eine bis jetzt noch nicht veröffentlichte Urkunde über Reformvorschläge bezüglich der Josefs-Akademie aus dem Jahre 1795.

Im ersten Theile des Werkes besprechen die Verfasser die drängenden Umstände, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur Gründung der Wiener Josefs-Akademie führten nach dem Muster der Académie royale de chirurgie in Paris. Wie in Österreich herrschte damals auch in Frankreich der ewige Streit zwischen Medicinern und Chirurgen häufig zum Schaden des Kranken. Wenn auch Österreich in medicinisch-chirurgischer Beziehung hinter Paris zurückstand, so fanden sich doch unter Maria Theresia und Kaiser Josef II., Männer wie Van Swieten und Brambilla, welche dem fremden Impulse folgend insbesondere das Militär-Sanitätswesen Österreichs energisch in neue Bahnen lenkten und die Gründung einer Schule durchsetzten, wo die Studierenden zu Medico-Chirurgen ausgebildet werden sollten und damit musste endlich die bisherige Trennung in sich stets feindlich gegenüberstehende Mediciner und Chirurgen fallen.

Einen kleinen Anfang machte die militärärztliche Schule am Gumpendorfer Militärspital unter Reinlein 1775 und als sich diese zu klein erwies, gründete Kaiser Josef II. angeregt durch den „Beirath in Sanitätsangelegenheiten“ Brambilla die medic.-chirurg. Josefs-Akademie 1784, damit die Armee ein einheitlich ausgebildetes Sanitätspersonal erhalte. Durch seinen Bruder den nachmaligen Kaiser Leopold II. erwarb der Kaiser Josef II. der Akademie die Wachspräparatensammlung — noch heute eine Sehenswürdigkeit Wiens — um den Preis von 30.000 fl. um eben das grundlegende Studium der Anatomie möglichst an der neuen Schule zu fördern.

Leider erstanden der neuen segensreichen Schule sofort auch die Gegner und bekämpften die Anstalt, welche tüchtige Ärzte lieferte mit mehr oder weniger Geschick; die Universität selbst, dann die praktischen Ärzte und auch mit dem Lehrplane unzufriedene Militärärzte. Der damalige Spitals- und Findelhausarzt Fr. A. Jaucken schrieb 1794 eine gegnerische Denkschrift, in welcher er die bedeutenden Kosten und die Nutzlosigkeit der Akademie zum Ausdruck bringen wollte.

Trotzdem die Josefs-Akademie in dem damaligen Professor und früheren Secretär der Anstalt einen warmen Verfechter fand, musste doch auch maßgebendenorts die Reformbedürftigkeit des Studienplanes anerkannt werden. Die Folge war die Ausschreibung von Preisfragen: wie der Lehrplan am zweckmäßigsten abzuändern wäre: Eine eigens ad hoc eingesetzte Sanitätscommission (der Anfang unseres jetzt bestehenden Sanitäts-Comités) sollte die einlaufenden Beantwortungen durchprüfen und die entsprechenden Anträge stellen. Bei der Redigierung des Protokolls dieser Sanitätscommission war der erwähnte Professor und Secretär Schmidt hervorragend thätig. Am 2. Mai 1795 wurde dieses Protokoll abgeschlossen, welches sich über die weitere Ausbildung der Akademie als Lehranstalt und gelehrtes Institut, sowie über die Weiterentwicklung des Sanitätswesens der Armee aussprach.

Das war die erste beantragte gründliche Reform des jungen Instituts, welches bis zu seiner definitiven Auflösung im Jahre 1874 so zahlreiche und einschneidende Wandlungen durchgemacht hat.

Im zweiten Theile des Buches wird das vorerwähnte Protokoll zum Abdruck gebracht, eine die Commission ehrende Arbeit, welche die Schäden des damaligen Militärsanitätswesens offen darlegte. Dieser Theil muss im Original gelesen werden, ein Referat ist nicht leicht möglich.

Hervorzuheben ist jedoch die Einhelligkeit der Commission darüber, dass Medicin und Chirurgie in einer ärztlichen Person vereint bleiben muss, wie dies schon in alten Zeiten in der alexandrinischen Schule der Fall war.

Die Wichtigkeit der pathologischen Anatomie und die vollständige Änderung der Disciplinarverhältnisse der Zöglinge (meist aus dem Civile) und der Cursisten (commandierte Bataillons-Chirurgen und Oberchirurgen der Armee) wurde weiter betont und auch die Benennung der aus der Akademie stammenden Medico-Chirurgen als Feldärzte, (Generalfeldärzte, Generalstabsärzte, Regimentsärzte, Oberärzte und Unterärzte) beantragt.

Mit Recht forderte die Commission das intensive Eingehen der Schüler in den Unterricht der Geburtshilfe mit der richtigen Motivierung, dass die armen Soldatenweiber, besonders in der damaligen Grenze und auf den entlegenen Dörfern bei der Cavallerie unbedingt an den Militärarzt gewiesen sind.

Den Schluss dieses hochinteressanten Protokolls finden wir als Autogramm Schmidts dem Werke vorausgestellt und einfach und klar wird der Zweck der Akademie bestimmt als: nothwendig, völlig ersprießlich, und darauf müsse der Plan zur Verbesserung der Akademie beruhen.

Jeder Militärarzt wird diese Arbeit mit Aufmerksamkeit lesen und wird es nur um so lebhafter bedauern, dass ein Institut, welches so segensreich zum Wohle des Heeres gewirkt hat, bei uns fallen musste, während alle anderen Militärstaaten sich bemühen, ihre militärärztlichen Anstalten zu erhalten und fortzuentwickeln. Dr. Th–

Die Anwendung der beständigen und Feldbefestigungen. Von Karl Kuk, k. u. k. Major im Geniestabe. Wien 1896. In Commission bei L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

Die vorliegende 96 Seiten starke Broschüre behandelt die Anwendung von beständigen Befestigungen u. zw. der Sperren, der Gürtelbefestigungen, der Gebirgs- und Küstenbefestigungen; weiters jene der provisorischen, Feld- und flüchtigen Befestigungen.

Sehr ruhig und sachlich gehalten, bringt diese Broschüre in Kürze das Wissenswerteste, wie und wo Befestigungen angelegt werden sollen.

Auf Seite 8 und 9 sagt der Herr Verfasser:

„Die Arbeiten, welche der Vertheidiger vornimmt, um eine gewählte Truppenaufstellung für den Kampf vorzubereiten, sowie die engere Wahl der Aufstellung selbst, bilden das Gebiet der Befestigungskunst."

Den zweiten Satz möchten wir nicht ganz ohne Widerspruch annehmen; wir sind der Ansicht, dass nicht die „Wahl der Aufstellung", sondern vielmehr die „Verstärkung der gewählten Aufstellung" in das Gebiet der Befestigung fällt.

Sehr gut gefällt uns der Ausspruch (Seite 33):

„. . . . und ist diese (ausreichende Artillerie) vorhanden, so ist es dann wesentlicher, als das Erbauen vieler Werke, dass die Geschütze und die Truppen

überall ein für die Feuerwirkung wohlvorbereitetes Vorfeld finden, dass sie möglichst rasch und gedeckt in jeden Gürteltheil zu gelangen vermögen . . . .“ in welchem der Activität und Mobilität der Vertheidigungstruppen der Vorzug gegenüber der guten Deckung gegeben wird.

Auch stimmen wir der auf Seite 38 niedergelegten Ansicht vollkommen bei, dass Einheitswerke wegen ihrer Panzerungen wohl erhöhte Kosten verursachen, ohne jedoch eine größere Sicherheit bezüglich ihrer Widerstandsdauer zu finden.

Im Gebirge wird man isolierte Sperren wohl als Einheitswerke construieren müssen, da stehen aber die Verhältnisse ganz anders, als bei den großen Landbefestigungen. Ob weiters die Einheitswerke auch der Forderung (Seite 41) genüge leisten können, die gesammte Besatzung so unterzubringen und zu sichern, dass sie selbst im heftigsten Artilleriefeuer keine Verluste erleide, muss zum mindesten bezweifelt werden. Wenn auch keine Verwundungen vorkommen werden, so muss doch der Einfluss der Schlag- und Spreugwirkung der Geschosse auf die Nerven der Besatzung auch in Rücksicht gezogen werden.

Ganz zweckmäßig finden wir die Darlegungen bezüglich der Benennungen der Festungen. Es ist ein wahrer Wirrwar da hineingekommen; so gibt es: Manövrier-, Lager-, Gürtel-, Depôt- und andere Festungen; dann wieder einfache, doppelte, Offensiv- und Defensiv-Brückenköpfe etc.

„Es dürfte genügen die Festung mit ihrem Ortsnamen anzuführen.“

Wiederholt sind wir schon in ähnlichen Werken dem Ausspruche begegnet, dass provisorische Befestigungen nur sehr bedingungsweise angewendet werden sollen.

Der Herr Verfasser geht einen Schritt weiter und stellt diese Art von Befestigungen sehr richtig als einen „mit Bewusstsein begangenen Fehler“ auf. Das ist ein kühn ausgesprochener, trefflicher Gedanke.

Ob die von Feldbefestigungen zu erfüllende Aufgabe sich allein als Folge strategischer Erwägungen ergibt, wollen wir bezweifeln, wir denken eher als Folge strategischer und taktischer Erwägungen, doch dies sind kleine Meinungsdifferenzen, die dem sehr übersichtlich und sachlich gehaltenen Werke gewiss keinen Eintrag thun werden.

Im Gegentheil sind wir eher geneigt zu hoffen, dass sich diese Broschüre bald einen sehr großen Leserkreis erwerben wird, den sie auch wirklich verdient.

—m.

Grundriss der Befestigungslehre. Von W. Stavenhagen. Mit einer Skizze in Steindruck. Berlin 1896. E. S. Mittler.

Ein mit Gründlichkeit und Objectivität geschriebenes Werk, welches wir vom Beginne bis zum Schlusse mit großem Interesse verfolgten.

Der Wert von Befestigungen, seien sie nun feldmäßige oder permanente, scheint gegenwärtig wieder stark überschätzt werden zu wollen, namentlich wo die in den verschiedenen Staaten angenommenen Typen der permanenten Fortification bereits feste Formen angenommen haben.

Wie ein frischer Hauch weht uns daher der Satz an:

„Oberster und leitender Gesichtspunkt bleibt, dass sich die Anlagen dem Gefechtszweck durchaus unterordnen, ihn unterstützen müssen, nie aber

ihn beherrschen wollen; letzteres widerspräche dem Wesen der Befestigung als eines Werkzeuges der Taktik und würde diese der Freiheit des Handels berauben".

Von diesem Gedanken geleitet, finden wir auch überall die Bewertung, die Beurtheilung und die Grundsätze für die Anwendung von Befestigungen in richtiger und ruhiger Weise zur Darstellung gebracht.

Vor gar nicht langer Zeit war der Festungskrieg noch „Zunft" und die Fortification die „schwarze Kunst" und wehe dem Taktiker, der sich allzukühn auf diese Gebiete gewagt hätte.

Heute ist glücklicherweise der Festungskrieg vollkommen Gemeingut der Taktik geworden und die Fortification musste auch schon auf ihren dominierenden Einfluss, auf die Vertheidigung nnd Artillerieverwendung nach und nach verzichten.

Leider sind heute noch nicht alle überzeugt, dass 4 Geschütze unter Gottes freiem Himmel mehr wert sind, als eines unter Panzer und hinter Mauer und darum begrüßen wir solche „Mauerbrecher" wie eines das vorliegende Werk ist, mit wahrer Freude.

Im Nachfolgenden wollen wir uns nicht auf die Wiedergabe des Inhaltsverzeichnisses beschränken, sondern uns auch mit einzelnen Capiteln etwas näher beschäftigen.

Nebst der Einleitung, welche den Begriff und das Wesen der Befestigungskunst im allgemeinen aufstellt, erfolgt die Gliederung des Stoffes in zwei Theile.

Der erste enthält die „Mittel", u. zw. die Friedensmittel, dann die feldmäßigen und provisorischen Mittel; der zweite Theil handelt über die „Anwendungen" und zerfällt wieder in den Feld- und Festungskrieg.

Ein Anhang mit Zeit- und Materialangaben über Ausführung von Befestigungen etc., sowie eine schematische Darstellung des belagerungsmäßigen Angriffes vervollständigen dieses Werk.

Die scharfe Scheidung der Begriffe zwischen strategischer und taktischer Befestigung, wie sie in der Einleitung hervorgehoben werden, scheinen uns glücklich gewählt; desgleichen sind wir den Ausführungen des dritten Capitels (Seite 13): „Anordnung der Landesbefestigung im großen", welche uns im logischen Gedankengange naturgemäß zu den zwei charakteristischen Systemen der Landesbefestigungen, dem Abschnitts- und Cordonsystem führen, freudig gefolgt.

In dem „Gesichtspunkte für die Anlage ständiger Befestigungen" (Seite 17) finden wir nur das in Deutschland eingeführte System der Trennung der Nah- und Fernkampfanlagen besprochen. Der Allgemeinheit wegen hätten hier auch die anderen Systeme Raum finden sollen.

Zu der Besprechung der Nah- und Fernkampfanlagen gehören aber auch noch die Anlagen für den Entscheidungskampf. Es scheint hier überhaupt eine nicht begründete Verschmelzung der Aufgaben für den Fern- und Entscheidungskampf platzgegriffen zu haben, der der Klarheit der weiteren Ausführungen zuwiderläuft.

Warum trennte der Herr Verfasser die 3 Kampfzonen des Fern-, Entscheidungs- und Nahkampfes nicht so, wie sie aus der Natur des Kampfes selbst unmittelbar hervorgehen? Einmal lesen wir, die Fernkampfanlagen sollen sich im Anschlusse an die Nahkampfstützpunkte und unter deren Schutz befinden: und etwas später identificiert der Herr Verfasser Zwischen-Batterien mit Fernkampfanlagen (Seite 23).

Die Fernkampfanlagen, welche ausschließlich mit weittragendem Flachbahngeschütz zu armieren sind und mit dem Entscheidungskampfe gar nichts zu thun

haben, da sie ja nur den Anmarsch und die Entwicklung des Gegners hindern sollen, gehören unter den Schutz der festen Nahkampfstützpunkte und hinter diesen etabliert man dann die Anlagen zur Führung des Entscheidungskampfes, das sind die Zwischenbatterien, welche mit Geschützen mittleren Calibers armiert werden.

Sehr richtig ist der Calcul bezüglich der Größe der Forts.

Auf Seite 25 heißt es:

„Große und besonders tiefe Forts gelten zwar im allgemeinen nicht für günstig, doch wird man vielleicht von dem Verlangen nach kleinen Werken zurückkommen. Denn abgesehen von ihrer geringen Feuerwirkung — namentlich als Einheitsforts — wird die treffbare Fläche nie so verkleinert werden können, dass dadurch Fehlschüsse entstehen; die verwundbaren Stellen werden aber bei kleinen Werken auf engem Raum vereinigt, und sind sie besonders flach gehalten, so liegen Gefechts- und Bereitschaftsstellung so nahe zusammen, dass vorzeitig beide Kräfte aufgerieben werden. Nur wenn man die Bereitschaften außerhalb der Werke legen, die Besatzung also täglich wechseln könnte, wären kleine Forts . . . . das zweckmäßigste."

Weiters dann auf Seite 39:

„Die nicht vertheidigungsfähigen Hohlbauten müssen bombensicher, d. h. gegen das Flach- und Steilfeuer schwerster Brisanzgeschosse geschützt sein, ebenso wie die vertheidigungsfähigen, ja vielleicht noch in erhöhtem Maße. Denn während der Ruhe soll der Vertheidiger sich die Kraft für die Durchführung des Kampfes holen. Die Ruhe und Sicherheit muss daher eine fast absolute sein, andernfalls die aufs äußerste im Gefechte angespannten Nerven schließlich versagen und die Besatzung im Bedarfsfalle nicht mehr kampffähig sein würde. Eine möglichst große räumliche Trennung dieser Ruhestellung von der vorderen Gefechtslinie ist daher zunächst anzustreben."

Weitere Ausführungen auf Seite 40 besagen, wie für die Erhaltung der Schlagfertigkeit der Besatzung noch weiters vorzusorgen wäre.

Wir haben den Gedanken der räumlichen Trennung der Ruhe- und Gefechtsstellungen vor gar nicht langer Zeit schon irgendwo gelesen und freuen uns deshalb, ihn hier wiederzufinden. Dagegen überrascht uns einigermaßen die Ansicht, wie den oben sehr richtig angedeuteten Übelständen abgeholfen werden soll.

Da steht auf Seite 41:

„Für den ruhenden Theil der Besatzung sind ein- oder zweistöckige Kasernen bestimmt, welche alle für Unterkunft und Verpflegung der ganzen Besatzung nöthigen Wohn- . . . . räume . . . . enthalten. Die Kasernen liegen möglichst zurückgezogen, bei einzelnen Werken unter den Kehlwällen derselben und enthalten dann auch den Haupteingang in das Fort. Sie stehen mit den vorderen Bereitschaftsräumen durch gesicherte Poternen, mit den Wällen und Hohltraversen durch ebensolche Treppen in Verbindung."

Wir hätten eine ganz andere Schlussfolgerung vermuthet, da man von einer genügenden räumlichen Trennung der Gefechts- und Ruhestellungen in den kleinen modernen Werken, und wären sie auch Einheitsforts, wohl nicht gut sprechen kann.

Nur eine gänzliche Losschälung der Ruhestellungen vom Fort könnte obige Mängel radical beseitigen.

Sehr richtig ist die Betonung der großen Beweglichkeit der Angriffs-Artillerie und namentlich der Einstellung vieler und schwerer Mörser in den Belagerungs-Artillerie-Park. Der Ansicht, dass die provisorischen Befestigungen nur in ganz

speciellen, seltenen Fällen Dienste leisten werden, stimmen wir vollinhaltlich zu, auch sind die Gesichtspunkte über Wert und Bedeutung der Voll- und Feldbahn in sehr schöner und klarer Weise entwickelt, wie auch die folgenden Capiteln reges Interesse wachrufen.

Wir stimmen auch vollkommen mit dem Herrn Verfasser bezüglich der Nachtheile der Feldschanzen und hinsichtlich der so oft und so sehr gepriesenen vorgeschobenen Stellungen im Feld- und Festungskriege überein; sie scheinen mehr als sie halten können.

Der Abschnitt über die Vertheidigung (Seite 127) enthält eine Fülle kerngesunder Ansichten.

In den Erörterungen über Festungskrieg (Seite 140), die kurz und klar gehalten sind, finden wir auf Seite 141 folgenden sehr zu beherzigenden Satz: „Was geschehen kann, diesen Theil des Nahangriffes“ (Sturm auf das Werk) „zu ersparen, muss geschehen.“

Als vorzüglichstes Mittel, diesen Theil des Angriffes abzukürzen, wird die Anwendung schwerer Wurfgeschütze aus entscheidender Distanz vorgeschlagen. Dies ist und bleibt vorderhand das einzige Mittel, denn diese Geschütze besitzen nicht nur eine gewaltige Zerstörungskraft gegen die Werke selbst, sondern ihre Ecrasitbomben erschüttern und demoralisieren auch deren Besatzung im hohen Grade und machen sie zu weiterer Vertheidigung unfähig.

Überall, wo in der neueren Literatur der Nahangriff besprochen wird, tritt eine erschreckende Allgemeinheit der Gedanken zutage: Die Besatzung muss gründlich erschüttert, die Geschütze niedergekämpft, die Annäherungshindernisse beseitigt, die Flankierungsanlagen müssen unschädlich gemacht sein etc. etc. und zu all' dem darf das Moment der Überraschung nicht aus dem Auge gelassen werden.

Nur wie dies alles geschehen, wie dies alles erkannt werden soll, darüber geht man aalglatt hinüber. — Natürlich, man steht da vor einem großen Fragezeichen, das noch sehr lange seiner Lösung harren wird.

Was ist da natürlicher, als dass man unentwegt dahin zielen wird, mittelst der schweren Mörser selbst die stärksten Forts aus der Entfernung zu taktisch todten Punkten zu machen, denn dann brauchen sie nicht mehr gestürmt zu werden.

Zum Schlusse können wir nicht umhin, dieses mit sehr viel Fleiß geschriebene Werk, welches nicht allein für die Festungs-, sondern auch für die Feldtruppe berechnet ist, allen Officieren zum eingehenden Studium bestens zu empfehlen. – m.

Das
Literatur-Blatt
umfasst monatlich beiläufig einen Bogen, ist separat paginiert und kann auch als
SEPARAT-ABDRUCK
bezogen werden

Zu beziehen:
Für Österreich-Ungarn bei der Administration.
Preis ganzjährig 2 fl. ö. W.
im Wege der k. u. k. Commanden 1 fl. 50 kr. ö. W.
Für das Ausland in allen Buchhandlungen Preis 4 Mk.

Literatur-Blatt

zu

Streffleurs Österreichischer militärischer Zeitschrift.

Redacteur: Hauptmann Kandelsdorfer.

Nr. 5. Mai 1896.

1. Zur Besprechung eingelangt.

95. **Der Zug Suworoffs durch die Schweiz 1799.** Mit zahlreichen Beilagen und Illustrationen nebst 10 Kriegskarten in besonderer Mappe von Rudolf von Reding-Biberegg, Oberstlieutenant im eidgenössischen Generalstab. Zürich 1896, Fr. Schulthess. Mk. 6·—.

96. **Taktisches Notizbuch.** Von Freiherr v. Maltzahn, Premierlieutenant. Berlin 1896, E. S. Mittler. Mk. 1·50.

97. **Instruction über Corporalschaftsführung für junge Unterofficiere und Reserve-Unterofficier-Aspiranten.** Von Sasse, Major. 4. Aufl. Berlin 1896. Liebel. Pf. 30.

98. **Lösungen von Aufgaben.** Ein Hilfsmittel für die Vorbereitung zur Aufnahmsprüfung für die Kriegsakademie von Reinelt, Secondlieutenant. I. Befestigungslehre. II. Waffenlehre. Berlin 1896, Liebel. — à Mk. 1·50.

99. **Gesichtspunkte und Beispiele für die Abhaltung von taktischen Übungsritten** von Münzenmaier, Oberstlieutenant. 2. Aufl. Mit 2 Übersichtskarten. Berlin 1896, E. S. Mittler. Mk. 3·—.

100. **Taschenbegleiter für Manöver, Übungsritt, Kriegsspiel.** Im Anschluss an Lehnerts Handbuch für den Truppenführer, bearbeitet von v. Hagen, Major. 2. Aufl. Berlin 1896, E. S. Mittler. 35 Pf.

101. **Prinz Friedrich Heinrich Albrecht von Preußen.** Ein Beitrag zu den Erinnerungen 1870—71. Berlin 1895, E. S. Mittler. Pf. 60.

102. **La Flotte nécessaire,** ses avantages stratégique, tactique et économique par le Contre-Admiral J. E. Fournier. Nancy 1896. Berger-Levrault. Fcs. 3·—.

103. **La marine française au siècle prochain.** Sa réorganisation, réformes nésessaires. Nancy 1896, Berger-Levrault.

104. **Stratégie et grande tactique** d'après l'expérience des dernières guerres par le Général Pierron. Tome quatrième. Paris 1896, Berger-Levrault. Fcs. 10·—.

105. **Moltkes militärische Correspondenz.** Aus den Dienstschriften des Krieges 1866. Herausgegeben vom großen Genalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Mit 1 Übersichtskarte, 5 Plänen, 1 Textskizze. Berlin 1896, E. S. Mittler. Mk. 8·—.

106. **Erinnerungen eines Pariser Nationalgardisten aus den Jahren 1870—1871.** Von N. Steffen. Mit Illustrationen von R. Starke. Altenburg, Stephan Geibel. 10 Lf. à 40 Pf.

107. **La fucileria colle armi nuovi.** Studio di A. Massa, Maggiore Generale. Roma 1896. Enrico Voghera.

108. **L'iniziativa degli alpini nelle prime operazioni di guerra sulle nostre alpi.** Per Oreste Zavattori, Capitano. Roma 1895, E. Voghera. Lire 0·60.

109. **Nozioni elementari di Arte militare** ad uso degli allievi ufficiali. secondo il programma ministeriale per Arturo Fajella, Tenente. Roma 1896. Enr. Voghera.

110. **La colonia italiana in Africa e Fr. Crispi,** il parlamento ed il paese per un Italiano. Roma 1896, E. Voghera.

111. **L'Artiglieria da campo e la goniometria** per Ed. Falletti, Capitano. Roma 1896, E. Voghera.

112. **Geschichte des k. u. k. Feldjäger-Bataillons Nr. 7.** Zusammengestellt von Karl Kandelsdorfer, k. u. k. Hauptmann. Mit 1 Titelbilde, 1 Orientierungskarte, 3 Adjustierungstafeln und 20 Porträts. Bruck a. d. Mur, Verlag des Bataillons. fl. 5·—.

113. **Die Recrutenausbildung bei den k. u. k. und k. k. Fußtruppen.** Von Wilhelm Häckel, k. k. Landwehr-Hauptmann. 2. verb. Aufl. Wien 1896, L. W. Seidel.

114. **Die russischen Bestimmungen über Nachtmärsche und Nachtgefechte.** Übersetzt von Harck, Premierlieutenant. Leipzig 1896, Georg Lang. Mk. 0·60.

115. **Rathgeber für Anfänger im Photographieren.** Behelf für Fortgeschrittene. Von Ludwig David, k. u. k. Artilleriehauptmann. Mit 80 Textbildern und 2 Tafeln. 4. neubearbeitete Auflage. Halle a. S. 1896, Wilhelm Knapp.

116. **Über die Anlage kleinerer Gefechtsübungen und die Verfassung der Übungsannahmen.** Von Oberstlieutenant Julius Keltscha. Wien 1896, L. W. Seidel.

117. **Behelf für die Compagnieausbildung bei der Infanterie und Jägertruppe** von Mathias Boltek, k. u. k. Hauptmann. Wien 1896, L. W. Seidel.

118. **Taktik-Aufgaben** von F. C. v. H. Aufgabe 5—40. Heft 3. Mit 4 Beilagen. Wien, Seidel und Kreisel.

119. **Ludwig XIV. in Bild und Wort** mit circa 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit von Emil Bourgeois, übertragen von O. Marschall von Bieberstein. 1. Lfg. Leipzig 1896. H. Schmidt und C. Günther. Mk. 0·60. (c. 35 Lieferungen.)

120. **Militär-statistisches Jahrbuch für das Jahr 1894.** Über Anordnung des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums bearbeitet und herausgegeben von der III. Section des technischen Militär-Comité. Wien 1896. Hof- und Staatsdruckerei.

121. **Geschichte des Infanterie-Regiments Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgischen) Nr. 27, 1815—1895 und seiner Stammtruppentheile.** Neu bearbeitet von Kreuzwendedich von dem Borne, Major. Mit vielen Abbildungen und Kartenskizzen sowie 2 Facsimiles. Berlin 1896. R. Eisenschmidt. Mk. 18·—.

2. Recensionen.

Erzherzog Carl von Österreich als Feldherr und Heeresorganisator. Im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann seiner Enkel der Herren Erzherzoge Friedrich und Eugen nach österreichischen

Originalacten dargestellt von Moriz Edlen von Angeli, k. u. k. Oberst des Armeestandes. I. Band. 2. Hälfte. Mit 1 Übersichtskarte und 5 Plänen. Wien und Leipzig 1896, Wilhelm Braumüller.

Der vorliegende Band enthält den Schluss der Schilderung des Feldzuges 1796 und 1797 in Deutschland und die Darstellung des Feldzuges 1797 in Italien.

Beide Feldzüge bieten sehr viel Lehrreiches. Wiederholt bearbeitet, kann ihre Schilderung aber nicht mehr viel Neues bieten; es rückt daher die Art der Bearbeitung des interessanten Stoffes in den Vordergrund. Es muss anerkannt werden, dass die jüngste Arbeit vollkommene Beherrschung des Stoffes von Seite des gewandt schreibenden Autors zeigt und dass letzterer durch mannigfaltige Studien und langjährige einschlägige Arbeiten jenen Überblick gewann, welcher allein imstande ist, das eigene Wissen und das aus 300 Quellwerken gesaugte Material scharf redactionell zu ordnen. Langathmige historische Werke lesen sich meistens höchst schwierig, sie ermüden leicht, wenn es Verfasser nicht versteht die Details möglichst kurz zu fassen und so geschickt anzugliedern, dass man den Faden der Haupthandlung nicht außer Erinnerung bringt. — Angelis Arbeit leidet nicht an diesem Fehler, sie ist sogar recht fließend geschrieben und erhebt sich daher über manch „berühmtes“ Werk.

Zur Charakteristik führen wir eine Stelle an:

„Mit der Capitulation von Kehl und Hüningen fand nach neunmonatlicher Dauer dieser denkwürdige Feldzug (1796) seinen Abschluss. In wechselvoller, ereignisreicher Zeit betrat hier Erzherzog Carl die Feldherrnlaufbahn und begründete seinen Ruf, obgleich ihn die widrigsten Verhältnisse auf die härteste Probe gestellt hatten. Mit ungenügenden Mitteln ausgerüstet und unfrei in seinen Entschließungen den Kampfplatz betretend, musste er vorerst all' das Ungemach über sich ergehen lassen, welches die natürliche Folge eines bloß nur auf politische Rücksichten gegründeten Operationsplanes und der unglücklichen Kriegführung in Italien war.“

„Übermacht des Feindes, Lauheit und endlich offenbarer Abfall der Bundesgenossen, wandelten seinen ersten Erfolg bei Wetzlar in eine lange Reihe von Tagen voll herbsten Missgeschicks. Monatelang gab es für die kaiserliche Armee keine andere Losung als „Rückwärts!“

Was hätten andere aus der herrlichen That des Erzherzogs Carl 1796 gethan! Und wie bescheiden bleibt die österreichische Geschichtsschreibung!

Wir empfehlen Angelis Werk eindringlichst.

Geschichte der Explosivstoffe. II. Die rauchschwachen Pulver in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. Von S. J. von Romocki. Ein Band mit vielen Abbildungen. M. 10. Berlin. Verlag von Rob. Oppenheim (Gustav Schmidt).

Der im Jahre 1895 erschienene erste Theil der „Geschichte der Explosivstoffe“ hat sich einer außerordentlich beifälligen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Dass neben der Aufgabe selbst auch die Art, in welcher der Verfasser deren Lösung anstrebt, in den zuständigsten Kreisen Interesse erregt und Anerkennung gefunden hat, zeigen die bisher in Fachblättern erschienenen sehr günstigen Urtheile der Kritik.

Jener erste Theil führte den Leser durch das gesammte Gebiet aller Explosivstoffe und aller ihrer Anwendungsarten bis zu den letzten Jahrzehnten des

XVIII. Jahrhunderts. Von den beiden übrigen Theilen, welche die Entwicklung der Explosivstoffe in der neuesten Zeit verfolgen, ist, der in der neuesten Zeit unabweislich hervorgetretenen natürlichen Eintheilung der Explosivstoffe in Schießpräparate (Treibmittel) und unmittelbar zerstörend wirkende Sprengmittel gemäß, der jetzt vorliegende der erstgenannten Gruppe von Explosivstoffen gewidmet, während der folgende, als Band III im Laufe des Jahres 1896 erscheinende Theil die zweite Gruppe behandeln wird.

Der Anlage des Gesammtwerkes gemäß, bildet also der vorliegende Band eine Fortsetzung des ersten und eine Vorbereitung auf den dritten; zugleich ist er aber auch für sich selbst ein abgeschlossenes Ganzes, das zu seiner Benutzbarkeit der übrigen Theile durchaus nicht bedarf. Er schildert in unabhängiger Darstellung die Entwicklung der Schießpräparate von den ersten Versuchen, die unangenehmen und schädlichen Nebenerscheinungen beim Schießen mit dem alten Schwarzpulver zu beseitigen, an bis zu den neuesten Fortschritten auf dem Gebiet der rauchschwachen Treibmittel.

Die nunmehr bewährte Darstellungsmethode des ersten Theiles ist in ihren Grundzügen beibehalten worden; bei dem nicht mehr vorwiegend historischen Interesse des Gegenstandes jedoch und da die Antheilnahme gerade am Schießwesen schon durch die allgemeine Wehrpflicht und auch durch den Jagd- und Schießsport in sehr weite Kreise getragen wird, befleißigt sich das vorliegende Buch noch mehr einer Darstellungsweise, die sein vollkommenes Verständnis jedem Gebildeten ohne besondere Fachstudien oder Specialkenntnisse ermöglicht: mathematische Formeln, fremdsprachliche Citate und selbst zu Fachausdrücken gewordene Fremdwörter sind nach Möglichkeit vermieden und nur ganz elementare Bekanntschaft mit den Naturwissenschaften und dem Waffenwesen vorausgesetzt.

Mit diesem Bande dürfte noch mehr als mit dem vorigen eine empfindliche Lücke in der Literatur ausgefüllt werden, denn was bisher an Ausführlicherem über die rauchschwachen Pulver erschienen ist, beschäftigt sich fast ausschließlich mit den taktischen Folgen, welche das Aufkommen dieser Pulver bereits gehabt hat oder voraussichtlich noch haben wird, nicht aber mit der gegenwärtigen und noch zu erwartenden technischen Entwicklung der Pulver selbst.

Auch dieser Theil des Werkes ist reich illustriert und mit ausführlichem Register versehen.

Taktisches Notizuch. Von Premierlieutenant Frhr. v. Maltzahn. Berlin 1896. E. S. Mittler. Mk. 1·50.

Die für jeden Truppenführer erforderlichen, in zahlreichen Dienstvorschriften enthaltenen und durch die Dienstpraxis erzielten Übersichten und Zahlenangaben sind in einem vom Premierlieutenant Freiherrn v. Maltzahn herausgegebenen „Taktischen Notizbuch“ sehr geschickt zusammengestellt. Es enthält hauptsächlich, alphabetisch geordnet, dasjenige Handwerkszeug an Notizen und Zahlen für den Truppenführer, dessen er in Praxis und Theorie nothwendig bedarf. Die Kenntnis der allgemeinen Grundsätze unserer Dienstvorschriften wird dabei vorausgesetzt. Für Vervollständigungen und Nachträge, welche der Einzelne in seinem Wirkungskreise nöthig findet, ist bei jedem Buchstaben Raum gelassen. Der zweite Theil enthält leicht zu erneuerndes Notizpapier, sowie einen Tagesbedarf an Meldekarten. Das Notizbuch empfiehlt sich durch die übersichtliche Anordnung des Inhaltes, sowie durch eine dem Dienstgebrauch entsprechend dauerhafte Ausstattung und wird daher jedem deutschen Officier bei Felddienstübungen, Manöver, Übungsritten, Kriegsspiel die besten Dienste leisten.

Taschenbegleiter für Manöver, Übungsritt, Kriegsspiel. Im Anschluss an Lehnerts Handbuch für den Truppenführer und auf Grund der heutigen Dienstvorschriften bearbeitet. Neue umgearbeitete und erweiterte Auflage. Von Major v. Hagen Berlin 1896. E. S. Mittler. 35 Pf.

Je zahlreicher die Vorschriften und Berechnungen werden, die sich der Truppenführer stets gegenwärtig halten muss, umso willkommener wird ihm ein Büchlein sein, das in gedrängter Kürze und möglichster Übersichtlichkeit alle für ihn wissenswerten Angaben enthält. Als ein bewährter Berather für den deutschen Truppenführer hat sich das bereits in mehreren Auflagen erschienene Heft des Herausgebers des bekannten Lehnert'schen Handbuches für den Truppenführer, des Majors v. Hagen: Taschenbegleiter für Manöver, Übungsritt, Kriegsspiel erwiesen, welches soeben in einer neu umgearbeiteten und erweiterten Auflage ausgegeben ist. Der Inhalt umfasst im Anschlusse an die Reihenfolge im Lehnert Ordre de bataille — Allgemeines über Befehle — Aufklärung — Marsch — Gefecht — Vorposten — Unterkunft — Unterkunftsbefehle — Verpflegung — Munitionsausrüstung und Ersatz — Sanitätsdienst — Feldpionierdienst — Eisenbahnen u. v. a. m. Ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis ermöglicht die sofortige Auffindung jedes Schlagwortes.

Gesichtspunkte und Beispiele für die Abhaltung von taktischen Übungsritten. Von Major Münzenmaier. Zweite Auflage. Mit zwei Übersichtskarten. Berlin. E. S. Mittler. M. 3·—.

Auch in der deutschen Armee sind seit einer Reihe von Jahren die taktischen Übungsritte eingeführt, die neben den Manövern und den Generalstabs-Übungsreisen das beste Mittel bieten, um die in der Front stehenden Officiere zu Truppenführern heranzubilden. Ihr eigentlicher Zweck ist die Ausbildung in der Entschlussfassung und Befehlsertheilung. Alles, was diesen Zweck zu fördern vermag, muss Beachtung finden. Als ein trefflicher Rathgeber für eine sachgemäße und erfolgreiche Abhaltung taktischer Übungsritte hat sich das bekannte Buch des Majors Münzenmaier „Gesichtspunkte und Beispiele für die Abhaltung von taktischen Übungsritten" bereits bewährt, dessen zweite Auflage soeben zur Ausgabe gelangt ist. Insbesondere warnt der Herr Verfasser davor, dass die Übungsritte zu taktischen Vorlesungen im Gelände werden: sie sollen vielmehr praktische Übungen sein, bei denen jeder Theilnehmer möglichst vielseitig zur eigenen frischen Thätigkeit angeregt wird. Das Werk unterrichtet eingehend über Zweck der Übungsritte sowie Leitung derselben und gibt zum Schluss eine Anzahl von Beispielen für taktische Aufgaben. Zwei Kartenbeilagen der Umgebung von Coblenz im Maße 1 : 100.000 und der Umgebung von Euskirchen im Maße 1 : 80.000 sind dem Werke beigefügt. Jeder Leiter oder Theilnehmer eines Übungsrittes wird aus dem Buche mannigfache Belehrung schöpfen.

Prinz Friedrich Heinrich Albrecht von Preußen, geb. zu Königsberg i. Pr. 4. October 1809, gest. zu Berlin 14. October 1872. Beitrag zu den Erinnerungen von 1870/71. Berlin 1896. E. S. Mittler. 60 Pf.

Die Wiederkehr der vor 25 Jahren erfochtenen Siege der Deutschen hat die Erinnerung an einen Prinzen aus dem Hohenzollernhause wieder wachgerufen, der in jenem glorreichen Kriege sein Leben für König und Vaterland freudig einsetzte, dessen braves Soldatenherz für seine Kameraden und Waffenbrüder bis

zu seinem letzten Athemzuge in wärmster Liebe und Treue schlug: an den Prinzen Albrecht von Preußen, den jüngsten Bruder Kaiser Wilhelms I. Das voller Verehrung für den Prinzen geschriebene Büchlein wird jedem deutschen Patrioten eine willkommene Erinnerungsgabe an die Tage von 1870/71 sein.

Eine Geschichte unserer Armee in Bild und Wort.

So ungefähr möchten wir das ebenso prunkvolle als eigenartige Werk nennen, das seit einigen Monaten im Werden und in der Entfaltung begriffen ist und nicht nur ein vornehmes Denkmal unserer Heeresentwicklung, sondern auch ein Denkmal österreichischer Kunst bilden wird. „Die österreichische Armee 1700—1867" ist der etwas allgemein klingende Titel des Werkes, welches in circa 25 Heften vollendet sein wird. Herausgeber sind der Kunsthändler J. Czeiger und der Musik- und Kunstverleger E. Berté; den Text verfasst Oscar Teuber, die Illustrationen R. v. Ottenfeld. Die beiden letzteren Namen sind armeebekannt. Oscar Teubers ausgesprochenes und oft betbätigtes literarisches Ziel ist die Belebung des österreichischen Bewusstseins, die stete Mehrung der Kenntnis unserer Heeresgeschichte, die Begeisterung des Volkes für unser Heer, in welchem wir ja das letzte und stärkste Palladium der Einheit und Größe des Reiches erblicken. Wenn es nun der eigentliche Zweck des vorliegenden Werkes ist, den österreichischen Krieger seit der Begründung und einheitlichen Bekleidung des stehenden Heeres in seiner wechselnden Adjustierung, Ausrüstung und Bewaffnung zu zeigen, wenn die Kunstwerke des Malers vor allem dieser äußeren Erscheinung des Soldaten Rechnung tragen, so erhebt sich der Autor in seinem Texte über dieses Thema und gibt uns in kurzen Umrissen ein klares, durch marcante Details belebtes Bild der Heeresentfaltung seit den ältesten Zeiten, namentlich aber seit dem 30jährigen Kriege. Die Entwicklung der Uniformierung und einheitlichen Ausrüstung zeigt Oscar Teuber stets unter Hinweis auf die lebendige Sprache der Acten, welche ihm das Kriegsarchiv bereitwilligst zur Durchforschung zur Verfügung gestellt hat, und auf die Angaben zuverlässiger, zeitgenössischer Quellen, namentlich der Reglements, Montierungsvorschriften u. s. w. Es war eine dankenswerte, aber auch schwierige Aufgabe, aus diesem complicierten Material eine klare Uniform-Geschichte zu construieren, aber hier dürfte sie vollkommen gelingen. Bisher liegen drei Hefte des Werkes vor. Das erste behandelt die Vorgeschichte der einheitlichen Adjustierung, welche bekanntlich nach wiederholten und vereinzelten Anläufen erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts Thatsache geworden ist, aber auch dann noch lange mit den Separatpassionen der Inhaber zu kämpfen hatte, ferner die äußere Erscheinung, die Organisation und das innere kameradschaftliche Leben der Reiterei in Eugen'scher Zeit. Das zweite Heft beschäftigt sich mit denselben Verhältnissen der deutschen Infanterie, der Heiducken (ungar. Infanterie), der Artillerie und Generalität in der nämlichen Zeit. Im dritten Hefte, das soeben erschienen ist, führt uns der lebensvolle Text in die Theresianische Aera, eine der denkwürdigsten und inhaltreichsten der österreichischen Heeresgeschichte, bedeutsam durch fundamentale Schöpfungen, Umwälzungen und Errungenschaften in unserem Heerwesen. Wir erhalten ein bei aller Knappheit des Raumes getreues Bild des tiefen und heilsamen Einflusses, welchen die große Kaiserin auch auf das Heerwesen genommen hat; sie verband mit hausmütterlicher Sparsamkeit und der Abneigung gegen allen überflüssigen Prunk und Putz des Officiers und Soldaten ein stets warmes Herz für den Krieger und glaubte der Armee und jedem ihrer Angehörigen viel leichter nützen zu können, wenn sie aus den Ersparungen bei Überflüssigem das Nützliche und Nothwendige sicherte. Von geradezu classischer Kürze

und Treffsicherheit sind mehrere eigenhändige Resolutionen, welche Maria Theresia erlassen hat, als man sich im Jahre 1765 zu einer gründlichen Prüfung des Exercier-Reglements, der Adjustierungs- und Ausrüstungs-Vorschriften der Cavallerie entschloss.

Wie schwer entschlossen sich die alten, graubärtigen Generale, etwas von dem zu opfern, was hergebracht war, wenn sie auch ganz klar erkannten, dass es schlecht und veraltet war. Die Kaiserin war energischer und brachte mit einem einzigen klugen Worte Licht in die umständlichsten Deliberationen. „Auf das Feuern der Cavallerie halte nicht viel", sagte sie kurzweg, als man sich gar nicht entschließen konnte, das „Seiten- und Hohlgrabenfeuer" der Reiterei abzuschaffen. Sie kennzeichnete mit knappem, starken Worte den Unsinn der Dragoner-Tambours zu Pferd und der zahllosen Trompeten-Signale bei den Kürassieren. Sie fuhr energisch darein, als sich einige Inhaber die haarsträubendsten Willkürlichkeiten bei ihren Regimentern gestatteten, den armen Soldaten durch das Gebot aller möglichen Selbstanschaffungen bedrückten, ja sogar das Anschaffen falscher, schwarzer Schnurrbärte bei Stockprügelstrafe befahlen. So wurde Maria Theresia wirklich die erhabene Mutter ihrer Soldaten, und begreiflich war die Begeisterung, mit welcher auch der gemeine Mann ihren geheiligten Namen aussprach. Die Weiterentwicklung der Uniformierung, den fortwährenden Krieg gegen Abweichungen von der Norm, gegen Luxus-Spielereien und Gastereien schildert Teuber, stets die untrügliche Sprache der Acten nützend, in erschöpfender Weise. Das dritte Heft gilt der Cavallerie, den Kürassieren, Dragonern und Husaren; sie werden vor der Infanterie behandelt, weil sie damals noch die dominierende Waffe waren, auch in den ersten theresianischen Kriegen, die Fahnen Habsburgs und unseren alten, bedrohten Kriegsruhm besonders hochgehalten haben; die Infanterie wurde erst später zur ausgesprochenen „Königin der Waffen". Diese Darstellung der einzelnen Cavallerie-Species in theresianischer Zeit in Wort und Bild bedeutet einen ebenso wertvollen als anregenden Beitrag zur Heeres- und Cultur-Geschichte. Die Bilder von R. v. Ottenfeld, welche die Czeiger'sche Kunstanstalt in vollendeter Weise reproduciert, schließen sich dem Texte innig und in wahrhaftig künstlerisch-vornehmer Weise an. Es ist nicht allein unbedingte Treue, sondern auch kräftiger, soldatischer Schwung in diesen Militärbildern, den großen farbigen Vollbildern, wie den charakteristischen Text-Illustrationen, die manch' reizende intime Soldaten-Scene, manch' hübsches Detail aus dem Leben in der Regimentsfamilie prächtig veranschaulichen. Ottenfeld, der einer Militärfamilie entsprossen ist und seine frühe Jugend im Hainburger Cadetteninstitute und im Kuttenberger Obererziehungshause verbracht hat, gibt den Franzosen an Genie und Selbständigkeit, Frische der Auffassung durchaus nichts nach: Das erkennt man auch im Auslande an, wo das Teuber-Ottenfeld'sche Werk eine österreichischen Autoren sonst versagte Verbreitung und Würdigung findet. Deshalb sollte man ihm auch in Österreich-Ungarn jene praktische Beachtung widmen, welche einem so kostspieligen, großartig angelegten und für unser Heer ehrenvollen, künstlerisch-literarischen Unternehmen gebürt.

Das Kriegswesen der Alten mit besonderer Berücksichtigung der Strategie. Von Dr. phil. Hugo Liers, Oberlehrer am Gymnasium in Waldenburg. Breslau 1895. Verlag von Wilhelm Koebner. 391 Groß-Octav-Seiten. 9 Mark.

Der erste Eindruck, den man nach dem Lesen dieses, in mehrfacher Hinsicht interessanten Werkes empfängt, ist eine gewisse Verblüffung über die Sicherheit,

mit welcher sich der — nicht dem Wehr-, sondern dem Lehrstande angehörende Verfasser auf dem Gebiete der militärischen Fachlitteratur bewegt. Sodann erinnert man sich unwillkürlich an jene geflügelten Worte, mit denen 1870/71 die Erfolge der deutschen Waffen nicht zuletzt dem deutschen „Schulmeister“ und der höheren Intellegenz der deutschen Heere zugeschrieben wurden.

Obwohl derlei Aussprüche nicht unbedingt zu nehmen, sondern mehr als Ausfluss der herrschenden Anschauungen und maßgebenden Meinungen des Zeitgeistes aufzufassen sind, so ist doch nicht zu verkennen, dass die deutschen Mannschaften durchschnittlich eine gleichmäßigere Schulbildung besitzen und mehrfach von Elementen durchsetzt sind, die man sonst in anderen Heeren unter der Mannschaft nicht so häufig findet und die sich sogar selbst zu Mitarbeitern der militärischen Fachlitteratur heranzubilden befähigt sind.

Auch der Verfasser des vorliegenden Werkes hat den deutschen Mannschaften als Einjährig-Freiwilliger angehört (bekleidet übrigens gegenwärtig die Charge eines Premierlieutenants der Landwehr-Infanterie des ersten Aufgebotes), ist ein — wenn man so sagen darf — einfacher Oberlehrer am Gymnasium einer kleinen Stadt Schlesiens von circa 12.000 Einwohnern, der aber nicht nur die griechischen und lateinischen Geschichtsschreiber wie Thucydides, Polybius, Xenophon, Livius, Caesar etc. gründlich beherrscht, sondern auch seinen Clausewitz, Griesheim, Bonie und andere militärische Fachschriftsteller mit Nutzen gelesen hat und sie bei Bearbeitung seines Stoffes vielfach vergleichend zu verwerten versteht.

Der Umstand, dass der Verfasser die Autoren des Alterthums in gleicher Weise wie die militärische Fachlitteratur der Jetztzeit beherrscht und den Stoff wie schon im Titel hervorgehoben — durch stete Berücksichtigung der Strategie in lebendige Beziehung zu den diesbezüglichen Ansichten der Jetztzeit bringt, ohne dabei in den Fehler zu verfallen, Kriegsereignisse des Alterthums mit solchen der Jetztzeit zu vergleichen, sichert dem Buche ein von Seite zu Seite wachsendes Interesse.

Der Verfasser hat den Stoff in 4 Abschnitte (Capitel) eingetheilt, von denen das 1. Capitel die Streitmittel im weiteren Sinne des Wortes, das 2. Capitel die angewandte Taktik (Marsch, Lager, Gefecht) und die Verpflegung; das 3. Capitel die Kriegführung mit zutreffenden Definitionen des „Krieges“, „Offensive“, „Defensive“ und sonstiger Begriffe und das 4. Capitel die kriegerischen Charaktere der Völker des Alterthums behandelt.

Es ist schade, dass der Belagerungskampf und der Seekrieg, die beide für die Kriegführung der Alten so charakteristisch sind, vom Verfasser aus dem Kreise seiner Betrachtungen ganz ausgeschlossen wurden.

Den Militär interessieren naturgemäß mehr das 2. und 3. Capitel, während die Ausführungen des 1. und die Charakterschilderungen des 4. Capitels von allgemeinem Interesse sind.

Aus dem reichen Inhalte des Gebotenen heben wir die reflectierenden Ausführungen des Verfassers über die Formation der griechischen Phalanx und römischen Manipeln, über die Treffenaufstellung der Cohorten in den cäsarianischen Legionen; über die atheuischen Reiterphylen und römischen Reiterturmen: über die Taktik des Epaminondas, die Niederwerfungs-Strategie Alexander des Großen etc. als besonders zutreffend hervor.

Bei Schilderung der Charaktere der alten Völker werden die alten Römer vom Verfasser ganz besonders begünstigt. Diese Begünstigung klingt am Schlusse

in eine Apotheose der Römer des Alterthums und des altpreußischen Volkes im deutschen Osten aus.

Sollte dem Verfasser eine Weltherrschaft des Deutschen Reiches, ähnlich der des römischen, vorschweben?

Druck und Ausstattung des Buches sind tadellos. Störend wirkt die reichliche Durchsetzung des Textes mit Indexen auf Fußnoten, welch letztere oft die halbe Seite ausfüllen.

Die Beigabe der deutschen Übersetznng der zahlreichen lateinischen und griechischen Citate und Vereinigung derselben am Schlusse des Bandes wäre wünschenswert.

Die Beigabe eines „Registers" auf Seite 388—391 ist für das Nachschlagen beim Gebrauche des Buches sehr zweckmäßig.

Auf Seite 11 dürfte es „Nahkampf" statt „Nachkampf" heißen. Das ist der einzige Druckfehler, welcher bemerkt wurde.

Man muss das Buch als eine sehr gewissenhafte, gründliche nnd verständnisvolle Bearbeitung des interessanten Stoffes bezeichnen, welche sich in dieser zweckmäßigen Zusammenstellung besonders zur Aufnahme des Buches in die Bibliotheken von Mittel- und Hochschulen, besonders aber für solche von Militär-Bildungsanstalten zum Gebrauche für Lehrer und Schüler eignet.

A. M. v. M.

Die Wehrpflicht im Deutschen Reich. Nach amtlichen Quellen systematisch bearbeitet, erläutert und herausgegeben von Fried. Rott, Divisions-Auditeur. Zweiter Band. Die Strafvorschriften über die Wehrpflicht-Verletzungen. Kassel. Verlag von Max Brunnemann. 1896.

Der vorliegende Band enthält eine sorgfältige Zusammenstellung der im Deutschen Reiche im Gesetz- und Verordnungswege ergangenen Bestimmungen und Strafvorschriften in Bezug auf solche Handlungen und Unterlassungen, welche auf irgend eine Weise die Wehrpflicht verletzen, z. B. gegen die Stellungsflucht, gegen Verstöße der Melde- und Controlvorschriften, gegen Simulation, Fahnenflucht u. s. w. Die ziemlich zahlreichen Erläuterungen enthalten treffliche Erklärungen. Der Band ist so bearbeitet, dass er auch ohne den ersten (Gesetze und Verordnungen über die Wehrpflicht) selbständig dasteht und benützt werden kann.

Die Erziehung der Einjährig-Freiwilligen aller Waffen zum Reserve-Officiers-Aspiranten. Grundlagen für das Bestehen der Prüfungen und für die Gesammtansbildung der Reserve-Officiere. Infanterie-Ausgabe. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und 3 Tafeln von v. der Mülbe, Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 und Hilken, Hauptmann z. D. — Berlin 1896. Verlag der Liebel'schen Buchhandlung.

Die wiederholte Auflage spricht deutlich genug für die Brauchbarkeit des gediegenen, eine neue Lehrmethode anwendenden Buches, welches, abweichend von anderen Unterrichtsbebelfen, keine Zusammenstellung des zur Reserve-Officiers-Prüfung nöthigen militärischen theoretisch-praktischen Wissens ist, sondern Hilfen und Winke für die Ausübung des praktischen Truppendienstes enthält, die das Verständnis der Theorie fördern, Lücken im Wissen und Können

ausfüllen und wahren soldatischen Sinn, dann richtiges Interesse für den Beruf des Soldaten bei den deutschen Einjährig-Freiwilligen wecken und festigen sollen.

Wir haben das mit dem Motto: „Im Felde, da ist der Mann noch was wert. Wallensteins Lager“ versehene Instructionsbuch mit großem Interesse gelesen und wünschen demselben die weiteste Verbreitung. ⁂ E.

Geschichte Österreichs. Von Alfons Huber. Fünfter Band. Von 1609—1648. Gotha 1896. Friedrich Andreas Perthes.

Der vorliegende Band behandelt im 9., 10. und 11. Buche des Gesammtwerkes die schweren Verwickelungen, welche unter der Regierung des Königs Mathias (1612—1619) das Signal zu dem großen Religionskriege, dem 30jährigen Kriege gaben und die einzelnen Phasen desselben bis zum Abschluss des westfälischen Friedens (24. October 1648). Mit ganz besonderem Interesse lasen wir die Capitel über den Verrath und Tod Wallensteins (Waldsteins), des Herzogs von Friedland: „des Schöpfers kühner Heere, des Lagers Abgott und der Länder Geisel, der Stütze und des Schreckens seines Kaisers, des Glückes abenteuerlicher Sohn, der, von der Zeiten Gunst emporgetragen, der Ehre höchste Staffel rasch erstieg, und, ungesättigt immer weiterstrebend, der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel. (Schiller, Prolog zur Wallenstein-Trilogie.)“ — Gleich seinen Vorgängern zeichnet auch dieser Band sich durch strenge Objectivität und vornehme Schreibweise seiner erschöpfenden Schilderungen, dann durch Anführung zahlreicher Quellen von gegenständlichen Urkunden und Actenstücken aus und empfiehlt sich dadurch als schätzenswerter Studienbehelf allen jenen, die sich mit der vaterländischen Geschichte eingehender vertraut machen wollen oder müssen, von selbst. ⁂ E.

Der Kampf wider den Umsturz. Aus dem Französischen übertragen von Eduard Goldbeck. Berlin 1896. Fussingers Buchhandlung.

Der durch seine polemischen Schriften bereits bestens bekannte Militär-Schriftsteller Eduard Goldbeck hat eine treffliche Übersetzung einer den Kampf gegen den Socialismus behandelnden Broschüre des französischen Publicisten Georges Picot geliefert.

Der Inhalt dieser Broschüre ist folgender:

Socialismus, Radicalismus und Anarchismus haben dasselbe Ziel, nämlich Umsturz der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Der bedeutend größere Theil der Franzosen ist nicht für den Socialismus, da der Franzose sein Eigenthum und seine Ersparnisse liebt. Um den Socialismus zu bekämpfen, müssen die staatserhaltenden Elemente eine entschiedene Partei bilden. Der Zweck muss sein, nicht nur die Angriffe der Socialisten abzuwehren, sondern auch Positives zu schaffen. Zunächst wird eine Revision der Strafgesetze nöthig sein, da nur die Mangelhaftigkeit das Anwachsen der Umsturzparteien ermöglichte. Die Conservativen sollen die Armen und Nothleidenden unterstützen und das Elend nach Möglichkeit zu lindern suchen, um zu zeigen, dass die Socialisten Worte und nichts als Worte machen, während den Conservativen fruchtbare Schöpfungen zu danken sind.

Jedenfalls ist die Broschüre auch für das militärische Lesepublicum von Interesse, da es gegenwärtig kein wichtigeres Thema gibt als: Heerwesen und Socialismus. D.

Bosheit oder Unkenntnis? Eine Entgegnung auf die beiden Flugschriften des ehemaligen bayrischen Premieur-Lieutenant R. Krafft „Glänzendes Elend“ und „Kasernen-Elend“ von Rendant

Max Zimmermann, Feldwebel und Zahlmeister-Aspirant a. D. Berlin 1896. Fussingers Buchhandlung.

In den oberwähnten Flugschriften hat Rudolf Krafft, liebäugelnd mit den Socialisten, bestehende und altbewährte Heeres-Institutionen, namentlich aber das Officierscorps in heftigster Weise angegriffen.

Max Zimmermann sucht nun nachzuweisen, dass Krafft einzelne bedauerliche Vorfallenheiten verallgemeinert und dass überhaupt die Krafft'sche Schilderung den bestehenden Heereseinrichtungen und dem wirklichen militärischen Leben nicht entspricht. „Thatsächlich sind die Verhältnisse im Heere gesund und die Dienstzeit ist eine gute Schule."

Die Broschüre ist flott und überzeugend geschrieben und bildet eine wertvolle Ergänzung der von uns bereits besprochenen Gegenschriften von Eduard Goldbeck. D.

Das Duell und der germanische Ehrbegriff. Von Dr. Georg v. Below, Professor der Geschichte. Kassel. Verlag von Max Brunnemann. 1896.

Der Herr Verfasser sucht nachzuweisen, dass das Duell nicht germanischen Ursprunges ist, dass weder der gerichtliche Zweikampf, noch das Fehderecht, noch das Turnier einen Anknüpfungspunkt für die Entstehung des Duells bieten. Nach Ansicht des Herrn Autors soll das Duell im 15. Jahrhundert in Spanien, dem Vaterlande des Don Quixotes, des Ritters von der traurigen Gestalt, entstanden sein. Von Spanien aus verbreitete sich das Duell zuerst über die übrigen romanischen Länder und dann auch über Deutschland.

Es ist aber eine historische Thatsache, dass sowohl die Kirche, als auch die weltliche Gesetzgebung gegen das Duell eiferte, indem jene Excommunication, diese die Todesstrafe androhte — und dass sich das Duell dennoch erhalten hat. Diese Thatsache beweist, dass das Duell tiefer begründet ist, als in einer bloßen „Liebhaberei", wie der Herr Verfasser vermeint. Bei der gegenwärtigen Einrichtung des gerichtlichen Verfahrens kann man für Ehrenbeleidigungen nicht immer die entsprechende Genugthuung erlangen, auch können gewisse Ehrensachen nicht vor die Öffentlichkeit gebracht werden, ohne den guten Ruf der Familie zu schädigen. Wir schwärmen nicht für Raufluslige, welche sich wegen Kleinigkeiten schlagen wollen, allein als ultima ratio zur Wiederherstellung der verletzten Ehre erscheint das Duell wohl unentbehrlich. D.

Neuer Blechspangenapparat als erste Hilfe und definitiver Gehverband bei Schussfracturen und Beinbrüchen der unteren Extremitäten, beschrieben vom Verfasser Dr. A. Róth, Orthopäde in Budapest. Budapest 1896 bei Sam. Markus.

Das moderne Bestreben, Leute mit gebrochenen Beinen ehestens aus dem Bette zu bringen und den Knochenbruch im Umhergehen des Patienten ausheilen zu lassen, haben eine große Reihe von Maschinerien und Hülsenverbänden geschaffen wie Bruns, Hessings, Liermanns, Ellbogens etc. Gehverbände, wozu nun auch Róth ein neues Muster eines solchen portativen Verbandes hinzufügte. Alle Erfinder berücksichtigen den verwundeten Soldaten im Kriege und so kommt es, dass in den Garnisonsspitälern fort und fort Erprobungen stattfinden.

Róths Apparat hat eine gute Idee zur Grundlage: das ganze Gewicht des Körpers hat eine eiserne Außenschiene zu tragen, welche bis zum Becken reicht an dieser Schiene wird ein gepolsterter Gurt eingehängt, der zwischen den

Beinen durchgeht und somit hängt die kranke Extremität in diesem Gurte. Unten ist sie gedehnt durch eine Art Gamasche, welche an der Fußplatte fixiert ist.

Leider ist der ganze Apparat zu voluminös, wozu Róth auch in der letzten Zeit Filzplatten hinzufügte als Einlage, damit die Außenschiene und die Innenschiene (Stahlstäbe) nicht drücken sollen.

Im Frieden wird der Apparat unstreitig gute Dienste leisten, da die zahlreichen Blechspangen, Riemen, Metallknöpfe und auch die Filzeinlagen leicht beschafft werden können. Allein im Kriege ist dies geradezu ausgeschlossen und deswegen wird der Apparat, wenn wir selbst von seinem Volumen absehen — ein wichtiger Punkt bei allen kriegssanitären Ausrüstungsgegenständen — kaum ins Feld mitgeführt werden können. Th.

Das erste Quartal der **„Neuen Musik-Zeitung“** Jahrgang 1896 enthält eine Novelle von H. Wachenhusen, Humoresken von P. Rosegger, Herb. Fohrbach und J. v. Bitzer, musikpädagogische Aufsätze von K. Zuschneid, Bessmertny Rubinsteins Lehrmethode), Dr. Haase (C. M. v. Webers Claviercompositionen), eine Reihe musikgeschichtlicher Artikel, einen Essay über Operndramaturgen von Paul Moos, kritische Besprechungen neuer Werke der Musikliteratur, Skizzen über Componisten der Gegenwart, Biographien von Virtuosen mit deren Bildnissen, Tableaux englischer Tonkünstlerinnen und der Mitglieder der Frankfurter Oper, Urtheile über alle wichtigen musikalischen Erscheinungen im Concertsaal und über neue Opern, Anekdoten aus dem Leben von Musikern, Notizen über das Musikleben der Gegenwart. Die wertvollen Musikbeilagen bringen Clavierstücke von Fr. Zierau, Bruno Wandelt, Cyrill Kistler, Paul Höfle, Lieder von Theodor Röhmeyer, Paul Gäbler, Jörgen Malling, Ernst Hartenstein, A. Naubert und ein Duo für Clavier und Geige von Aug. Reiser. — Probenummern sendet der Verleger Carl Grüninger in Stuttgart gebührenfrei.

Das
Literatur-Blatt
umfasst monatlich beiläufig einen Bogen, ist separat paginiert und kann auch als
SEPARAT-ABDRUCK
bezogen werden

Literatur-Blatt

zu

Streffleurs Österreichischer militärischer Zeitschrift.

Redacteur: Hauptmann Kandelsdorfer.

Zu beziehen:
Für Österreich-Ungarn bei der Administration.
Preis ganzjährig 2 fl. ö. W.
im Wege der k. u. k. Commanden 1 fl. 50 kr. ö. W.
Für das Ausland in allen Buchhandlungen Preis 4 Mk.

Nr. 6. Juni 1896.

1. Zur Besprechung eingelangt.

122. **Leitfaden der Allgemeinen Kriegsgeschichte.** Zum Gebranche an den k u. k. Militär-Akademien und für das Selbststudium. Verfasst im Auftrage des k. u. k. Reichs-Kriegsministeriums. Mit 1 Übersichts-Skizze und 47 Gefechts-Skizzen. Wien, 1896. Commissionsverlag von L. W. Seidel.

123. **Das Gefecht bei Nouart und die Ereignisse bei der Maas-Armee am 29. August 1870.** Bearbeitet von Eberhard Mayerhoffer, k. u. k. Oberlieutenant, zugetheilt dem Generalstabe. Mit 4 Beilagen. Wien 1896. L. W. Seidel.

124. **Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen.** 22. Jahrgang, 1895. Herausgegeben von v. Pelet-Narbonne, Generallieutenant z. D. Mit 9 Skizzen im Text. Berlin. E. S. Mittler. Mk. 12·—.

125. **Die Bearbeitung des Reit- und Kutschpferdes zwischen den Pilaren.** Von B. H. von Holleuffer. 2. verbesserte Auflage. Mit 40 Zeichnungen. Hannover 1896. Hahn. Mk. 4·50.

126. **Anleitung zur ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen.** Von J. Hess und Dr. Mebler. Frankfurt a. M. Becbbold. M. 1·—.

127. **Anleitung zur Behandlung des Fahrrades und dessen praktische Verwendung insbesondere für militärische Zwecke.** Von Franz Smutny, k. u. k. Lieutenant in der Reserve des Infanterie-Regiments Nr. 47. Graz 1896. Paul Cieslar.

128. **Schießausbildung und Feuerleitung der französischen Infanterie.** Nach den neuen Vorschriften vom Jahre 1895 bearbeitet von C. G. Egli, Hauptmann. Leipzig, 1896. Zuckschwerdt. Mk. 0·60.

129. **Anleitung für Officiere und Unterofficiere beim Ertheilen des Unterrichtes im Turnen und Bajonnettieren.** Nach den a. h. Vorschriften v. J. 1895 bearbeitet von S. Hauptmann. Leipzig, 1896. Zuckschwerdt. Mk. 0·40.

130. **Zusammenstellung der hauptsächlichen Bestimmungen über die Verpflegung der französischen Armee im Felde** (vom 11. Jänner 1893). Übersetzt von Dr. Siemon, Militär-Intendantur-Rath. Leipzig, 1896. Zuckschwerdt. Mk. 1·—.

131. **Winke für Stellung und Lösung von Aufgaben für Officier-Patrouillen.** Von Freiherr von König, Oberstlieutenant und Commandeur des Uhlanen-Regiments GH. Friedrich v. Baden Nr. 7. Mit 8 Kartenskizzen, 1 farbigen Signaturen-Tafel und 5 Anlagen. Berlin, 1896. R. Eisenschmidt. M. 1·80.

132. **Le cose d'Africa** di C. Còrsi, Tenente-Generale. Estratto dalla Riforma Sociale. Torino, Roux Frassati.

133. **Prima e dopo Abba-Garima** di C. Còrsi, Tenente-Generale. Estratto dalla Riforma Sociale. Torino, Roux Frassati.

134. **Freytags ABC für Touristen und Radfahrer.** Von E. L. Mit drei Tafeln. Wien. G. Freytag & Berndt.

135. **Das Nachrichten-Detachement Nr. 2 der Ost-Partei während der Cavallerie-Aufklärungs-Übung im September 1895.** Von Rittmeister Anton Burka. Mit 1 Skizze. Wien 1896. L. W. Seidel.

136. **Das Geschützwesen und die Artillerie in den Landen Braunschweig und Hannover** von der ersten Anwendung eines Pulvergeschützes in Deutschland im Jahre 1365 bis auf die Gegenwart. 1. Theil 1365—1631. Nach authentischen Quellen bearbeitet von J. Freiherrn von Reitzenstein, kgl. sächs. Hauptmann a. D. Leipzig 1896. Moriz Ruhl.

137. **Die Entwicklung der deutschen Festungs- und Belagerungs-Artillerie** in Bezug auf Material, Organisation, Ausbildung und Taktik von 1875—1895. Mit Benützung dienstlichen Materials dargestellt von H. v. Müller, Generallieutenant z. D. Mit 8 Abbildungen im Texte und 3 Tafeln. Berlin 1896. E. S. Mittler. Mk. 14·—.

138. **Generallieutenant Georg Wilhelm von Driesen.** Ein Lebensbild verfasst von Max Droese. Berlin. E. S. Mittler. 40 Pf.

139. **Kürassier-Briefe an eine Dame.** Ein Remonte-Commando von dazumal. Von Moriz v. Berg-Nesselröden. Berlin. E. S. Mittler. Mk. 1·75.

140. **Applicatorische Übungen aus der flüchtigen Befestigung.** Ein Entwurf des Vorganges nebst 80 ausgearbeiteten Beispielen. Von Arthur Van Zel von Arlon, k. u. k. Hauptmann im Pionnier-Bataillon Nr. 12. Mit 4 Beilagen. Krakau 1896. Selbstverlag. fl. 1·30.

141. **Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte.** Herausgegeben vom k. b. Kriegsarchiv. Heft 5. Die Bayern in Schleswig-Holstein 1848—1850 und die Eisenbahntransporte für Mobilmachung und Aufmarsch der k. bayerischen Armee 1870. München 1896. J. Lindauer. (Schöpping.) Mk. 3·—.

142. **Prof. A. L. Hickmanns geographisch-statistischer Taschen-Atlas des Deutschen Reiches.** 1. Theil. Leipzig und Wien. Kartogr. Anstalt G. Freytag und Berndt. Mk. 2·—.

143. **Rang- und Quartierliste der kgl. preußischen Armee und des XIII. (kgl. württembergischen) Armeecorps für 1896.** Mit den Anciennetäts-Listen der Generalität und der Stabsofficiere. Nach dem Stande vom 24. April 1896. Berlin. E. S. Mittler. Mk. 7·50.

144. **Geschichte der Stamm-Abtheilungen des III. Bataillons des kgl. bayr. 19. Infanterie-Regiments.** Bearbeitet von Fritz Roeder, Premier-Lieutenant, commandiert zur Kriegs-Akademie. 3. Aufl. Erlangen 1896. H. Metzger u. A. Eiffländer.

145. **Russland am Stillen Ocean.** Eine zeitgemäße Studie von T. v. T. Berlin. Milit. Verlag R. Felix. M. 0·80.

2. Recensionen.

Lehrbuch der Waffenlehre zum Gebrauche an den k. u. k. Militär-Akademien und zum Selbststudium für Officiere aller Waffen bearbeitet von Eduard Marschner, k. u. k. Hauptmann und Lehrer an der technischen Militärakademie. II. Band: Specielle Waffenlehre. Mit 185 Abbildungen. Wien und Prag. Verlag von F. Tempsky. 1895.

Vorliegender II. Band bildet den Schluss des „Lehrbuches der Waffenlehre“ von Hauptmann Marschner und reiht sich würdig, sowohl was Behandlung des Stoffes, als auch was Ausstattung des Werkes anbetrifft, an den im vorigen Jahre erschienenen, die „allgemeine Waffenlehre“ behandelnden I. Band an.

Was wir anlässig der Besprechung des letzteren (Decemberheft 1895) gesagt, können wir nur wiederholen. Diese Waffenlehre enthält in doppelter Beziehung einen Fortschritt gegenüber ähnlichen Publicationen des Inlandes. Die applicatorische Behandlung des umfangreichen Stoffes und die zweckmäßige Gliederung desselben bilden diese Fortschritte.

Wir sind jedoch der Ansicht, dass vorstehendes Werk als „Lehrbehelf“ zu umfangreich ist und sind überzeugt, dass Verfasser unsere Ansicht theilt.

Wir hoffen daher, dass es demselben bei einer Neuauflage gelingen wird, den Lehrstoff bedeutend zu restringieren. Die Fähigkeit und das Geschick hiezu besitzt Verfasser in hervorragender Weise.

Im speciellen wäre über den II. Band zu sagen, dass derselbe aus drei Abschnitten und einem Anhange besteht.

Der VI. Abschnitt bespricht die „Handfeuerwaffen“, der VII. die „Geschütze“, der VIII. den „Gebrauch und die Verwendung der Feuerwaffen“.

Im Anhange ist die „Einrichtung der bei den k. u. k. Truppen im Gebrauche stehenden blanken Waffen“ behandelt.

Im Abschnitte „Handfeuerwaffen“ hätten wir gewünscht, dass bei der Besprechung der in unserer Armee eingeführten Repetiergewehre jener Bestrebungen gedacht worden wäre, welche auf die Erleichterung des Gewehres (Modell 1895) abzielen.

Bei Besprechung des französischen Feldgeschützmateriales ist uns besonders aufgefallen, dass als Feldgeschütz nur die 90 mm Feldkanone M. 77 angeführt ist. Soweit wir orientiert sind, besitzt die französische Feldartillerie außer der 90 mm noch die 80 mm Feldkanone und die 120 mm Feldhaubitze. Wenigstens die uns vorliegenden bis zum Jahre 1896 berichtigten französischen Reglements sprechen von einer Ausrangierung des 80 mm nichts. Wir wissen wohl, dass in einigen Tagesblättern hievon vorübergehend die Rede war, — wir hielten dies jedoch nur als eine Vermuthung. Die in diesem Jahre erschienene Waffenlehre von Generalmajor Wille, welche die jüngste Waffenlehre ist, führt den 80 mm auch noch an.

Der Marschner'schen Waffenlehre wünschen wir jene bedeutende Verbreitung, welche sie verdient. L. V.

Reglements der kaiserlich russischen Armee. 16. Heft. Neue Gefechts- und Schießvorschriften der Feldartillerie (1893 bis 1895). Nebst einem nach russischen Quellen bearbeiteten Abriss der Organisation, Ausrüstung und Ausbildung der Feldartillerie Leipzig. Zuckschwerdt & Co. Verlagsbuchhandlung für Kriegswissenschaft (früher Helwing'scher Militärverlag) 1896.

Die vorgenannte bekannte Verlagsbuchhandlung hatte im Jahre 1889 mit der heftweisen Ausgabe, theilweise von Auszügen, theilweise von wörtlichen Übersetzungen russischer Reglements begonnen und dieses dankenswerte Unternehmen bis zum heutigen Tage fortgeführt.

Das vorliegende jüngste Heft bildet eigentlich eine Ergänzung des im Jahre 1893 erschienenen „Geschütz-Exercieren und Exercieren der Feldbatterie“

betitelten 6. Heftes, und enthält die neuesten Gefechts- und Schießvorschriften der russischen Feldartillerie.

Die hohe Bedeutung des Studiums der fremden Armeen, ihrer Reglements und Einrichtungen ist wohl heutzutage überall als erkannt vorauszusetzen. Das vorliegende Heft empfiehlt sich daher selbst.

Es gewinnt aber durch die Thatsache an Bedeutung, dass die russische Heeresleitung der Entwicklung ihrer Feldartillerie in den letzten Jahren eine besondere Sorgfalt zugewendet hat. L. V.

Emploi de l'artillerie à cheval dans le combat. Par le Major Alfred Bertrang, commandant l'artillerie de la 1re division de cavalerie belge. Bruxelles. Libraire militaire C. Muquardt. 1894.

Diese Schrift ist ein Separatabdruck des in der Revue de l'armée belge im Jahre 1894 erschienenen gleichen Aufsatzes. Der Verfasser entwirft darin eine reglementarische Vorschrift für die Verwendung der reitenden Artillerie.

Die Ansichten des Verfassers sind interessant; die Schrift lehrreich und beachtenswert.

Um die Beweglichkeit der reitenden Artillerie zu erhöhen, fordert Bertrang, dass die Batterien ohne Munitionswagen marschieren, zwei der letzteren pro Batterie haben an die Queue der Haupttruppe anzuschließen. Dieser Vorschlag ist um so beachtenswerter, als derselbe bereits in der französischen instruction sur l'emploi de l'artillerie vorgeschrieben ist.

Diese Schrift sollte von jedem Feldartilleristen gelesen werden. L. V.

Die Anwendung der Photographie zu militärischen Zwecken. Mit 21 Figuren im Texte. Halle a. S. 1896. Druck und Verlag von Wilhelm Knapp.

Premier-Lieutenant Kiesling veröffentlicht unter diesem Titel im 19. Hefte der „Encyklopädie der Photographie" eine beachtenswerte Studie, welcher manche schätzenswerte Anregungen zu entnehmen sind.

Autor bespricht die Vervielfältigung von Karten, Plänen u. s. w., die Photogrammetrie, die Ballonphotographie, die Drachenphotographie, die Raketenphotographie, die Fernphotographie, die Recognoscierungsphotographie, die mikroskopische Photographie, die Mikrophotographie, die Photographie fliegender Geschosse, der Pendelungen der Langgeschosse, der Geschosswirkungen, des Rücklaufs der Geschütze, der springenden Minen und Hohlgeschosse, sowie die Serienphotographie.

Der Anwendung der Photographie zur Reproduction und bei Herstellung von Karten wurde in unserem militär-geographischen Institute die größte Beachtung geschenkt; dies anerkennt Verfasser, indem er auf die vorzügliche Schrift Volkmers hinweist. — Die Photographie in enger Verbindung mit der Lithographie und dem Schnellpressendruck machen es allein möglich, den nach Hunderttausenden zählenden Kartenbedarf einer großen Armee während der Mobilisierung zu decken.

Von außerordentlichem Vortheile wäre es, wenn man den Officier und die Stäbe von der Mitführung der enorm vielen Kartenblätter entlasten könnte, welche den möglichen Kriegsschauplatz enthalten. Der einzige Weg wäre folgender: Der gesammte in Betracht kommende Raum wäre auf ein oder auf ein paar Blättern so stark zu verkleinern, dass Einzelheiten nur mittelst Lupe zu erkennen sind. Hiemit erzielte man eine kolossale Volums- und Gewichts-Verminderung des mit-

zuführenden Materials. Vergrößerungen wären — nach Bedarf — im Felde vorzunehmen. In dieser Richtung sind die Engländer allen Armeen des Continentes weit voraus: Den Feldtelegraphen-Abtheilungen werden Feldphotographie-Detachements mit allen erforderlichen Apparaten zur Vervielfältigung von Karten mittels Photographie und Lichtdruck beigegeben — freilich haben die Engländer nicht mit Millionenheeren zu rechnen.

Bezüglich der Photogrammetrie machten die Deutschen die Erfahrung, dass sie überhaupt bei keinem kleineren Maße als 1 : 6250 erfolgen könne, es musste daher jedes Sectionsblatt 1 : 25.000 in 16 Theile zerlegt werden die photogrammetrischen Aufnahmen dieser Theile zusammengesetzt und dann wieder auf 1 : 25.000 reduciert werden. Welche Kosten entstehen aber durch ein derart compliciertes Verfahren. Zwecklos ist ferners die Anwendung der Photogrammetrie im freien Felde. Der Verfasser ist daher auch unserer Meinung, dass diese Aufnahmeart nur im Alpen- und Felsgebirge bei unzugänglichen Abhängen mit Vortheil anwendbar ist.

1868 ließ die deutsche Kriegsverwaltung Saarlouis nebst Vorterrain photographisch aufnehmen. Die Arbeit dauerte im ganzen 10 Monate und entsprach nicht.

Am 1. September 1870 mobilisierte Deutschland auch ein Feldphothographie-Detachement und betraute es mit der Aufnahme der Angriffsfront von Straßburg. Von drei Punkten aus fanden Aufnahmen statt; für die Construction aus den Bildern war das Messen einer Standlinie und die trigonometrische Festlegung der Aufstellungspunkte des Instrumentes nothwendig. Diese Arbeiten währten vom 21. bis 27. September, an welchem Tage Straßburg capitulierte. — Am 18. October wurde das Detachement vor Paris befohlen. Die große Kälte verhinderte photogrammetrische Arbeiten.

Die preußische Heeresverwaltung verzichtete zunächst auf die Fortsetzung der photogrammetrischen Versuche bis zur Einführung der für die Feldarbeit günstigen Bromsilbergelatine-Trockenplatten. Die weiteren Versuche Dr. Stolzes 1885—86 schlossen die Arbeiten in Deutschland ohne Erfolg ab.

Bessere Erfahrungen machten bekanntlich Paganini und General Ferro in Italien.

Unbekannt blieb dem Autor aber, dass das militär-geographische Institut in Wien sich in den letzten zwei Jahren sehr intensiv mit der Photogrammetrie beschäftigte.

Raummangels können wir uns mit den folgenden Capiteln nicht ebenfalls näher beschäftigen.

Das aus dem Buche bisher Angeführte wird aber gewiss manches Interesse für dasselbe wachrufen. Es ist gut geschrieben und lehrreich, verdient daher die größte Verbreitung.

Rathgeber für Anfänger im Photographieren. Behelf für Fortgeschrittene. Herausgegeben von Ludwig David, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Mit 80 Textbildern und 2 Tafeln. 4. neu bearbeitete Auflage. Halle a. S. 1896. Wilhelm Knapp.

Der beste Rathgeber für Anfänger im Photographieren ist unstreitig das vorliegende, sehr nett ausgestattete Büchlein des rühmlichst bekannten Verfassers, dessen frühere Werke wir seinerzeit eingehend besprochen haben.

Wir empfehlen die 4. Auflage ebenso wie die früheren.

Von dem im Verlage von Max B a b e n z i e n in Rathenow erscheinenden Sammelwerke: **„Deutschlands Ruhmestage 1870/71“,** dessen wir bereits früher lobend Erwähnung thaten, sind uns nunmehr die Lieferungen 6—9 zugegangen. Dieselben enthalten die Schilderungen von Hugo E h r e n b e r g: „F e l d z u g s e r i n n e r u n g e n e i n e s F ü n f u n d d r e i ß i g e r s“. Verfasser, der in den Reihen des 35. Regiments den Feldzug mitgemacht, schildert die letzten Tage vor Metz, den Marsch an die Loire, die Kämpfe bei Orleans und Le Mans, den friedlichen Rückmarsch und endlich das Garnisonleben in der Champagne, warm, lebenswahr und frisch. Dabei sind seine Darstellungen, wenn es geht, auch mit jenem trefflichen Humor durchwürzt, der den sich zum größten Theil aus Berlinern recrutierenden 35ern eigen ist. — Erneut sei das Werk allen ehemaligen deutschen Militärs zur Anschaffung empfohlen.

Das vierte Quartal der in Stuttgart bei Carl Grüninger erscheinenden **Neuen Musik-Zeitung“** enthält eine Reihe kritischer Artikel über Tonkunst und Tonkünstler aus der Feder hervorragender Fachmänner, musikpädagogische und musikgeschichtliche Aufsätze, Briefe über bedeutende Concert- und Opernneuheiten aus allen Großstädten Europas, Biographisches über Componisten, Virtuosen und Dirigenten mit Bildnissen, längere Abhandlungen von Dr. v. A m s b e r g und Paul M o o s über Darwin und Wagner, sowie über moderne Kapellmeister, Besprechungen neu erschienener Musikalien und Bücher, Texte für Liedercomponisten, Novellen und Humoresken von P. R o s e g g e r, A. N a s t und H. v. d. R h ö n, eine Fülle von Notizen über das Musikleben der Gegenwart und heitere Anekdoten, ausgewählte Clavierstücke und Lieder, sowie Duo für Clavier und Violine von F. Z i e r a u, Karl K ä m m e r e r, J. M a l l i n g, J. M a i und Cyrill K i s t l e r und schließlich als literarische Beilage eine Aesthetik der Musik von William W o l f. Der vierteljährliche Abonnementspreis, der im Verhältnis zum Gebotenen ein staunenswert billiger genannt werden muss, beträgt nur 1 Mark. Probenummern versendet die Verlagsbuchhandlung Carl Grüninger in Stuttgart gebürenfrei.
